St. Gall.
25627(2 Quibelon

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

27164.

Aurelia.

Anhang.

Aurelia,

oder:

Die Juden der Porta Capena.

Bayerische Staatsbibliothek München

Von

M. A. Quinton,

Advokat.

Landauer'sche LEIHBIBLIOTHEK Schöpfung

Zweiter Band.

Aus dem Französischen.

Autorisirte Uebersetzung.

Münster.

Druck und Verlag der Aschendorff'schen Buchhandlung.

1867.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dritter Theil.

Die Vestalin.

Erstes Kapitel.

Vor dem Sturm.

Einige Monate sind verflossen seit den Begebenheiten, welche die ersten Abschnitte dieser Erzählung ausgefüllt haben.

Die Physiognomie Roms hat sich geändert, weil es jetzt in Rom einen Menschen mehr gibt und weil dieser Mensch der Kaiser Domitian ist!

Domitian! Das will sagen die furchtbare Drohung in Person und ohne Zweifel die schreckliche Verwirklichung aller abscheulichen Complotte, zu welchen er vor seiner Abreise den Befehl gegeben hatte.

Und dennoch, wohin wir auch unsere Blicke richten mögen, um die verschiedenen Personen wieder zu finden, welche wir unsern Lesern vorgeführt haben, wir sehen sie in einer Lage, welche nicht beunruhigt zu sein scheint oder welche wenigstens keine dringende Gefahr offenbart.

Die Verfolger wie die Opfer sind beide in Ruhe und nichts zeigt an, daß ein Unwetter sich aufs neue bereitet auf sie einzustürmen.

Die armen Juden der porta Capena haben durch rührende Feste die Hochzeit der Cäcilia und des Olinth

gefeiert; Flavia Domitilla wie Aurelia haben durch ihre freigebigen Spenden Freude und Ueberfluß in die Häuslichkeit dieser beiden jungen Eheleute verbreitet.

Cäcilia ist also jetzt Hausfrau (matrona) und sie führt diesen Titel vortrefflich. Ihr anmuthiges und frisches Gesicht hat die ganze Farbe der Gesundheit wieder gewonnen, es bleibt ihr von dem vergangenen Leiden nur ein melancholischer Zug, der ihrer ruhigen und sinnigen Schönheit nicht übel steht.

Olinth und sie haben auf dem Palatinischen Hügel ein Haus von sehr gutem Aeußern gemiethet, damit Cäcilia nicht zu entfernt wohnt von Flavia Domitilla, welche sie immer in ihren Werken der Barmherzigkeit unterstützt, von Aurelia, welche niemals glücklicher ist als in den Augenblicken, wo die junge Frau sie besucht und von Cornelia, welche sie am Liebsten bei sich zurückbehalten hätte, als sie die Schwelle des atrium regium überschritt.

Aber Cäcilia konnte nicht die armen Verwiesenen der porta Capena vergessen, Petronilla, Eutychia und alle die, welche sie so geliebt haben; dorthin begibt sie sich am häufigsten, dort verweilt sie am längsten.

Es gibt so viel Elend zu lindern, so viel Thränen zu trocknen in dieser ungesunden und öden Gegend am äußersten Ende Roms. Wenn Cäcilia sich darüber betrübte, als sie nur ein armes, all diesen Unglücklichen fremdes Mädchen war, wie sehr wird sie jetzt darüber seufzen, wo sie ihre Schwester ist durch das doppelte Band der Dankbarkeit und der gleichen Gesinnung!

Cäcilia wollte nicht reich werden. Sie bat die beiden Damen, welche gern alle ihre Schätze ihren Händen anvertraut hätten, sie wenigstens etwas in der Armuth Christi zu lassen; aber wenn sich unter ihren Brüdern ein großes Bedürfniß zeigt, dann eilt sie zu Flavia Domitilla und lieber noch zu Aurelia, ja selbst zur Großvestalin, um ihnen zu lehren, wie man sein Herz der süßen Freude der schönsten christlichen Tugend öffnet.

Man sieht Cäcilia hat ihre Pläne; sie spricht nicht

davon und wählt einen Seitenweg, es ist das oft der kürzeste, um dahin zu gelangen, wohin man will.

Cäcilia ist also glücklich; sie ist glücklich in ihrem Glauben und in der Liebe, mit welcher Olinth sie umgibt; sie ist auch glücklich in der Zuneigung, welche sie einzuflößen gewußt hat; denn die Gefühle, welche unsere Handlungen erwecken, gleichen den Wohlgerüchen, welche auf die Sinne wirken; sie dringen bis in die unzugänglichsten Seelen.

Cäcilia wirft ungeachtet ihrer Jugend und ihrer bescheidenen Stellung ohne ihr Wissen die Strahlen eines süßen Zaubers um sich.

In der heiligen Gemeinde wird sie gleich der Petronilla verehrt und das ist begreiflich, sie ist die einzige unter allen diesen Männern und Frauen, welche die Ehre gehabt hat für Christus zu leiden und seinen Namen zu bekennen.

Im Hause des Consuls Flavius werden dieselben frommen Huldigungen dem muthigen Kinde erwiesen, in Verbindung mit einer lebhaften Dankbarkeit für ihre Hingebung an das Wohl dieser edlen Familie.

Von Seiten der Aurelia und der Großvestalin ist Cäcilia der Gegenstand einer gleichen Liebe; nur fehlt in der Freundschaft, welche Aurelia ihr gewidmet hat jede Berechnung und jedes persönliche Interesse, wie Beides vielleicht zu sehr in den Gefühlen der Cornelia herrscht.

Während nämlich die Großvestalin wieder ihr Amt im atrium regium übernommen hat, hat Metellus Celer seinerseits Rom verlassen, um sich auf den Rath des Vibius Crispus in einem unzugänglichen Schlupfwinkel zu verbergen. Indeß suchen von Zeit zu Zeit einige Briefe Cornelia auf und trösten sie in ihrem Schmerz und diese Briefe werden ihr von Cäcilia überbracht, welche sie von einem unbekannten Boten empfängt.

Man hat es ohne Zweifel geahnt, es besteht zwischen der Großvestalin und dem jungen Manne ein anderes Verhältniß als das gemessene Wohlwollen, das aus

einer großen Wohlthat entspringen kann; ohne ihr Wissen sind in der Tiefe ihrer Seelen zärtlichere Empfindungen erwacht; Cornelia vorzüglich liebt Metellus mit der ganzen ungeduldigen Inbrunst des Verlangens, das beinahe sein Ziel erreicht, nachdem es sich so lange in Hoffnungslosigkeit verzehrt hat. Kaum ein Jahr trennt die Großvestalin noch von dem Augenblick, wo sie frei werden wird und dann! . . .

Aber Metellus Celer, dieser junge Mann von 28 Jahren, wird der eine durch lange bittere Erfahrungen welk gewordene Jungfrau haben wollen, auf deren Gesicht die Jahre ihre verhängnißvollen Züge geschrieben haben? Wird er nicht Bedenken tragen, angesichts der Vorzeichen, die für unheilvoll alle Heirathen der Vestalinnen erklären, welche mit sechs und dreißig Jahren von ihren Gelübden befreit sind? Vielleicht schmeichelt sie sich, ihm eine Liebe einzuflößen, welche kein Hinderniß in ihrem stürmischen Schwunge aufzuhalten vermöchte.

Cornelia wagt es nicht, jemandem diese Besorgnisse anzuvertrauen, welche an ihrem Herzen nagen, noch diese Wünsche, denen sie kaum in ihren verborgensten Gedanken nachzuhängen wagt.

Glücklicher ist Cäcilius daran, der bei seiner Tochter lebt und bei dem Manne, den er mit Stolz seinen Schwiegersohn nennt. Der Steuer-Einnehmer hat seine Meinung hinsichtlich der verfluchten Juden geändert, welche er mit so viel Strenge verfolgte. Wie früher sieht man ihn oft in der Gegend der porta Capena, aber nicht mehr um dort Unheil zu stiften, es heißt, Cäcilius besuche, Christ geworden, nur seine Brüder und betheilige sich fleißig an allen ihren Versammlungen.

Cajus Tongilianus Vespertinus Gurges ist nicht mehr einfacher Leichenträger. Sein Vater hat ihm den Scepter der Libitina übertragen, er ist gegenwärtig einer der geachtetsten Bürger in den Umgebungen des circus maximus. Und dessen ungeachtet denkt Gurges nicht daran, einem Mädchen anzubieten, die Ehre seiner neuen Würde zu theilen. Er antwortet denjenigen,

welche die Frage seiner Verheirathung in Anregung bringen, es würde Zeit sein daran zu denken, wenn ihm die Götter eine andere Cäcilia zeigen würden. Man sieht Gurges ist Anbeter der Venus Libitina, seiner Lieblingsgottheit geblieben, was ihn jedoch nicht hindert, so oft er kann, das Haus der Cäcilia und des Olinth zu besuchen, dieser beiden Christen, die von Zeit zu Zeit einige kleine liebevolle Angriffe auf ihn wagen.

Aber Gurgus behauptet, alle Religionen seien gut, vorausgesetzt daß man ein rechtschaffener Mensch sei. Augenscheinlich ist Gurges ein großer Philosoph.

Der neue Leichen=Ceremonienmeister hat entschieden mit Eutrapelus gebrochen, und zwar so gründlich, daß jeder Leichenträger, dem es einfiele ihm nur eine handvoll Haare zu liefern oder ihm nur einen einzigen Zahn zu bringen, sofort aus der ehrenwerthen Bruderschaft der Libitina ausgeschlossen werden würde. Gurges ist ungeheuer böse auf Eutrapelus wegen des Registers des Parmenon; er behauptet, der Barbier hätte scharfblickender sein und einen Freund nicht solchen Verlegenheiten aussetzen sollen.

Eutrapelus schweigt ganz über dieses Abenteuer, in das man ihn indirect verwickelt hat; er empfindet darüber einige Unruhe bezüglich der hohen Würde, welche er als Belohnung seines Eifers hoffte; auch suchte er die Launen der unbeständigen Fortuna zu bessern indem er seine Sorgfalt in der politischen Erziehung seiner Elster verdoppelte, und vor Allem indem er als ein bewunderungswürdiges Literaturwerk eine Abhandlung über die Kunst die Haare zu conserviren rühmt, das ganz kürzlich Domitian veröffentlicht hat.*)

Was Marcus Regulus betrifft, so hält er sich streng in einer absoluten Zurückgezogenheit und in der Ruhe seiner prächtigen Wohnung verborgen. Man könnte sagen,

---

*) Sueton, Dom. c. 18. Dieser Schriftsteller theilt einige Zeilen aus der Abhandlung Domitians mit.

er will sich in Vergessenheit bringen und er denkt weder an die Vestalin Cornelia noch an die Christen, diese beiden großen Angelegenheiten, welche er gleichzeitig mit der von uns gewürdigten Beharrlichkeit und Sorgfalt betrieb.

Es hängt das mit gewissen Ursachen zusammen, welche sich später ergeben werden; aber es findet sich darunter eine, die wir sogleich erwähnen müssen, wegen ihrer genauen Verbindung mit den unsern Lesern bereits bekannten Thatsachen.

Die Befreiung der Cäcilia und der Tod des Parmenon=Phädria durchkreuzten auf sehr ernste Weise alle Entschlüsse und Pläne des Marcus Regulus. Da Cäcilia seiner Gewalt entging, verlor er mit ihr alle Hoffnung in die Geheimnisse der Christen einzudringen und die vornehmsten Glieder dieser verfluchten Secte kennen zu lernen; mit dem Verschwinden des Parmenon war er eines werthvollen Complicen in der Ausführung untergeordneter Einzelheiten beraubt, die oft so wichtig sind, und zudem fand er sich selbst in seltsame Verlegenheiten verwickelt.

Metellus Celer hatte mit Recht vermuthet, daß der Tod seines Vaters und die Zerstörung der Villa des Vespasian und des Titus von Domitian befohlen, von Marcus Regulus sorgfältig entworfen und von Phädria, dem ehrlosen zur Ausführung dieses dunkeln Planes gewählten Schurken, vollzogen worden war.

Wahrhaftig, Domitian, der davon träumte, sich über die Menschheit zu erheben, der sich den Sohn der Götter nannte, der seine goldene Bildsäule auf das unter Anrufung seines Namens und ohne irgend eine Erwähnung der alten Gottheiten neu aufgebaute Capitol setzte, der sich Gott nennen ließ, der in Rom dem Flavischen Geschlechte einen Tempel gerade auf den Trümmern des bescheidenen Hauses errichtete, worin er geboren war, der seinen Bruder vergötterte, — Domitian konnte nicht länger die Zeugnisse seiner niedern Abkunft und die Orte vor seinen Augen dulden, wo Vespasian und Titus, welche gern die Spuren ihres

bescheidenen Ursprungs wieder aufsuchten, selbst mitten unter dem alten Hausgeräth ihrer Vorfahren, das an Festtagen Parade machen mußte, das Plebejerthum der ersten Flavier proklamirten.

Dazu kommt noch, daß Reate und Phalacrina sich bei Gelegenheit des Todes des Titus mit unheimlichen Gerüchten angefüllt hatten und daß vielleicht Lucius Metellus, Freund des Vespasian und in seiner Villa wohnhaft, nicht alle diese Gerüchte beseitigt hatte, welche bis zu Domitian drangen.

Nach dem Zeugnisse des Dio Cassius trug Domitian oft sehr große Sorge, seine blutdürstigen Gewaltthaten zu verbergen. Man hat tausend Beispiele von Personen, die zum Tode bestimmt waren und die er zuerst verbannte, damit wenn sie außerhalb Roms getödtet wurden, ihr tragisches Ende weniger Aufsehen errege. Der Gebrauch des Giftes war ihm aus diesem Grunde sehr vertraut; oft sah man ihn selbst verschiedene Kunstgriffe anwenden, um seine Opfer zum Selbstmord zu verleiten. Dann suchte er die Welt zu überreden, diese That, zu welcher er sie gezwungen hatte, sei die Wirkung eines freiwilligen Entschlusses von ihrer Seite gewesen.

So hatte denn dieser wilde Tyrann zu gleicher Zeit den Tod des Lucius Metellus und die Vernichtung des Hauses beschlossen, das die Wiege seiner Familie war.

Aber es war nothwendig, eine gewisse Klugheit in der Ausführung dieses Planes anzuwenden und der Kaiser combinirte eben mit ziemlicher Schwierigkeit die Mittel, um zu verhindern, daß man ihm dieses Doppelverbrechen zuschrieb, als Regulus versprach die Sache zu übernehmen.

Er hatte den Gedanken des Domitian errathen und hoffte, indem er ihn befriedigte, sich in sein Vertrauen recht weit einzuschleichen.

Es war also Regulus, der durch Vermittlung eines wandernden Sclavenhändlers, wie man deren eine ziemlich große Anzahl antraf, dem Lucius Metellus den Phädria anbieten ließ, dessen Verwegenheit und Ge-

wandtheit er schon bei mehreren Gelegenheiten erfahren hatte. Phädria, in den Dienst des Metellus eingetreten, hatte seine Instructionen. Er solle heimlich dessen Sclaven zur Empörung treiben, zur Plünderung aufreizen und wenn sie alle hinlänglich vorbereitet wären, sich mit ihnen, Feuer und Schwert in der Hand, auf das Haus des Greises stürzen, es von Grund aus zerstören und ihn selbst, so wie seinen Sohn mitten unter den Trümmern verschwinden lassen.

Auf die Weise würde dieses große Attentat nie dem Kaiser vorgeworfen werden können. Man würde darin nur einen jener unter den Sclaven so häufigen Aufstände sehen und die Vernichtung der Villa des Vespasian und des Titus würde als eine ganz natürliche Folge der Wuth jener Elenden gelten.

Phädria sollte, wenn es gelänge, seine Freiheit erhalten und Regulus versprach ihm auch noch eine vortheilhafte Anstellung.

Wir wissen, mit welcher Genauigkeit dieses Werk der Finsterniß ausgeführt wurde. Nur Metellus Celer, der in Rom wohnte, hatte von dem Dolch des Phädria nicht erreicht werden können.

Dieser kehrte zum Regulus zurück, indem er ihn aufforderte seine Versprechungen zu halten.

Der Denunziant war damit zufrieden, denn er rechnete darauf, sich des Phädria zu bedienen, über den er eben durch das Verbrechen eine absolute Macht erlangt hatte; aber wie sollte er ihn den Nachforschungen des Metellus Celer entziehen, der, um seinen Vater zu rächen Rom und selbst Italien nach allen Richtungen hin durcheilte.

Bis man sich des jungen Mannes entledigt hätte, wurde Phädria von Regulus nach Kleinasien geschickt, dort sollte der Elende seinen Namen ändern, sich mit Hülfe falscher ihm zugestellter Urkunden freisprechen und vor Allem sich so entstellen lassen, daß er nicht mehr wieder zu erkennen war: später, wenn es Zeit dazu sein würde, wollte Regulus ihn zurückrufen.

Damals wurde Metellus Celer mit jenen heimlichen

Nachstellungen umringt, mit deren Hülfe man den Mord vollziehen zu können hoffte, dem er entschlüpft war. Aber die Vermittlung der Großvestalin vereitelte noch einmal die Plane des Regulus. Indessen hatte Metellus, in neue Schlingen verwickelt, sich genöthigt gesehen zu fliehen und seine Sicherheit außerhalb Roms zu suchen.

Phädria durfte daher wieder erscheinen. Er erschien wirklich wieder unter dem Namen Parmenon, völlig unkennbar geworden in Folge der tiefen Narben, welche auch den scharfsichtigsten Blick, wie den des treuen Sositheus, in Ungewißheit lassen konnten. Regulus setzte seinen Mitschuldigen in eine Sclaventaberne, welche ihm angehörte, indem er ihm den dritten Theil der Einkünfte zusicherte. Parmenon konnte wohl mit dieser Stellung zufrieden sein, welche wirklich hinreichend gewinnbringend war. Und außerdem benutzte der Denunziant ihn noch in andern Unternehmungen, in welchen der Gauner sich sein Schweigen bezahlt zu machen wußte.

Die Stellung des Regulus dem Parmenon gegenüber war eine ziemlich eigenthümliche. Von der einen Seite hatte Regulus ihn in seiner Hand als flüchtigen Sclaven, als Mörder und Brandstifter; aber von der andern Seite übte auch Parmenon einen Druck auf Regulus aus, dessen Existenz und Ruf er in Gefahr setzen konnte, wenn er offenbarte, daß er der Anstifter seiner Verbrechen gewesen wäre.

Ueberdies hatte Parmenon leicht wahrgenommen, daß Regulus nicht für seine eigene Rechnung gearbeitet und gemerkt, daß Domitian in die von ihm ausgeführten Projecte leicht verwickelt sein könnte. Wenn daher der Denunziant mit einem Worte den Gauner verderben konnte, so konnte durch ein anderes Wort der Gauner dem Denunzianten mit gleicher Münze zahlen.

So waren denn die beiden Bösewichte stillschweigend übereingekommen, einander zu schonen, bis zu dem Momente jedoch, wo einer von Beiden der Macht des

andern entschlüpfen konnte; was Regulus sicher erwartete, was aber auch Parmenon hoffte.

Sei dem wie ihm wolle, da die Gelegenheit sich darbot den Sclavenhändler in der Angelegenheit der Christen zu benutzen, so hatte der Denunziant nichts unpassendes darin gesehen es zu thun und sein Mitschuldiger hatte sich ziemlich bereitwillig dazu verstanden. Parmenon war in seiner Eigenschaft als Sclavenhändler wohl der Mann, dessen er zur Verwirklichung seiner Pläne in Bezug auf Cäcilia bedurfte; es handelte sich nur darum, ihn gut zu überwachen. Regulus hatte es nicht daran fehlen lassen.

Als Phädria, von seinem Herrn wieder erkannt, unter seinem rächenden Schwerte fiel, erfüllte ein doppeltes Gefühl die Seele des Denunzianten, das eines noch stärkeren Hasses gegen Metellus Celer, der ihm die Beute seiner Ehrsucht und Habsucht entriß, und das der Freude, endlich den Elenden losgeworden zu sein, der ihn oft zittern machte und ins Verderben bringen konnte. Indeß hatte diese Begebenheit Aufsehen gemacht und die Auslegungen derselben hatten mit Hülfe der Veröffentlichungen des Metellus Celer einen gewissen Umfang erlangt und wie es häufig geschieht, waren viele Leute der Wahrheit sehr nahe gekommen.

Es waren daraus in Rom einige ziemlich beunruhigende Gerüchte entstanden und Regulus wußte nicht recht, wie er sich ihnen gegenüber verhalten sollte.

Unter diesen Verhältnissen war der Kaiser nach seiner Rückkehr aus dem Kriege gegen die Dazier als Triumphator in die Hauptstadt der Welt eingezogen.

Nach seiner Heimkehr hatte er Rom noch durch keine von den Grausamkeiten in Schreck gesetzt, die sonst seine Gegenwart offenbarten.

Es war etwas Unerhörtes! Hatten seine früheren Verbrechen seine Wuth gestillt und die Vernunft seinen grimmigen Argwohn geheilt? Genossen die Christen das seltene Glück, wenn nicht geliebt, so doch wenigstens vergessen zu werden vom Kaiser?

Nein, Domitian fürchtete und haßte mehr als je; aber er wartete.

Regulus hatte mit dem Tyrannen eine lange Zusammenkunft gehabt. Beide hatten sich von einander mit einem Lächeln auf den Lippen getrennt, ein sicheres Anzeichen unheilvoller Pläne.

Dennoch war noch kein Tropfen Bluts vergossen worden.

Aber, bevor wir den Faden unserer Erzählung wieder aufnehmen, wollen wir versuchen diesen Sohn des Vespasian und Bruder des Titus unsern Lesern zu schildern.

Zweites Kapitel.

Domitian.

Flavius Domitianus, der zwölfte der Kaiser, war im Jahre Roms 802 (51 n. Chr.) am 9. vor den Kalenden des November (24. October) in der sechsten Region Roms, Alta Semita genannt, und in einem Hause von bescheidenem Aeußern geboren. Es lag in der Straße, die bekannt ist unter dem Namen: die Granate (ad Malum Punicum).

Dieses Haus war es, das er später in einen prächtigen Tempel verwandelte, errichtet zu Ehren des Flavischen Geschlechts. *)

Er war das dritte Kind Vespasians. Das älteste war eine Tochter, Domitilla genannt, welche wie ihre Mutter, vor der Erhebung Vespasians zur kaiserlichen Würde starb; der zweite war Titus, glorreichen Gedächtnisses und endlich kam Domitian, der so wenig seinem Vater und noch weniger seinem Bruder glich.

Es scheint nicht, daß Vespasian schon in Reichthum und Ansehen stand als er sich verheirathete und Vater

*) Sueton, Domit. c. I. u. V.

wurde; das kann auch die Unbedeutendheit seiner Verbindung mit Flavia Domitilla erklären, deren Vater Flavius Liberalis, ein einfacher Schatzbeamter war.

Domitian kannte daher in seiner ersten Jugend alle die Entbehrungen der Armuth und Sueton versichert, daß er lange Zeit hindurch nicht ein einziges silbernes Gefäß zu seinem Gebrauch gehabt habe.

Das hinderte ihn nicht, sich mit allen Ausschweifungen zu beflecken und seine Dürftigkeit durch die Verschwendungen eines schändlichen und unordentlichen Lebens zu vermehren.

Als indeß das Vermögen Vespasians größer zu werden anfing, wurde Domitian mit seinem Bruder Titus an den Hof des Nero gezogen. Er saß wahrscheinlich wie jener an der Seite des Britannicus, als dieser junge Prinz todt hinsank durch ein feines Gift, das der Brudermörder Nero in seinen Becher hatte gießen lassen.*) Auch Titus hatte seine Lippen in diesen mörderischen Trank getaucht und man führte ihn fast sterbend zu seinem Vater zurück, wo er lange Zeit krank war.

Domitian konnte also von Nero lernen, wie man sich eines Bruders entledigte, und von den Hofleuten, wie ihre Feigheit sogleich selbst das unfreiwillige Erbleichen vertrieb, in welchem der Kaiser einen unbestimmten Vorwurf seines Verbrechens hätte lesen können.

Ob sich Domitian später dieser schrecklichen Lection erinnert hat und ihr gefolgt ist? Es ziemt uns sicherlich nicht, einen Mord bestimmt zu behaupten, über den die gleichzeitigen Schriftsteller schwanken; aber das Gerücht davon lief in Rom um und man stellte darüber

---

*) Tazitus, Annal. L. XIII. c. XVI. Britannicus war Sohn des Claudius und der Messalina; Nero war Sohn des Domitius Aenobardus und der Agrippina. Nero war also eigentlich nicht der Bruder des Britannicus. Aber zuerst heirathete Agrippina den Claudius in zweiter Ehe und dann wurde Nero von diesem Fürsten adoptirt. Hierauf heirathete er Octavia, Tochter des Claudius und Schwester des Britannicus. Nero war also zugleich der Adoptivbruder uud der Schwager des Britannicus.

gern den Vergleich auf, daß, wenn Nero den glühenden und todtbringenden Becher hätte abkühlen lassen, damit Britannicus nicht Bedenken trüge das Gift zu nehmen, Domitian, als er Titus mit dem Tode ringen sah, seinen Tod beschleunigt hätte, indem er unter dem Vorwande das Feuer in seinen Eingeweiden zu dämpfen, den Befehl gegeben, ihn in eine mit Schnee angefüllte Wanne zu legen, wo er bald starb. *)

So viel ist gewiß, daß er alsbald nach dem letzten Seufzer des Titus nach Rom eilte, um sich von den Prätorianern als Kaiser begrüßen zu lassen.

So sehen wir ihn denn im Besitz des höchsten Ranges, den er bei dem Tode des Vitellius selbst zum Nachtheil Vespasians zu erlangen gehofft hatte; des Ranges, nach dessen vorzüglichsten Vorrechten er bei Lebzeiten seines Vaters so gut gestrebt hatte, daß dieser, als er Domitian Stellen und Ehrenbezeugungen austheilen sah, sagte: es würde ihm nichts zu thun übrig bleiben, wenn sein Sohn so fortführe; des Ranges, den er endlich dem Titus im Senat streitig gemacht hatte, indem er vorgab, das Testament des Vespasian sei abgeändert worden und seine Absicht wäre gewesen, seine beiden Söhne zugleich zur Herrschaft zu berufen.

Wie Nero ließ er sich anfangs ziemlich gut an und zeigte eine gewisse heuchlerische Mäßigung, aber schon sah man in ihm eine lächerliche und unersättliche Eitelkeit durchbrechen, eine Mischung von Lastern und Tugenden, die den Kern seines Characters enthüllte, in welchem man nur noch eine ungemein große Trägheit bemerkte, sowie jähzornigen Eigensinn, eine außerordentliche Lüsternheit und eine düstere, wohlbedachte Grausamkeit, ein=

---

*) Diese Thatsachen werden von Dio Cassius und Zonaras berichtet. Man muß sich nicht wundern, daß Sueton kein Wort davon sagt. Er sagt nur, daß Domitian seinen Bruder verließ, der noch nicht gestorben war. (Domit. c. II.) Aber Aurelius bestätigt, daß Domitian den Titus umbringen ließ.

gegeben von einem seltsamen Mißtrauen und einer argwöhnischen Furcht, welche ihn niemals verließen.

Von da begann jene Reihe von Verbrechen, bald mit unglaublicher Bedächtigkeit und planvoller Beharrlichkeit ersonnen, bald mit der ganzen Plötzlichkeit eines wüthenden Wahnsinns verübt.

Eines Tages promenirte er in einer Sänfte mit Arretinus Clemens, früherem Consul, der mit seiner Familie verwandt, aber seit einiger Zeit von einem Denunzianten bei ihm angeklagt war. Plötzlich erblickte er diesen Menschen, der seinem Zuge unter die Menge gemischt folgte, und, sich an Clemens wendend, den er bisher mit seinen Gunstbezeugungen überhäuft hatte, sagte er: „Willst Du, daß wir morgen diesem elenden Sclaven Audienz ertheilen?“

Am nächsten Tage begann wirklich der Prozeß des Clemens und an demselben Tage verurtheilte er ihn zum Tode.

Ein andermal läßt er einen seiner Hausaufseher, dessen Tod er beschlossen hatte, in sein Zimmer kommen, er läßt ihn an seiner Seite sitzen und beweis't ihm so viel Wohlwollen, daß der Unglückliche sich ganz fröhlich und völlig beruhigt entfernt. Domitian schickt ihm, ohne Zweifel, um ihn noch sicherer zu machen, eine Schüssel von seiner Tafel und am andern Morgen befiehlt er, ihn ans Kreuz zu schlagen!

Selten vollzog er seine Morde am hellen lichten Tage und ohne daß ihnen eine Art von Urtheil vorhergegangen wäre.

Es war sogar eine seiner characteristischsten Eitelkeiten, für einen großen Freund der Gerechtigkeit angesehen zu werden und wenn man verschiedenen von Sueton berichteten Thatsachen Glauben beimessen darf, so zeigte er bei mehreren Gelegengeiten eine wirklich achtungswerthe Redlichkeit. *)

Er präsidirte selbst ziemlich oft im Senat und in

---

*) Sueton, Domit. c. VIII.

den Gerichtshöfen und hatte nie eine weinerlichere Stimme, eine schüchternere Röthe auf der Stirn und nie mehr heuchlerische Versicherungen seiner Milde auf der Zunge, als wenn er es auf eine strenge Verurtheilung abgesehen hatte.

Der Senat, von Cohorten umringt und von dem anwesenden Kaiser, der über jeden Seufzer Buch führte und die Bläße der Gesichter notirte, besaß die Feigheit, ihm nichts zu verweigern. *) Niemand, sagt Plinius der Jüngere, wagte den Mund zu öffnen, es müßte denn der sein, der das Unglück hatte, zuerst abzustimmen. Die Andern, stumm und unbeweglich, stimmten mit einer Geberde zu, und so gab nur ein einziger seine Meinung zu erkennen, welcher alle mit großem Schmerz im Herzen und mit unwillkürlichem Schauder folgten, aber doch so, daß sie sich den schmachvollen Einschüchterungen der Tyrannei fügten.

Wir müssen jedoch bemerklich machen, daß die Falschheit seines Herzens und sein affectirtes Streben nach Gerechtigkeit ihn veranlaßten, dem Senat nur gegründete Anklagen vorzutragen. Es waren allerdings nur unbestimmte und am öftersten bedeutungslose Thatsachen; er wußte ihnen aber Gestalt zu verleihen und er verlieh ihnen fast immer Anhalt, indem er von drohenden Verschwörungen, von Attentaten gegen seine Person oder gegen sein Ansehn, von Rebellionen gegen die Gesetze und Institutionen des Reichs redete.

Wenn es ihm gänzlich an Beweisen fehlte oder wenn die Unternehmungen nicht hinlänglich bestimmt angegeben werden konnten, so ließ er sich dadurch nicht abhalten; aber er nahm dann seine Zuflucht zu heimlichen Mitteln, z. B. Gift, Verbannungen in ferne Gegenden, welchen dann der Tod folgte, oder auch zu jenen Schreckmitteln, mit welchen er die, welche er verderben wollte, so gut umringte, daß die unglücklichen Opfer seinen Verfolgungen der Hinrichtung durch einen freiwilligen Tod zuvorkamen.

---

*) Tazitus, Leben des Agricola c. XLV.

Wenn er aber von der feigen Willfährigkeit des Senats einen seinen Wünschen angemessenen Urtheilsspruch erlangt hatte, so weidete er seine Augen an dem Schauspiel der Execution und an dem Anblick des Bluts. Er war darin schändlicher und grausamer als selbst Nero, der nach einer Bemerkung des Tazitus die Ermordungen gebot und den Blick abwandte, ohne jemals der Zuschauer seiner Rachethaten zu bleiben. *)

Unter einem so verschmitzt blutdurstigen Tyrannen, der so ernstlich darauf bedacht war, das Entsetzliche seiner Verbrechen durch einige Schattenbilder der Gerechtigkeit und des Mitleids zu mindern, mußten die Denunzianten, welche durch die Strenge womit Vespasian und Titus sie verfolgt hatten, entmuthigt waren, in großer Anzahl wieder erscheinen und ihre sehr schmachvolle Rolle spielen.

Sie waren in der That die gewöhnlichsten Werkzeuge der wilden Herrscherwillkür Domitians, und ihrer bediente er sich für gewöhnlich als Mittel um ganz Rom unter dem Schrecken seines Namens und unter dem Druck seiner Macht gefesselt zu halten.

Der Senat, das Heer, die Priesterschaft, die Richter, die gesammte Gesellschaft wurden von diesen Elenden beunruhigt, deren schmachvolle Unternehmungen wir schon beschrieben und deren Thätigkeiten wir in der Person des Regulus, des gefährlichsten und berühmtesten unter ihnen, kennen gelernt haben. Sie dienten sehr wesentlich dem Domitian in dem Aufbau seiner monströsen Anklagen; sie dienten ihm auch noch in den scandalösen Plünderungen, welche seine Habgier in Folge ihrer Angebereien verübte.

Die alten Autoren, welchen wir in dieser Skizze hauptsächlich folgen, haben ziemlich allgemein die Bemerkung gemacht, daß die Goldgier bei Domitian kein angebornes Laster war und daß er sie vor seiner Erhebung zur kaiserlichen Würde keineswegs blicken ließ.

---

*) Tazitus Agricola c. XLV.

Aber er wurde nach und nach dazu verleitet durch seine Verschwendung und durch die Nothwendigkeit, die unermeßlichen Ausgaben zu bestreiten, welche seine thörichten Bauten, sein Geschmack für kostspielige Schauspiele und die ungeheuren Feste nöthig machten, die er bei tausend Gelegenheiten dem Volke gab.

Man wird sich eine Vorstellung bilden können von den Geldsummen, welche die Befriedigung seiner eitlen Launen verschlang, wenn man erfährt, daß bei dem Wiederaufbau des Capitols die Vergoldungen allein die Summe von 12,000 Talenten*) überstiegen, oder ungefähr 36 Millionen Franks. Sein von Rabirius errichteter Palast war so geräumig, daß er darin eine unglaubliche Menge von Bürgern empfangen konnte, denen er prächtige Mahlzeiten gab. In den Spielen des Cirkus ließ er in dem in ein wirkliches Meer verwandelten Amphitheater eine so ansehnliche Anzahl von Schiffen erscheinen, daß man das Schauspiel von einem ganz regelrecht durch zwei vollständige Flotten ausgeführten Seegefecht bekam. Bei einer andern Gelegenheit wurden mehrere Legionen beschäftigt den Umfang des Cirkus mit Bäumen zu bepflanzen, die in den benachbarten Waldungen entwurzelt waren. Alles um dem Volke das Vergnügen zu verschaffen, selbst eine unermeßliche Anzahl wilder Thiere zu jagen, mit welchen man unter großen Kosten die weiten Räume des circus maximus bevölkert hatte.**)

Um solchen unsinnigen Ausgaben zu genügen, mußte er die tyrannischsten Erpressungen und die gewaltsamsten Maßregeln anwenden.

Aber Domitian gebrauchte bei der Verübung von Plünderungen dieselbe kluge Zurückhaltung und denselben Schein der Gerechtigkeit, womit er in seinen andern Verbrechen sich umgab.

---

*) Plutarch.

**) Martial. Epigr. VIII. cp. 36 u. 39 und Liber de spectaculis.

Die Denunzianten belagerten die Betten der Sterbenden, um ihre Geschenke zu Gunsten des Kaisers zu erschleichen, und wenn dies ihnen nicht gelang, so genügte der unbestimmte Vorwurf irgend einer mündlichen oder thätlichen Ehrfurchtsverletzung gegen den Fürsten, daß der Fiscus sich der reichsten Hinterlassenschaften bemächtigte.

Agrikola, Schwiegervater des Tazitus, war wie so viele Andere genöthigt, im Interesse seiner Familie diesem glühenden Verlangen Domitians Opfer zu bringen. Er setzte ihn in Gemeinschaft mit seiner Frau und seiner Tochter zum Erben ein. Während des Todeskampfes dieses großen Mannes erhielten Boten, zwischen seinem Hause und dem kaiserlichen Palaste aufgestellt, den Domitian in der genauesten Kenntniß der geringsten Einzelheiten, so sehr fürchtete er, dieses Vermächtniß möchte ihm entschlüpfen. Vielleicht hatte er sich sogar der baldigen Ausführung desselben versichert, indem er diesen tugendhaften Bürger vergiften ließ. *)

Indem wir so die Hauptzüge des Lebens Domitians sammeln, haben wir noch nichts gesagt weder von seinen schändlichen Ausschweifungen, welche den monströsesten Verirrungen seiner Vorgänger gleich kamen, noch von seinen religiösen Narrheiten; noch von seiner unglaublichen Eitelkeit, noch von dem Haß, welchen er erregte und der zuletzt allgemein wurde.

Er lebte eingeschlossen in seinem Hause, wie in einer unzugänglichen Festung, ohne Verkehr mit seiner Familie, welche er verabscheute und vor welcher er sich immer fürchtete.

Wenn er die beiden Söhne des Flavius Clemens, seine Großneffen zur Würde der Cäsaren erhob, so geschah es mehr um sich selbst zu schützen, als um ihr Glück zu sichern. Fortwährend Verschwörungen ausgesetzt, wollte er dadurch alle solche Versuche entmuthigen und zeigen, wie vergeblich sie wären Angesichts der

*) Tacitus Agricola c. XLIII.

beiden Nachfolger, welche er sich gegeben hatte, und die seiner Ansicht nach ein unübersteigliches Hinderniß für die Verwegenen bilden mußten, deren Ehrgeiz es wagen sollte, nach der Kaiserwürde zu trachten.

Aber die Leichtigkeit, mit der er alle die Seinigen in der Folge opferte und die unversöhnliche Wuth, die ihm den Namen: Schlächter seiner leiblichen Vettern einbrachte, den ihm Eutrop gibt, beweisen wohl, daß die Stimme des Bluts in dieser den natürlichsten Gefühlen unzugänglichen Seele keinem Echo begegnen konnte.

Wenn man ihn mit den Fürsten vergleicht, welche seine Vorgänger waren, so wird man finden, daß er mit jedem der Verhaßtesten einige Aehnlichkeit hatte. Er war düster und menschenscheu wie Tiberius, oft so wahnsinnig wie Caligula, so schwach und wollüstig wie Claudius, der Schwachkopf, obschon er in seinem Geiste eine gewisse Ueberlegenheit besaß, so grausam und eitler noch als Nero, blutigen Andenkens.

Und dennoch, obgleich ihn Juvenal Nero den Kahlen*) genannt hat auf das vorzeitige Kahlwerden seines Kopfes anspielend, worüber er sich auf kindische Weise grämte, so wird man doch, wenn man in seiner Würdigung eine gewisse Zusammenstellung mit einem der Ungeheuer zu Hülfe nehmen will, welche wir eben nannten, ohne Zweifel entdecken, daß er mit Tiberius gewisse Analogien der Laster und Gewohnheiten hatte, welche auch die alten Schriftsteller frappirt haben. Er selbst scheint übrigens begriffen zu haben, daß er in dem gründlichen Studium des Lebens dieses Kaisers den nützlichsten Lehren für sein eigenes Wesen begegnen würde; denn obschon er Sinn hatte für Bücher und Literatur, wie es seine Bemühungen bewiesen, Rom mit schönen Bibliotheken und mit Abschriften der besten Werke, aus Alexandria und anderswoher geholt, auszustatten, so las er doch niemals etwas Anderes als

*) Juvenal, Sat. IV., V. 37 u. 38.

die Memoiren des Tiberius, indem er ohne Unterlaß sein Betragen und seinen Styl nach diesen verabscheungswürdigen Mittheilungen zu bilden suchte.*)

Zum Schluß erwähnen wir noch, daß Domitian im Aeußern eine schlanke Figur, ein bescheidenes Gesicht und eine affectirte Schüchternheit besaß. Sein Blick hatte etwas stumpfes, obwohl seine Augen merkwürdig groß waren. Hätte er die zarten Formen seines Jünglingsalters behalten, so wäre er mit einer gewissen Körperschönheit ausgestattet gewesen; aber die Anmuth seiner Persönlichkeit war verschwunden zum Theil wegen seiner Corpulenz und seiner Kahlköpfigkeit. In seiner Abhandlung über die Kunst die Haare zu conserviren, woraus Sueton **) eine Stelle anführt, die eine gewisse Eleganz des Styls bezeugt, scheint er sich leicht über diesen Mangel zu trösten und gibt sich den Schein darüber mit dem kahlköpfigen Freunde zu scherzen, an den er seine Beileidsbezeugungen richtet; aber die Wahrheit ist, daß er immer tief betrübt war über das vorzeitige Ausfallen seiner Haare und daß es nicht gerathen war, in dieser Beziehung auch nur die leiseste Anspielung zu wagen.

Seine Gewandtheit im Bogenschießen ist die einzige Geschicklichkeit, die man ihm nicht streitig machen kann. Sie war wirklich außerordentlich. Die von den Schriftstellern der Alten so gerühmten Kinder der Parther und Scythen; der berühmte Aster, der einen Pfeil in das rechte Auge des Philippus Königs von Macedonien schoß; Wilhelm Tell, in den neuern Zeiten so erhoben wegen des Apfels, den sein Pfeil auf dem Kopfe seines Sohnes durchbohrte, würden neben Domitian nur mittelmäßige Armbrustschützen gewesen sein. Alle Tage führte er hunderte von Kraftstücken aus, die den berühmtesten der Art entweder ähnlich oder sogar noch überlegen sind.

---

*) Sueton, Dom. c. XX.
**) Dom. c. XVIII.

So sah man ihn lange Zeit hindurch in seiner abgeschlossenen Zurückgezogenheit auf dem Albanischen Gebirge eine beträchtliche Anzahl wilder Thiere tödten. Oft sagte er zu den über sein genaues Augenmaß entzückten Zuschauern: „Ich werde zwei Pfeile nach Art der Hörner in den Kopf dieses Thieres bohren", und niemals mißlang es ihm.

Oft auch stellte sich ein kleiner Knabe in einer großen Entfernung von ihm auf, die rechte Hand ausgestreckt und die Finger auseinander gespreitzt. Die Pfeile des Domitian fuhren so unschädlich wie ein Lufthauch durch diesen engen Zwischenraum der Fingerglieder. *)

Aber dieser Charakter ward jeder unschuldigen Zerstreuung schnell überdrüssig; die Grausamkeit konnte in seiner Seele schlummern, sie starb aber nie. So gefiel sich Domitian nach seiner Rückkehr in gewissen Späßen, die auch bezeichnend waren.

Eines Tages ließ er die Ersten des Senats und der Ritterschaft wissen, daß er sie zu einem Festmahl erwarte.

Niemand verfehlte, der Einladung Folge zu leisten; aber das Lächeln verschwand von allen Lippen gleich beim Eintritt in den Speisesaal.

Der Fußboden, das Gewölbe, die Wände, die Lager, das ganze Zimmer war schwarz behangen wie ein ungeheures Grab. An dem Platze jedes Gastes erhob sich eine kleine Grabsäule mit dem Namen dessen für den sie bestimmt war und eine Leichenlampe tragend, um dieses Schauspiel des Todes zu beleuchten.

Junge Sclaven, völlig nackt, aber von Kopf bis zu Fuß geschwärzt, stellten die Schatten der Unterwelt dar. Sie führten schauerliche Trauertänze auf; sodann vertheilten sie an die Gäste die Gerichte des Mahls. Es waren solche, wie man sie den Todten bei den Leichenfeiern darzubieten pflegte.

---

*) Aurelius Victor in Dom., Epitome, de Caesaribus.

Die Versammlung, starr vor Schrecken, verhielt sich schweigend und blieb unbeweglich wie der Tod. Domitian allein erhob seine Stimme; aber er unterhielt seine Gäste nur mit tragischen Abenteuern untermischt mit Gespenstergeschichten. Jedermann glaubte, seine letzte Stunde wäre gekommen, und wir haben nicht nöthig zu sagen, daß niemand aß. Dessen ungeachtet schien es, als ob Domitian nur habe Spaß treiben wollen. Nachdem er mit dem Schrecken seiner Gäste lange genug gespielt hatte, übergab er sie den Händen unbekannter Sclaven, welche sie in verschieden gestalteten, aber wie die ganze Sache düsteren und seltsamen Fuhrwerken in ihre Wohnungen führten.

Alle diese armen Leute begannen, nach Hause gekommen, aufzuathmen, als man ihnen einen kaiserlichen Boten anmeldete. Es war ohne Zweifel die Todesbotschaft; aber nein, es war das Ende der Komödie. Domitian sandte ihnen die Gerichte, welche sie nicht angerührt hatten; indem er ihnen ein Geschenk machte mit den Schüsseln, den Grabsäulen und den Sclaven, welche bei diesem seltsamen Gastmahl aufgewartet hatten. Die Schüsseln und die Säulen waren blank geputzt und es waren elegante Arbeiten in Silber; die Sclaven hatten ein Bad genommen und waren nun junge Burschen mit dem größten Reichthum gekleidet.

Ungeachtet dieser glücklichen Auflösung blieb der Scherz des Domitian lange dem Gedächtniß eines jeden seiner Gäste eingeprägt und wir glauben versichern zu dürfen, daß man im Allgemeinen keinen Geschmack daran fand.

Befriedigt waren nur Domitian und Regulus. Domitian, weil er allen seinen Hofleuten eine schreckliche Furcht eingeflößt hatte. Regulus, weil es ihm schien als erwachte der Kaiser und würde ihn bald nöthig haben.

Und wirklich eilte einige Tage nachher Marcus Regulus, vom Kaiser gerufen, in das Palatinische Haus.

Domitian erwartete ihn, indem er in einer der Gallerien dieser geräumigen Wohnung promenirte; aber

da Regulus seinem ungeduldigen Verlangen nicht schnell genug nachkam, war er in seine Gärten gegangen und hatte seinen Bogen und seine Pfeile gefordert.

Endlich meldete man ihm, Regulus wäre angelangt.

„Er soll hierher kommen!“ antwortete Domitian, ohne seine Liebhaberei zu unterbrechen.

Drittes Kapitel.

Die Gallerie der leuchtenden Steine.

Als Domitian in seine Gärten gegangen war und seine Pfeile gefordert hatte, rief er mit lauter Stimme:

„Hirsutus! Hirsutus!“

Auf diesen Ruf trat ein Kind — wenn man übrigens einem beinahe achtzehnjährigen Individuum diesen Namen geben darf — wie durch Zauberei hinter einer Cypresse hervor und kam mit düsterer gedankenvoller Miene dem Kaiser entgegen.

„Hirsutus,“ sagte Domitian, indem er das Kind erblickte, „Du sollst Dich ans Ziel stellen! — Ich habe nöthig mich zu zerstreuen.“

„Werdet Ihr mir also wieder wehe thun?“ antwortete Hirsutus ohne sich die Mühe zu geben sein Mißvergnügen zu verhehlen und mit einem Tone von Vertraulichkeit, wie ihn Niemand gegen Domitian anzunehmen gewagt hätte . . .

„O,“ versetzte der Kaiser, einen Augenblick stehen bleibend, „Du denkst also immer noch an Deine Schramme von neulich? Es ist das erste Mal, daß mir das widerfährt . . .“

„Ihr nennt das eine Schramme?“ entgegnete Hirsutus, bitter lächelnd.

Und er zeigte einen seiner Finger, dessen unterstes Glied, blutend und angeschwollen, bis auf den Knochen von Fleisch entblößt und durch einen tiefen, noch ganz frischen Einschnitt fast ganz von der Hand getrennt war!

„Wie? mein Sohn," erwiderte Domitian mit einem gewissen Mitleid, „Du bist noch nicht geheilt? Mein Arzt Heliodor hatte gesagt, es würde nichts zu bedeuten haben. Warum hast Du nichts von der Salbe drauf gelegt, die Dir Eutrapelus geschickt hat? . . . Nun, komm'" fuhr Domitian fort, indem er seinen Gang wieder aufnahm . . . „Du wirst die andere Hand ausstrecken!"

Hirsutus antwortete nichts. Er ging dem Kaiser voran, indem er sich nach der Rennbahn hinwandte.

Jeder, der das Gesicht dieses Kindes hätte sehen können, würde darin ein seltsames Verlangen entdeckt haben, sich an dem zu rächen, der jeden Tag um eines eiteln Amüsements willen mit seinem Leben spielte.

Domitian jedoch, ganz vertieft in der Auswahl seiner Pfeile und in die genaue Untersuchung seines Bogens, hatte es nicht bemerkt.

Hirsutus war ein armes Geschöpf, von schrecklicher Häßlichkeit.*) Sein Kopf neigte zur Birnenform und sein Name kam von den einzeln stehenden Haaren, die sich wie Borsten auf seinem schmalen Schädel aufrichteten. Nimmt man hinzu, daß dieser spitze Kopf auf einem erstaunlich feisten Rumpfe stand, daß seine Arme dünn und zu lang waren, die Beine schleppend und verdreht, so wird man in Hirsutus eine der häßlichsten Launen der Natur anerkennen.

Aber sein Auge war von einer geheimen Gluth erhellt und ein lebhafter Geist bewegte diese so plump gebildete Masse.

Woher kam dieses seltsame Individuum? Wo war es geboren? Niemand wußte etwas davon am Hofe des Domitian und dieser wußte es selbst nicht. Er hatte ihn von einem gewissen Schwarzkünstler Ascletarion

---

*) „Puerulus portentoso parvoque capite, cum quo plurimum fabulabatur, nonnunquam serio." (Sueton Dom. c. IV.) „Ein Zwerg, mit mißgestaltetem kleinem Kopfe, mit dem er sehr viel plauderte, zuweilen auch über ernsthafte Dinge."

erhalten, der von Zeit zu Zeit nach Rom kam, und auf welchen er ein abergläubisches Vertrauen setzte, obgleich er ihn später tödten ließ. Ascletarion hatte die Unklugheit begangen zu äußern, er kenne den Augenblick des Todes des Kaisers.

Hirsutus verließ fast nie seinen Herrn. Domitian fragte ihn oft bei seinen wichtigsten Entschlüssen um Rath und mehr als einmal hingen die Ernennungen zu den ersten Reichsämtern und zu den Statthalterschaften der Provinzen von den Launen dieser scheußlichen Mißgeburt ab.

Dies hinderte jedoch, wie wir gesehen haben, den Kaiser nicht, ihn zu seinem Spielzeug zu machen und ihn fortwährend dem Untergange auszusetzen. Auch können wir versichern, daß Hirsutus dem Domitian einen tödtlichen Haß geschworen hatte, obschon er ihn sorgfältig verbarg in der Hoffnung, es würde sich eine gute Gelegenheit zu seiner Befriedigung darbieten.

Als Marcus Regulus bei dem Kaiser anlangte, fand er ihn im vollen Eifer mit seiner für Hirsutus so gefahrvollen Uebung beschäftigt und zunächst schien Domitian ihm keine Aufmerksamkeit zu schenken. Der Denunziant wartete ehrfurchtsvoll bis es ihm gefiel, ihn anzureden.

Aber Domitian that eine lange Zeit hindurch nichts anders als daß er ihn bat, die Geschicklichkeit seiner Schüsse zu beobachten. Selbstverständlich erging sich Regulus in Bewunderungsbezeugungen.

Indeß hätte in seiner von uns angedeuteten Lage dieser Empfang den Denunzianten beunruhigen sollen. Er konnte in der That sehen, daß von Zeit zu Zeit der Kaiser gewisse ziemlich mißvergnügte Blicke auf ihn warf. Nichtsdestoweniger war er ruhig und aus dem unbestimmten Lächeln, das um seine Lippen spielte, konnte man leicht schließen, daß ein großes Vertrauen die Seele dieses Elenden erfüllte. Woher kam dieses Vertrauen? Erschien er vor Domitian, ausgerüstet mit allen Beweisen, die ihm kürzlich mangelten? Konnte

er dem Mißvergnügen des argwöhnischen Tyrannen trotzen?

Wir werden das bald erfahren.

Plötzlich erschallte ein durchdringender Schrei! Er ward von Hirsutus ausgestoßen, dessen Hand so eben von einem Pfeile durchbohrt worden war. Das kleine Ungeheuer lief nach links und nach rechts, indem es den Pfeil herauszureißen suchte und die Luft mit seinen Wehklagen, untermischt mit kräftigen Flüchen, erfüllte.

„Bei Minerva!“ sagte ganz ruhig Domitian, ohne dem Hirsutus das geringste Zeichen von Theilnahme zu geben, „Du bists, Regulus, der an dieser Ungeschicklichkeit Schuld ist! Du hast meine Aufmerksamkeit abgelenkt. Aber lassen wir das Alles,“ setzte er hinzu, indem er Bogen und Pfeile auf die Erde warf, „laß uns in meine Gallerie gehen . . . Ich habe sehr ernsthaft mit Dir zu sprechen . . .“

Die Gallerie, in welche Domitian den Regulus zog, war zu merkwürdig, als daß wir nicht einige Worte darüber sagen sollten.

Man hatte unter der Regierung des Nero in den Steinbrüchen Cappadoziens einen Stein von eigenthümlicher Beschaffenheit entdeckt, den Plinius der Aeltere im 36. Buche seiner Historia Naturalis sorgfältig beschrieben hat. Dieser Stein, hart wie Marmor, war zu gleicher Zeit durchsichtig oder vielmehr leuchtend. Deßhalb hatte man ihn Phengites genannt, vom griechischen Worte φέγγος, welches Licht bedeutet. Plinius berichtet noch, daß Nero einen Tempel ganz aus diesen Phengitsteinen hatte errichten lassen und daß man in ihm eine völlig klare Durchsicht ins Freie hatte, gerade als wenn keine Mauern da gewesen wären.

Ungeachtet seiner Härte ließ sich dieser Stein wie der Schiefer in Platten oder Schichten von geringer Dicke verarbeiten und die reichen Bürger bedienten sich seiner später, um ihr Zimmer vor dem üblen Einfluß der Witterung zu schützen, indem sie dieselben in die Fensteröffnungen setzten, denn das Glas wurde, obschon

es den Römern bekannt war und man ihm tausenderlei Formen gab, dennoch nicht zu Fenstern verwandt.

Domitian hatte diese kostbare Entdeckung wie Nero verwerthen wollen, aber er that es zu seinem eigenen Nutzen, nicht zur Ehre der Götter. Damit Niemand ihm selbst von hinten sich nähern könnte, ohne bemerkt zu werden, hatte er sich mit einer Vorsicht, wie sie eines immer auf seiner Hut befindlichen Tyrannen würdig war, im Innern seines ungeheuern Palastes eine weite Gallerie errichten lassen, ganz aus diesen Leuchtsteinen bestehend, worin er gewöhnlich promenirte, wenn er nicht in seine Gärten gehen wollte. In dieser Gallerie beschäftigte er sich mit Fliegentödten, wenn er es satt war, seine Pfeile durch die Fingertheile des unglücklichen Hirsutus zu schießen.

Vibius Crispus kam nie mehr in diesen Theil des Palastes, so sehr fürchtete er, Domitian möchte sich seines Witzworts erinnern.

Als der Kaiser und Marcus Regulus die Mitte dieser prächtigen Promenade erreicht und Domitian sich versichert hatte, daß kein Unberufener ihn hören konnte, blieb er plötzlich stehn, und indem er einen grimmigen Blick auf den Denunzianten warf, rief er:

„Du bist sehr ungeschickt, Regulus!“

„Wie so? gnädigster Herr,“ fragte dieser, indem er in seine Stimme eine große Ehrfurcht, aber auch eine eigenthümliche Sicherheit legte.*)

„Lies,“ sagte einfach Domitian, indem er dem Regulus ein Papyrusblatt darbot, das er unter seinem Purpurgewande hervorgezogen hatte.

Der Denunziant nahm eine triumphirende Miene an.

„Es ist eine Proclamation, gnädigster Herr,“ sagte er, indem er es unterließ das ihm vom Kaiser hinge-

---

*) Wahrscheinlich nannte Regulus in dieser ganzen Unterredung den Domitian Herr und Gott, wie dieser es forderte; aber wir haben uns natürlich mit dem einfachsten Ausdruck begnügt.

reichte Blatt zu nehmen. Ich brauche es nicht zu lesen . . . Ich kenne es . . . Sehet, hier ist ein gleiches Exemplar!“

Und damit übergab er dem Domitian ein anderes Papyrusblatt, das in den nämlichen Ausdrücken verfaßt war, als dasjenige, worüber der Kaiser so aufgebracht schien.

„Eine Proklamation! . . . Ihr sagt, eine Proklamation?“ wiederholte Domitian, sehr erstaunt, „dies Stück in den Händen des Regulus zu sehen . . . Aber das sieht doch nicht danach aus!“

„Gnädigster Herr, das Wort ist allerdings vielleicht nicht ganz genau . . . Aber wenn man die Intentionen dieses Schriftstücks kennt, kann man es, glaub' ich, eine Proklamation nennen, denn es bereitet den Geist des Volkes vor . . .“

„Und worauf?“ fragte Domitian mit sichtbarer Angst.

„Auf die Revolution und auf eine Veränderung der Regierung“, antwortete Regulus, ohne zu versuchen, den Ernst der Sache durch Abschwächung der Ausdrücke zu mildern.

Domitian sprang auf wie ein wildes Thier, das von einem Pfeile getroffen ist.

„Bei Minerva!“ rief er mit ingrimmigster Wuth . . . „es sollte wahr sein? Auf dieses Ziel steuern alle diese Anspielungen hin! O, es wird ihnen nicht gelingen! Ich will es dahin bringen, daß sie so viel Verwegenheit bereuen sollen! Aber wer ist der Verfasser?“ fragte er weiter den Regulus, indem er ihn mit schon ganz mit Blut unterlaufenen Augen ansah.

„Der Urheber dieses frevelhaften Projekts und dieser Schmähschrift ist, gnädigster Herr, Lucius Antonius, der General der Armee Germaniens, der sich zum Kaiser ausrufen lassen will . . . sich oder andere . . . es kommt wenig darauf an . . . Und hier ist auf alle Fälle, ein anderes bedeutungsvolleres Stück, das über seine Pläne nicht den geringsten Zweifel mehr läßt.“

Domitian riß aus seinen Händen das neue Mani-

fest, das ihm Regulus darreichte und fing es eifrig zu lesen an.

In diesem Schriftstück erinnerte man, wie in dem ersten, das Volk an alle Verbrechen Domitians; man enthüllte das Motiv der Ermordung des Lucius Metellus, indem man über die niedrige Geburt dessen scherzte, der die Frechheit hätte sich Gott nennen und auf dem Capitol anbeten zu lassen; man geißelte die neuesten Thaten Domitians, indem man erzählte, daß er schimpflich geschlagen worden wäre von den Daziern, Quaden und Markomannen und daß er wie nach seinem ersten Feldzuge gegen die Chatten über die Dazier nur habe triumphiren und angebliche Gefangene vor sich herführen lassen können, indem er zahlreiche Sclaven kaufte, denen man nach der Sitte der angeblich von ihm besiegten Völkerschaften die Haare und die Kleider eingerichtet habe.

Das Schriftstück schloß mit einer kräftigen Ansprache an das römische Volk, welche in dem ersten nicht enthalten war, und worin, in Verbindung mit der Aufforderung sich den auf den Sturz des Tyrannen hinarbeitenden Bestrebungen anzuschließen, man ankündigte, daß eine zahlreiche Armee im Begriff sei auf Rom loszumarschiren, in der Absicht, es von der Tyrannei des verhaßten Domitian zu befreien.

Um die perfide Gewandtheit dieser Proklamation und den Anklang, den sie finden, so wie den Zorn zu begreifen, den sie in Domitian erregen mußte, muß man wissen, daß sein Krieg gegen Dezebalus nur durch einen um den Preis der römischen Waffenehre erkauften Frieden beendigt worden war.

Domitian hatte Oppius Sabinus und Cornelius Fuscus rächen wollen, deren Legionen von den beiden Königen der Dazier, Dezebalus und Duras, unterstützt durch die Talente und die Tapferkeit des Degys vernichtet worden waren. Er hatte sich aber in diesem Feldzuge so weichlich, so träge und unfähig gezeigt, daß größere Unfälle daraus gefolgt wären, wenn er sich

nicht beeilt hätte, ihnen durch einen schmachvollen Vertrag zuvorzukommen *).

Er besaß nichtsdestoweniger die Frechheit, die Ehre des Triumphes zu begehren und der Senat beeilte sich feige, sie ihm zu decretiren.

Man begreift daher sowohl die große Freude des Volks, als es den offen lächerlich gemacht sah, den es verachtete, als auch die tiefe Erbitterung des Domitian, da er erfuhr, daß diese Pamphlete gegen ihn cirkulirten.

Das erste dieser Schriftstücke, das ins Volk geschleudert war, um die öffentliche Stimmung zu sondiren, enthielt nur aufregende Enthüllungen; im zweiten, von Regulus vorgelegten, fand sich ihre eigentliche Tragweite angedeutet. Was jedoch mehr als alle andere Anspielungen die Eigenliebe Domitians verwundet hatte, das waren — so lebhaft und leicht verletzbar ist die Empfindlichkeit der Eitelkeit! — die darin mitgetheilten Details über seinen niedrigen Ursprung, und die Mordbrennerei, die er befohlen hatte, um die Zeugnisse dafür verschwinden zu lassen; Schandthaten, deren plötzliche Veröffentlichung er nicht mehr erwartet hatte.

Daher zuerst seine Wuth gegen Marcus Regulus, dem er sich zur Besorgung dieser schon alten Angelegenheit anvertraut hatte, worin das Geheimniß nicht genug gewahrt worden war, weil man sie in diesem Moment wieder gegen ihn aufrührte.

Aber seit einem Augenblick nahm der Kaiser zu ernste Ereignisse wahr, die sich am Horizonte zeigten, als daß er hätte in dem Rachegefühl beharren können, das sich gegen den Denunzianten geregt hatte. Je weiter er im Lesen des neuen Dokumentes vorrückte, das ihm Regulus überreicht hatte, konnte man, obschon sein

---

*) In Sueton (Dom. c. 19.) und vorzüglich in Plinius dem Jüngeren (Penegyrikus auf Trajan und Briefe, l. VIII. c. 14.) finden sich Anspielungen auf die Weise, wie Domitian sich in diesem Feldzuge benahm, in welchem er mit Schimpf überhäuft wurde.

Gesicht im Purpurroth des lebhaftesten Zorns erglühte, dennoch leicht erkennen, daß dieser Zorn nicht mehr den Regulus bedrohte, sondern nur die Verwegenen, welche solche Attentate geschmiedet hatten.

Als er völlig fertig war mit dem Lesen, überlegte er ein wenig, indem er versuchte, die große Unruhe zu beherrschen, von der er ergriffen worden war, dann zeigte er dem Regulus die erste Proklamation, von der er ein Exemplar hatte, und fragte ihn:

„Wie kommst Du in Besitz dieser Schmähschrift? Palfurius, der sie mir diesen Morgen brachte, hat mir versichert, es wäre das einzige Exemplar, das existirte?..."

„Palfurius ist ein sehr geschickter Mensch!" versetzte Regulus mit einem verächtlichen Lächeln. „Es sind schon zwei Tage her, daß dies Pamphlet an allen Mauern Roms angeschlagen ist!..."

„Wirklich?" rief Domitian aus, in Wuth und Schreck... „Und dies hier ist ebenfalls angeschlagen?" setzte er hinzu, indem er mit dem Finger auf die zweite von Regulus gebrachte Proklamation deutete.

„Nein, gnädiger Herr, sie ist es noch nicht, aber sie wird es morgen werden", antwortete Regulus.

„Morgen!" wiederholte Domitian mit demselben Tone düsteren Schrecks.

„Ja, morgen, gnädigster Herr, wenn das Packet mit diesen Plakaten, das eben in Rom angekommen ist, nicht im Augenblick mit Beschlag belegt wird!..."

„Sofort! Sofort!" schrie Domitian, wie ein Wahnsinniger losbrechend. „Und der, welcher sie erhalten hat, soll getödtet werden! Wachen!..." Aber er hielt ein, als er Regulus erblickte, der demüthig niederknieete und sein Gewand halb öffnete.

„Was thust Du?" sagte der Kaiser überrascht.

„Ich biete meinen Hals dem Schwerte meines Gebieters dar", sagte Regulus mit derselben Demuth... „Denn bei mir sind die Plakate!..."

„O!" rief Domitian aus.

„Es müßte denn", fuhr Regulus fort, „der Kaiser

urtheilen, daß sein elender Sclave gut daran gethan hat, sie nicht in andere Hände gelangen zu lassen . . ."

„Bei Minerva! Regulus, Du bist ein geschickter Mensch! Das nennt man seinem Herrn dienen!" rief Domitian, indem er dem Denunzianten die Hand reichte, um ihn aufzuheben . . . „Aber ich will, daß die Parze den Faden meiner Tage abschneide, wenn ich errathe, wie Du es angefangen hast, in den Besitz dieser Dokumente zu gelangen . . ."

„Das ist sehr einfach, gnädigster Herr . . . ich habe den bestochen, dem man sie schickt . . . Unglücklicherweise konnte ich ihn erst nach der ersten Anschlagung kennen lernen, denn erst damals argwöhnte ich, daß ein Depositär existirte."

„Wer ist dieser Mann?" fragte Domitian.

„Ein obscures Individuum, das Misitius heißt . . . Er wohnt nicht weit von den Tempeln der Isis und des Serapis . . . Ich habe das, was sich ereignete, durch den Archigallus erfahren, der sich bei Eutrapelus parfümiren läßt . . . Dieser Misitius ist sicher in Verbindung mit Lucius Antonius, denn er empfängt die Ballen an einem verabredeten Orte an der via Flaminia. Diese Packete, in Packpapier wohl eingehüllt, werden ihm durch einen aus Germanien kommenden Courier überbracht. Die Uebergabe findet statt bei dem Hügel der Gärten, um die zwölfte Stunde (Mitternacht)."

„Aber wird der Mensch die Namen der Mitschuldigen des Antonius verrathen?" bemerkte Domitian, indem er den Regulus unterbrach.

„Ich rechne sehr darauf, gnädigster Herr", antwortete dieser, „obschon ich ihn nicht absolut nöthig habe, um mir die Liste der Verschworenen zu verschaffen, indem ich in dieser Richtung noch eine Quelle habe . . . Aber, auf alle Fälle, wird er mir für eine andere Sache Dienste leisten."

„Und wie so denn?" fragte der Kaiser lebhaft.

„Lest, Herr", sagte seinerseits Regulus mit feierlicher Stimme . . . „Das hier hat man unter den Papieren gefunden."

Domitian hatte kaum seine Augen auf das neue Schriftstück geworfen, das ihm Regulus darreichte, als er erbebte.

Dieses Schriftstück war folgender Brief:

„Metellus Celer, Ritter, der Cor=
„nelia, Großvestalin, Heil!

„Theure Cornelia, Du wirst in wenig Tagen von „Lucius Antonius reden hören und man wird ohne „Zweifel sagen, daß er sich zum Kaiser proklamiren „lassen will. Glaube nicht daran und beruhige unsere „Freunde über seine eigentlichen Absichten, welche ich „vollkommen kenne. Lucius sammelt hinreichende Streit=„kräfte um die Tyrannei des verhaßten Domitian nie=„derzuschlagen; aber er ist dem Flavius Clemens zu „ergeben, um das Diadem anzulegen zum Nachtheil „der beiden jungen Cäsaren, deren Name in Rom po=„pulär ist. Seine Absicht ist daher, sie zu proklamiren, „so bald seine Legionen im Stande sein werden, zu „marschiren.

„Theure Seele meines Lebens, ich lebe immer in „meinem Schlupfwinkel vergraben, wo ich, ohne mich „in diese Unternehmung zu mischen, für ihren Erfolg „bete.

„Welche Folgen muß für uns dieses große Ereig=„niß haben!

„Uns zunächst frei zu sehen! . . . Und bald ohne „Zweifel auf immer verbunden zu werden! Denn un=„ter zwei christlichen Kaisern, welche Vorurtheile könn=„ten uns noch hindern, ganz einer dem andern anzuge=„hören? . . . Lebe wohl!“

„Was soll das heißen? Zwei christliche Kai=ser . . .“, fragte Domitian, nachdem er diesen Brief durchgelesen, dessen Sinn ihm zum großen Theil entging.

„Gnädigster Herr“, sagte Regulus, indem er bei seiner Antwort absichtlich einen Umweg nahm, „habt Ihr manchmal beim Würfelspiel den Venuswurf ge=than?“

„Nein“, versetzte Domitian, der nicht sah, wohin

Regulus mit dieser Frage wollte, „am öftersten habe ich nur den Hundswurf geworfen*)."

„Gnädigster Herr! Heute hat Fortuna Euch den schönsten Venuswurf verschafft, dessen ein Würfelspieler sich jemals gerühmt hat . . ."

„Wie so?"

„Habt Ihr mich nicht beauftragt, die Großvestalin und Metellus Celer zu überrumpeln?"

„Ja", versetzte Domitian.

„Nun wohl, gnädigster Herr, Ihr habt in diesem Briefe ein Mittel sie zur Strafe zu ziehen! . . . Und habt Ihr mir ferner nicht den Auftrag gegeben, nach den Plänen der Christen zu forschen? Ihr kennt sie jetzt! . . ."

„Wie? Vespasian und Domitian, meine Großneffen, sollten die beiden christlichen Kaiser sein, von welchen Metellus Celer spricht?"

„Ja, Herr, und ich füge hinzu, daß Flavius Clemens, daß die beiden Flavias Domitilla's, daß alle Eure Verwandten Christen sind und sich verschworen haben, Euch zu stürzen . . ."

„O", rief Domitian mit einem Ton, der sein Entsetzen verrieth und mehr noch sein tiefes Erstaunen über diese plötzliche Enthüllung . . . „sie sind alle Christen! Alle, sogar . . . meine Nichte Aurelia?"

„Nein, gnädigster Herr, die göttliche Aurelia hat bis auf diesen Augenblick allen Versuchungen der Flavia Domitilla, Eurer Cousine widerstanden; denn diese ist's, welche das Gift dieser Lehre in Eurer ganzen Familie

---

*) Das Würfelspiel wurde mit drei Würfeln aus Elfenbein, den unserigen ähnlich, gespielt; die Würfel hatten sechs Seiten, die eine Reihe von Punkten von 1 bis 6 enthielten. Die Würfel wurden in einen Becher aus Horn gelegt und dieser auf einen Tisch mit Randleisten ausgeschüttet. Der höchste Wurf, der Venuswurf war, wenn alle drei Würfel die 6 Punkte zeigten; der niedrigste, wenn jeder Würfel die Zahl 1 ergab. Das war der Hundswurf.

ausgebreitet hat. Aber, wenn man nicht vorbeugt, so wird sie bald unterliegen."

Der Denunziant hielt einen Augenblick inne, denn derjenige, welchen er anredete, hörte nicht mehr auf ihn.

Domitian ging, beherrscht von einer sichtbaren Aufregung im tiefen Gedanken mit langsamen Schritten in der Gallerie auf und ab.

Wenn man seinen Charakter verstanden hat, so wie wir uns bemüht haben, ihn nach der Geschichte zu schildern, so wird man sich eine Vorstellung machen können von der seltsamen Verlegenheit, in welche ihn die von Regulus erfahrenen Thatsachen versetzten.

Von der einen Seite fühlte er sich gehaßt und die Empörung des Lucius Antonius konnte Rom entzünden und es ganz gegen ihn aufwiegeln. Wie sollte er dem widerstehen?

Von der andern Seite, wie sollte er den Christen die Stirn bieten, deren geheimnißvolle Macht ihn in Schrecken setzte und die überdies in seiner Familie eine so furchtbare Unterstützung besaßen? Sollte dies geschehen, indem er sich in ihrem Blute badete?

Nero hatte es gethan und die Christen waren zahlreicher geworden, ungeachtet der Hinrichtungen oder vielleicht gerade wegen dieser Verfolgung.

Mußte er nicht jedenfalls gegen diese Secte einschreiten, indem er mit seinen Verwandten anfing?

Aber flößte er dann nicht einen Schrecken ein, der noch mehr dazu aufregen mußte, seine verabscheute Macht zu stürzen?

Und dann flüsterten die schon vernommenen weissagenden Stimmen ihm ins Ohr, daß die Christen die Herren der Welt werden und die Nachkommen Davids sich des Reiches bemächtigen würden.

„O!" sagte Domitian zu sich selbst unter dem Gewicht eines abergläubischen Schreckens, „sie sind in meiner Gewalt, diese Söhne Davids! . . . Seit 14 Tagen, Frento hat sie nach Rom geführt... Es ist Zeit, sie zu verhören . . ! Morgen, ja morgen, will ich, daß man sie vorführe in der Mitte meines Hofes . . . Da

werde ich ja wohl sehen, ob sie Mitschuldige haben... Wehe den Schuldigen, seien sie, welche sie wollen!..."

Wir haben wohl nicht nöthig zu sagen, daß Flavius Clemens, die beiden jungen Cäsaren und ihre ganze Familie den Umsturzplänen des Lucius Antonius völlig fremd waren. Aber allerdings stützte sich dieser, wie es der Brief des Metellus Celer vermuthen ließ, für den Erfolg seiner Absichten auf ihre Namen, die wirklich wegen Vespasians und Titus, deren nächste Verwandte sie waren, sich in Rom einer großen Popularität erfreuten. Auch war es wahr, daß dieser Feldherr der Germanischen Armee bei seinem Marsch nach Rom keine andere Absichten hatte, als die Tyrannei Domitians niederzuschlagen, und an dessen Stelle seine beiden Neffen zu setzen, welche das Volk gern als Erben des Reiches sah.

Aber Regulus, der nur erst sehr ungenau von der Conspiration des Antonius unterrichtet war, hatte mit Eifer das Mittel ergriffen, das ihm geboten worden war, um alle seine, durch die Befreiung der Cäcilia und durch den Tod des Parmenon gewaltsam unterbrochenen Intriguen wieder aufzunehmen und, indem er dem Kaiser mittheilte, daß alle seine Verwandten Christen wären, wohlweißlich nicht vergessen, sie zu Verschworenen zu machen.

Domitian unterbrach plötzlich seinen Gang und sich zu Regulus wendend, sagte er ihm:

„Bist Du auch gewiß von all dem, was Du mir diesen Augenblick mittheilst? . . . Wie hast Du diese Details erfahren? Du begreifst die Bedeutung dieser Enthüllungen und wie nothwendig es ist, daß ich von den geringsten Umständen unterrichtet werde? . . ."

„Gnädigster Herr", sagte Regulus, „erlaubt mir Euch alles zu berichten, was während Eurer Abwesenheit sich ereignet hat und was ich gethan habe, um den von Euch mir hinterlassenen Instructionen nachzukommen."

In diesem Augenblick traf ein eigenthümliches, fast unmerkliches Geräusch die Ohren des Domitian und

des Denunzianten, die sich schnell umdrehten, um zu untersuchen, ob in der weiten Gallerie sich Niemand zeigte, um sie in ihrer Unterredung zu überraschen.

Aber es herrschte wieder eine völlige Stille und die Leuchtsteine spiegelten nur die beiden Gestalten des Kaisers und des Regulus ab.

„Hast Du gehört, Regulus“, sagte Domitian unruhig, indem er auf die kolossale, sich in der Mitte der Gallerie erhebende Bildsäule der Minerva hinzeigte, deren Sockel von Bronze war ... „Es schien mir, als käme das Geräusch von dort her ...“

„Wir wollen der Sache auf den Grund kommen“, sagte Regulus, „dasselbe Geräusch hat auch mich in der That überrascht ...“

Der Kaiser und der Denunziant näherten sich der Statue und untersuchten ihr Fundament, indem sie es genau besichtigten und nach allen Seiten hin erforschten; aber die Bronze gab nur einen dumpfen, vollen Ton von sich und das Auge konnte nicht die geringste Spalte wahrnehmen.

„Es ist nichts, gnädigster Herr“, sagte Regulus ... „das Gewicht der Statue wird, indem sie sich ein wenig senkte, das leise Geräusch bewirkt haben, das wir so eben hörten.“

„Ja, das wird's sein, Regulus ... indeß entfernen wir uns ein wenig und beginne Deinen Bericht ... es liegt mir daran, Alles zu erfahren.“

Die lange Erzählung, welche nun der Denunziant begann und deren Einzelheiten uns aus dem ersten Theile dieses Werkes erinnerlich sein werden, mußte für Domitian sehr interessant sein, denn er hörte den ganzen Verlauf derselben mit äußerster Spannung an und ohne ihn durch eine Bemerkung zu unterbrechen.

Regulus vergaß nicht, besonders bei den eigenthümlichen Beziehungen der Cäcilia mit Flavia Domitilla zu verweilen, ferner bei den ungeheueren Angeboten, welche diese ihm gemacht und die er abgewiesen hätte aus Hingebung für den Kaiser, bei dem langen Prozeß, der darauf folgte und bei dem Verkauf der Cäcilia;

er erzählte endlich, wie Metellus Celer, indem er den Phädria wieder erkannte und ihn mit eigener Hand unter den Augen des Prätors tödtete, alle seine beharrliche Sorgfalt vereitelt und seine letzten Hoffnungen vernichtet hätte.

„Dennoch", setzte Regulus hinzu, „habe ich den Muth nicht sinken lassen, und die Götter haben verstattet, daß ich aufs Neue und durch andere Mittel, mich in den Besitz aller der Geheimnisse setzen konnte, welche das Heil meines Herrn so nahe angehen und wovon ich ihm so eben die Beweise habe geben können."

Aber der Denunziant war, ohne Zweifel absichtlich, in diesem zweiten Theile seiner Enthüllungen weit weniger ausführlich und obschon er dem Domitian die hauptsächlichsten Punkte verrieth, so wußte er doch geschickt zu verheimlichen, wie er in den Besitz der Schriftstücke gelangt war, die er dem Kaiser vor Augen gelegt hatte.

Er begnügte sich zu wiederholen, daß er durch Bestechung des Misitius dieses glückliche Resultat erreicht hätte, daß der Archigallus ihn mit diesem Misitius bekannt gemacht; aber er sagte nicht, unter welchen Umständen und wie das Alles sich zugetragen hatte.

Regulus fragte, nachdem er mit seinem Bericht zu Ende gelangt, den Kaiser, was er von allen diesen Sachen dächte.

„Sie wollen überlegt sein", antwortete Domitian... „Ich werde Deinen Eifer noch ferner nöthig haben", fügte er hinzu, indem er vertraulich seine Hand auf die Schulter des Denunzianten legte, der vor Wonne bebte bei dieser zärtlichen Geberde des Gebieters, die begleitet war von einem Blick, der große Gunstversprechungen enthielt und von einigen Worten, an welchen sein Ehrgeiz noch besser haften bleiben konnte.

„Weißt Du wohl", fuhr Domitian fort, der einen Augenblick lang Stillschweigen beobachtet hatte, „daß diese Flavia Domitilla, meine Cousine, eine wahre Pest in meiner Familie ist! Sie ist's, die alle die Meini-

gen verdorben hat, ich sehe es . . . Ich will mit ihr den Anfang machen, setzte er mit unheimlichem Lächeln hinzu . . . was muß da geschehen?"

„Befehlet nur, gnädiger Herr", antwortete Regulus, indem er sich tief verneigte . . .

„Wir werden's uns bedenken", murmelte Domitian . . . „Was jenen jungen Stutzer anlangt, den man Metellus Celer nennt und seine Großvestalin . . ."

„Wird der Kaiser", unterbrach ihn hier Regulus, mir verstatten, Hochdemselben einen Rath zu ertheilen?"

„Sprich", versetzte Domitian.

„Es würde vielleicht angemessen sein, ein wenig den Lauf der Ereignisse abzuwarten", sagte der Denunziant. „Ich habe auf alle Fälle einen mir übergebenen Menschen in die Nähe des Metellus Celer gebracht und ich bin gewiß, man wird sich seiner in seinem Schlupfwinkel, wo er sich in Sicherheit glaubt, bemächtigen können, so bald die Umstände es erfordern . . . aber wenn er, wie sein Brief anzudeuten scheint, sich mit der Verschwörung des Antonius eingelassen hätte . . . sieht da mein Herr und Kaiser selbst nicht, daß von dieser Seite uns die werthvollsten Notizen zugehen könnten?"

„Du hast Recht, Regulus, wir wollen warten! . . . Und was die Flavier betrifft, wollen wir auch warten! Wenn sie sich selbst recht Preis gegeben haben, so wird meine Strenge ganz berechtigt und natürlich erscheinen . . . Ueberdies werden morgen alle diese Fragen einen großen Schritt weiter gefördert werden . . . Regulus, ermangele ja nicht, morgen hier zu sein. Du wirst dann wie ich, merkwürdige und bedeutungsvolle Dinge beobachten können . . . Lebe wohl, Regulus, ich bin zufrieden mit Deinem Eifer . . . Laß mir alle diese Schriftstücke."

Der Denunziant übergab die verschiedenen Schriften, mit welchen er sich für diese Conferenz ausgerüstet hatte, dem Kaiser Domitian und dieser legte sie auf einen Dreifuß nieder, der nicht weit von der Statue der Minerva stand.

Er begleitete den Denunzianten, indem er fortfuhr sich mit ihm zu unterhalten, aus der Gallerie bis zu einer Art Salon oder Vorzimmer, wo die beiden noch einige Augenblicke im Gespräch verweilten.

Da öffnete sich eines der Felder des ehernen Sockels der Minervastatue langsam mit einem unmerklichen Geräusch und Hirsutus erschien sich auf die Papiere stürzend und sie mit erstaunlicher Schnelligkeit ergreifend; hierauf tauchte er wieder mit derselben Hast in das eherne Postament der Statue hinunter, dessen Fach sich wieder schloß, ohne irgend eine Spur zurückzulassen.

Alles war still in der ungeheueren Gallerie, als der Kaiser wieder hineinkam.

Indem er einen Blick warf auf den Dreifuß, von dem die Papiere verschwunden waren, die er so eben erst dorthin gelegt hatte, stieß er einen Schrei der Ueberraschung aus und eilte zu dem Sessel, indem er sich für einen Spielball einer flüchtigen optischen Täuschung hielt.

Aber als seine Hand sich auf das vergoldete Erz legte, fühlte sie nur eine feuchte und noch warme Spur, vor der er erbleichte und zurückfuhr.

Es war eine breite Blutspur, mit der seine Fingerspitzen befleckt waren! Jetzt stieß Domitian aufs Neue einen Schrei aus, den die leuchtenden Mauern ihm wie einen schrillen auf ihren glatten Oberflächen dahin gleitenden Ton zurückgaben.

Die Wachen eilten herbei, indem sie glaubten, der Kaiser riefe um Hülfe. Sie fanden ihn, wie er auf die Statue der Minerva einen von abergläubischem Schreck umwölkten Blick heftete.

„Entfernt euch!“ schrie Domitian erzürnt, denn er wollte nicht, daß man Zeuge seiner Angst wäre.

Als Niemand mehr um ihn war, näherte er sich wieder der Statue und lange Zeit hindurch quälten sich seine Augen und seine Hände, sie nach allen Richtungen hin zu erforschen. Aber das Erz blieb stumm und seine starre Masse bot keine Unebenheit dar.

„Es ist seltsam", murmelte Domitian, mit kaltem Schweiß bedeckt . . . „Morgen soll man die Statue niederlegen . . ." *)

Er entfernte sich, von einer Angst überwältigt, die wider seinen Willen alle Züge seines Gesichts verzerrte.

Unterdessen waren in einem Buchladen der via sacra hundert Personen beim Lampenschein damit beschäftigt, die Abschriften eines Schriftstücks zu vervielfältigen, das ein Unbekannter so eben gebracht hatte.

Diese Schrift war die zweite Proklamation des Antonius, welche Hirsutus so geheimnißvoll dem Domitian entwendet hatte und die, wie man sich erinnern wird, einen energischen Aufruf zur Empörung enthielt.

Am folgenden Morgen waren die Mauern Roms damit bedeckt und die Prätorianer hatten mit Gewalt die drohenden Volksmassen zurückdrängen müssen, welche sich sogleich gebildet hatten, und aus welchen die beleidigendsten Schmähungen gegen Domitian laut geworden waren.

Viertes Kapitel.

Die Statue der Minerva.

Domitian, voll Entsetzen über das seltsame Abenteuer mit der Bildsäule der Minerva und über das geheimnißvolle Verschwinden der Beweisstücke, von denen er einen so furchtbaren Gebrauch machen wollte, brachte die ganze Nacht in der heftigsten Aufregung zu.

---

*) Plinius der Jüngere macht (Panegyr. c. XLIX.) eine Anspielung auf diese Mauern von Stein, in welchen Domitian sich unzugänglich glaubte, und in welche doch die darin eingeschlossene Verschwörung und ein die Verbrechen strafender Gott einzudringen wußte.

Sueton (Domit. c. XV.) erzählt, daß er in einem Traum, der die wenigen Augenblicke eines oft unterbrochenen Schlafes ausfüllte, von Unheil verkündenden Vorzeichen gepeinigt wurde.

Er sah mitten in der Finsterniß die Göttin, die Tochter des Jupiter, welche er abergläubisch verehrte, langsam von ihrem Postament heruntersteigen, die ihrem Namen geweihte Gallerie verlassen und in trostloser Haltung bis vor das Lager schreiten, auf welchem er selbst zitterte.

Aber es war nicht mehr die Gottheit, wie sie in vollem Waffenschmuck aus dem Gehirn des Obersten der Götter gesprungen war. Sie war aller ihrer kriegerischen Attribute entkleidet und glich einem jungen Mädchen, das von der kalten und tödtlichen Hand der Parzen berührt ist.

Ihr funkelnder Helm, ihr Schild, ihr Harnisch, ihre Lanze, alle diese Symbole ihrer unbesiegbaren Kraft, waren verschwunden, wie wenn sie in einem Kampfe unter den Streichen eines Siegers erlegen wäre, der ihre Waffenrüstung zu einer Trophäe gemacht hätte.

Einige Minuten lang schaute Domitian, starr vor Entsetzen, sie schweigend an.

Sie selbst, aufrechtstehend und die Hände nach Art der Schutzflehenden gefaltet, sah ihn traurig an, ohne den Mund zu öffnen und mit der ganzen Unbeweglichkeit einer auf einem Grabmahl weinenden Statue von Erz.

Endlich erhob sich ihr Arm langsam, um sich über den Kaiser auszustrecken; ihre Augen schienen sich in ihren Höhlen zu bewegen; ihre Lippen thaten sich von einander, und mit einer schneidenden Stimme, welche wie die scharfen Töne der Trompete schallte, rief sie drei Mal:

„Domitian, Domitian, Domitian!“

Hierauf setzte sie mit gemäßigterer Stimme hinzu:

„Ich kann Dich nicht mehr beschützen! . . . Ein mächtigerer Gott als ich hat meine Waffen zerbrochen! . . . Jupiter selbst hat seine Tochter nicht retten können!“

Der Kaiser sprang, plötzlich vor Schreck erwachend, von seinem Lager auf, und stieß ein so starkes Geschrei aus, daß die Wachen, welche sein Zimmer umgaben, wieder herbeieilten um ihn zu schützen.

Domitian bewegte voll Schreck seine Arme, als hätte er eine schauervolle Erscheinung von sich fern halten wollen und in seiner Angst wiederholte er wie ein Wahnsinniger folgende Worte:

„Rettet mich, rettet mich! Steht der Minerva bei! Sie ist hier . . . hier . . . Seht ihr sie da? . . . Sie verläßt mich.“

Aber kein Auge konnte etwas von dem wahrnehmen, was der bestürzte Blick des Domitian mit wachsender Angst in diesem weiten von einer Nachtlampe kaum erhellten Gemache verfolgte, und worauf seine Hand, ausgestreckt und krampfhaft zuckend, in dem dunkeln Raume hinzeigte . . .

Am nächsten Morgen erblickte Regulus, in der Frühe ins Zimmer des Kaisers dringend, den Domitian noch knieend vor seinem Lager, dessen Ruhekissen hier und da zerstreut lagen, wie er flehende Hände zum Himmel emporhob.

Regulus hatte die geheimnißvollen Plakate gelesen, die während der Nacht an die Mauern Roms angeschlagen worden waren, und da er nicht begreifen konnte, wie diese Schriftstücke, die in seinen Händen waren, veröffentlicht worden wären, war er in aller Eile zum Palast gekommen, um Aufklärung über diese seltsame Thatsache zu erhalten und um jedenfalls den Kaiser davon zu benachrichtigen.

Aber als er den Domitian in diesem außerordentlichen Zustande der Erschöpfung antraf, worein ihn die Ereignisse der Nacht versetzt hatten, ahnte er irgend einen Umstand, der noch verhängnißvoller wäre, als alles das, worüber er sich schon so lebhaft beunruhigte und er konnte zunächst nur ausrufen, indem er dem Kaiser seine Hand reichte:

„Um der Götter willen, gnädigster Herr, was habt Ihr und was ist geschehen? . . .“

Domitian hob zu ihm sein mattes Auge auf, das noch feucht war von den Thränen, die er vergossen hatte; hierauf, indem er sich unterstützt und wie neugestärkt fühlte durch die Gegenwart des Denunzianten, fuhr er mit dem Zipfel seines Gewandes über sein Gesicht, um den kalten Schweiß abzuwischen, der es bedeckte.

„Entsetzliche Vorzeichen! Verwünschte Nacht!“ murmelte er mit dumpfer Stimme.

„Gnädigster Herr“, sagte Regulus, „das Papier, das ich Euch gestern übergab und das ich allein besitze, die Proklamation des Lucius Antonius ist diese Nacht in Rom angeschlagen worden . . . Wie ist dies zugegangen? . . .“

„So mußte es kommen“, antwortete Domitian, ohne daß seine eben noch so bewegte Stimme die geringste Ueberraschung bezeugte... „Minerva, welche mich verläßt, hat sich dieser Schriftstücke bemächtigt und sie ist's ohne Zweifel, welche die Mauern damit bekleidet hat... Ich bin verloren, Regulus, heulte der Tyrann, indem er plötzlich in Thränen ausbrach . . . Die Götter haben sich zu meinem Tode verschworen . . . Mögen ihre Blitze mich treffen, wenn sie wollen!“ fügte er niedergeschlagen hinzu, indem er sein Haupt in seine Hände barg . . .

Endlich besiegte er seine Schwäche und indem der Zorn allmählig die Oberhand gewann, erstattete Domitian dem Regulus unter öfteren Unterbrechungen von alle dem Bericht, was sich seit dem gestrigen Tage zugetragen hatte.

Wer auch nur ein wenig vertraut ist mit den Schriftstellern des Alterthums, kennt sehr wohl den seltsamen Aberglauben des römischen Volkes und die wirklich außerordentliche Leichtigkeit, mit der man die unglaublichsten Wunder annahm.

Die ernstesten Geister, die ausgezeichnetsten Genie's haben nicht dieser Schwäche entgehen können, welche den Kern des römischen Charakters bildete, und zu einer

ausschweifenden Furchtsamkeit trieb, wie wir sie heut zu Tage unmöglich begreifen können.

Regulus war besonders ein Sclave solchen kindischen Schreckens, und man hatte ihn oft das Blut der Opferthiere vergießen sehen, um die Wirkungen der übeln Vorzeichen zu beschwören und den Zorn der Götter abzuwenden.

Man kann sich daher eine Vorstellung machen von den Eindrücken, die der Bericht des Kaisers in seiner Seele zurückließ, der so beredt unterstützt wurde durch die Entwendung der Papiere, die Erscheinung der Minerva und die Veröffentlichung der Proklamationen des Lucius Antonius.

Aber wer war denn dieser Gott, mächtiger als Minerva, selbst dem Jupiter überlegen, der seine Tochter gegen dessen Macht nicht hatte beschützen können?

Domitian und Regulus, von denselben Vorurtheilen beherrscht und sich an die seit langer Zeit in Rom verbreiteten Gerüchte erinnernd, dachten an den Gott der Christen und ohne weitere Verabredung nöthig zu haben, begann jeder bei sich zu erwägen, daß es ohne Zweifel wahnwitzig sein würde, ihn in diesem Augenblicke anzugreifen.

Würde er nicht seinen Anbetern zu Hülfe kommen, wenn sie bedroht würden? Und wenn er Minerva hatte zu Boden werfen können, würde da der Kaiser sich schmeicheln dürfen, seinen Streichen zu entfliehen?

Domitian drückte diesen geheimen Entschluß seines eingeschüchterten Herzens aus, als er nach einem langen Stillschweigen zu Regulus sagte:

„Heute soll ich diese Söhne Davids sehen, welche das Schicksal für Rom ankündigt... Das wird, wenn ich gewissen innern Mahnungen glauben darf, die Lösung sein für diese räthselhaften Ereignisse . . . Der Anfang einiger Hoffnung oder die Bestätigung aller meiner Besorgnisse. Ich muß mich in Acht nehmen vor dieser Macht, die Niemand kennt und die sich durch solche Wunder offenbart!“

Unter solchen Gesprächen durchwanderten der Kaiser und Regulus mit langsamen Schritten die ungeheueren Räume des Palatinischen Hauses.

Bald befanden sie sich wieder in dem Vorzimmer, wo sie sich den Tag vorher getrennt hatten und das an die Gallerie stieß, in welcher sich die Bildsäule der Minerva erhob, die Ursache so vielen Entsetzens und so beunruhigender Besorgnisse.

Man erinnert sich, daß Domitian beschlossen hatte, sie niederreißen zu lassen, um in ihren geheimnißvollen Seitenwänden nachzuforschen, ob ein natürlicher Grund vorhanden wäre für das Geräusch, das sich während seiner Unterhaltung mit Regulus hatte vernehmen lassen, sowie für das Verschwinden der Schriftstücke, welche der Denunziant ihm übergeben hatte.

Aber nach jener nächtlichen Erscheinung würde der Kaiser nicht gewagt haben, diese Statue zu berühren.

Indeß trieb ihn ein Gefühl lebhafter Neugier, zu erfahren, was aus der Statue selbst geworden wäre, ob sie wirklich für immer ihr Postament verlassen oder ob sie sich wieder darauf gestellt hätte und in welchem Zustande, mit oder ohne die kriegerischen Attribute, deren beraubt er sie während der Nacht gesehen hatte.

Domitian stand sicher noch unter dem Eindruck eines zu lebhaften Schreckens, als daß er gewagt hätte, allein in diesen von nun an verwünschten Raum einzudringen; aber die Gegenwart des Regulus machte ihm Muth und nach einem Blick des Denunzianten, der ihn aufforderte, Vertrauen zu fassen, entschied er sich dafür, diese Untersuchung sofort anzustellen.

So überschritten sie denn Beide, obschon zitternd, die Schwelle der Gallerie der Leuchtsteine. Die Statue der Minerva stand aufrecht wie gewöhnlich auf ihrem ehernen Sockel. Ihr Helm, ihr Schild, ihr von Vergoldung funkelnder Harnisch, erglänzten getroffen von den ersten Strahlen der Sonne. Ihre Lanze befand sich gerade und drohend in ihrer starren Hand; mit einem Worte, es hatte sich nichts, durchaus nichts geändert im Ganzen, wie in den einzelnen Theilen dieser

Bildsäule, welche Domitian und Regulus mit größter Aufmerksamkeit prüften.

Der Kaiser, aufs Neue sich Gewalt anthuend, näherte sich ihr, gefolgt von Regulus: Ohne daß einer von ihnen die Hand auf das Erz legte, von dem eine rächende Flamme herausfahren konnte, besichtigten sie mit unruhigen Blicken auch die allerfeinsten und kaum merklichen Linien und Verzierungen; aber die Statue blieb, wie den Tag vorher für diese peinlich genauen Nachforschungen völlig undurchdringlich, das Erz bewahrte alle seine unter seiner stummen Umhüllung verborgenen Geheimnisse und die Anstrengungen des Domitian und Regulus mußten einhalten vor der noch einmal erwiesenen Unmöglichkeit, das zu entdecken, was die Götter ohne Zweifel in eine ewige Dunkelheit begraben wollten.

„Komm, Regulus", sagte Domitian, entmuthigt und unruhiger als je, „wir müssen diese Statue verlassen... Wir werden nichts weiter erfahren . . . Beim Jupiter! Alles dies ist seltsam und unglaublich . . . Wenn ich nicht die Göttin sich in der Finsterniß bewegen gesehen hätte, so könnte ich zweifeln . . . Aber es findet in allen diesen Dingen eine erschreckliche und bedeutungsvolle Wirklichkeit statt . . . Nun, wir werden ja sehen . . . Regulus, finde Dich pünktlich hier ein um die siebente Stunde (2 Uhr Nachmittags) . . . Es ist der Moment, wo die Söhne des David vor mir erscheinen werden! . . ."

Regulus verbeugte sich tief, indem er versprach, sich den Befehlen des Kaisers gemäß einzustellen.

Hierauf entfernte er sich eilig, in seinem Innern eine Unruhe und Angst tragend, die er in Gegenwart des Gebieters verhehlt hatte, die sich aber frei kund that, als er über die Schwelle des Palatinischen Hauses getreten war.

In diesem Augenblick ertönte der erste Schrei der Aufregung, die unter dem Volke durch die Lectüre der Plakate erzeugt wurde, worin Lucius Antonius es aufforderte, zum Sturze Domitians mitzuwirken.

Der Kaiser konnte diesen Verwünschungsschrei bis zu sich aufsteigen hören; aber er konnte zu gleicher Zeit sehen, wie die Prätorianer, von denen er wegen seiner Spenden geliebt wurde, sich auf die Menge stürzten und sie, den Boden mit Leichnamen bedeckend, zerstreuten.

Da malte sich ein Lächeln auf seinen Lippen, welches das in sein Herz wieder einziehende Vertrauen ankündigte, er verließ den Balkon einer Gallerie, von wo aus er dieses Schauspiel ansah, und zog sich in das Innere des Palastes zurück, indem er murmelte:

„Bei meinem Stern! So lange diese tapfern Degen mein sind, kann ich selbst dem Zorn der Götter trotzen!“

In Erwartung des Augenblicks, wo Domitian in Gegenwart seines ganzen Hofes die Söhne Davids verhören wird, wollen wir erklären, wie Hirsutus sich in der Statue der Minerva hatte verstecken können, zu welchem Zwecke er die Gespräche des Domitian belauschte, und warum er sich so begierig der Pamphlete, Briefe und Proklamationen bemächtigt hatte, welche Regulus dem Kaiser übergeben.

Seit langer Zeit hatte sich Domitian durch alle die Verbrechen, die jedes Jahr seiner verhaßten Herrschaft bezeichneten, den öffentlichen Abscheu zugezogen und die Geister forschten nach Mitteln, um diese unversöhnliche Tyrannei niederzuwerfen.

Schon viele Verschwörungen hatten sich für dieses heiß ersehnte Ziel gebildet, aber sie waren gescheitert, sei es wegen der Schwäche der Hülfsmittel, sei es durch Verrath, sei es endlich aus Mangel an Muth.

Allerdings hat stets das große Mittel eine fest gegründete Macht zu brechen, in der Anwendung der Gewalt bestanden und die Gewalt fehlte gegen Domitian, der von den Soldaten geliebt war und durch die furchtbare Macht der Legionen aufrecht erhalten wurde, welche bei Galba, Otho und Vitellius schon gezeigt hatten, daß sie allein die Kaiser ein- und absetzen konnten.

Dessenungeachtet und trotz der Vergeblichkeit dieser ersten verunglückten Unternehmungen hatten sich seit einiger Zeit in der Hoffnung eines bessern Erfolges innerhalb und außerhalb Roms zwei neue Verschwörungen gebildet.

Ihr Gedanke war derselbe, der Sturz des Tyrannen. Nur die Mittel der Ausführung und die Ziele waren verschieden.

An der Spitze der einen stand Lucius Antonius, General der Armee Germaniens, der auf seine Legionen zählte und auf Rom marschiren sollte, indem er die Absetzung des Domitian proclamirte.

Man weiß wenig Näheres über diesen Aufstand des Antonius, der schnell unterdrückt wurde, wie wir bald sehen werden. Man glaubt, daß er heimlich vom Senat ermuthigt wurde und daß er einen einfachen Regierungswechsel herbeiführen sollte, durch die Erhebung der beiden jungen Cäsaren zur Kaiserwürde.

Es hieß wirklich, Lucius Antonius, voll von Ehrfurcht für das Andenken Vespasians und Titus, die dem Volke Roms noch theuer waren und voll von Liebe für ihre Familie, würde die Banner erheben um Domitian zu stürzen, aber zu gleicher Zeit seine beiden Großneffen auf den Thron der Welt zu setzen.

Diese Verschwörung war im Begriff auszubrechen, wie es ihre nach Rom geschickten Proclamationen bewiesen. Und dennoch argwöhnte Domitian nicht einmal ihr Vorhandensein. Die erste Mittheilung war ihm durch Palfurius Sura zugegangen, dessen ganze Gewandtheit darin bestanden hatte, daß er von der Mauerwand ein Exemplar des einen Plakats abriß, um es dem Kaiser einzuhändigen.

Regulus, unterstützt durch Umstände, die wir bald zur Kenntniß unserer Leser bringen werden, war viel glücklicher gewesen. Es war ihm gelungen, selbst die Pakete mit den Proclamationen zu fassen, die Mittelsperson der Verschworenen zu entdecken und dem Domitian den Namen des Generals zu verrathen, der seine Macht so ernstlich bedrohte. Aber Regulus hatte darüber hinaus nichts erfahren können und folglich er-

wiesen sich die dem Kaiser übergebenen Notizen als sehr unzureichend.

Die zweite Verschwörung hatte zum Ziel, an die Stelle des Domitian den Coccejus Nerva zu setzen, einen geachteten Greis, der zweimal mit der Consulwürde bekleidet gewesen war und damals im Alter von ungefähr 65 Jahren stand.*)

Diese Verschwörung hatte sich während des Dazischen Krieges gebildet. Furchtbarer als die erste, schmiedete sie ihre Pläne mit äußerster Klugheit und erwartete ihre Verwirklichung, ohne sie durch die geringste unbesonnene Unternehmung zu enthüllen. Sie nahm sich vor, durch Meuchelmord die Sache zu Ende zu bringen, wenn nach langem geduldigen Hoffen sich keine günstige Gelegenheit darböte.

Domitian ahnte sie eben so wenig als die erste und ihre Spuren waren auch dem Regulus und den andern Denunzianten entgangen, welche so reichlich den Fürsten umringten.

Der Kaiser hatte nur vernommen, Apollonius von Thyana hätte das Reich dem Nerva verhießen, indem er diese Bestimmung in den Eingeweiden eines geopferten Kindes gelesen.

Dieses gräßliche Opfer war mitten auf einem abgelegenen Felde vollzogen worden und Domitian war davon durch einen Schüler des Philosophen, Namens Philiscus, unterrichtet worden, dessen menschliches Gefühl sich gegen diesen Greuel empört hatte.

Aber Philiscus wußte nicht, hatte es folglich nicht sagen können, daß Apollonius zur Partei des Nerva gehörte, mit ihm verschworen war, und daß das

---

*) Wirklich wurde Nerva durch das Gelingen dieser Verschwörung nach dem Tode Domitians als Kaiser ausgerufen. Indeß wird man später sehen, daß wenn einige der Verschworenen und insbesondere die Kaiserin Domitia Longina es mit Nerva hielten, die größte Anzahl die Erhebung der beiden Söhne des Flavius Clemens wollte. Wir werden dann sehen, warum nach vielen Schwankungen Nerva vorgezogen wurde.

Menschenopfer dazu bestimmt war, um den Verschworenen den Ausgang ihres Unternehmens kund zu thun.

Indeß genügte die dem Nerva verheißene hohe Bestimmung, um den argwöhnischen Domitian zu beunruhigen und er hatte den Apollonius von Thyana seine ganze Erbitterung fühlen lassen, weil er solche Hoffnungen erweckt und unterhalten habe.

Der Philosoph, der seinerseits die Rache des Kaisers fürchtete, hatte sorgfältig seine Rechtfertigungsmittel vorbereitet; er wollte eine Audienz von Domitian erlangen, und um seinen Zorn zu mildern, wollte er ihm von den kostbaren aus seinen weiten Reisen mitgebrachten Sachen ein Geschenk anbieten. Zu diesem Zwecke sahen wir ihn im Portikus des Pompejus um die Vermittlung der Aurelia bitten und der jungen Dame die schönen Murrhinischen Vasen anbieten, deren Anblick ihre kindliche Bewunderung erregt hatte.

Nach diesen Einzelheiten wird man leicht erkennen daß die dem Kaiser durch diese geheimen Anschläge bereitete Lage eigenthümlich beunruhigend war, und daß obschon er alle diese Gefahren nicht kannte, gewisse sich seines Herzens bemächtigende Vorahnungen sein Inneres mit jener unbestimmten und schlecht erklärlichen Furcht erfüllt hatten, die manchmal in uns wie eine Mahnung der Vorsehung aufsteigt.

Hirsutus gehörte mit Leib und Seele beiden Verschwörungen an.

Sein glühender Haß gegen den Kaiser hatte ihn mit Freuden in alle Projecte hineingetrieben, welche seinen Rachegefühlen eine glänzende Befriedigung versprachen.

Auf beiden Seiten hatte man ihn bereitwillig aufgenommen, denn sein genauer Umgang mit dem Kaiser, seine dreiste Vertraulichkeit, die Gunst, die er genoß in Verbindung mit seinem lebhaften Geist und der geheimen Erbitterung seines Herzens, die er hatte ahnen lassen, machten ihn zu einem werthvollen Helfershelfer.

Er diente beiden Verschwörungen mit dem nämlichen Eifer und der nämlichen Treue, ohne jemals der

einen die Notizen mitzutheilen, die nur die andere interessiren konnten; indem er seinerseits alle Mittheilungen, die er erhielt, unverbrüchlich bewahrte und alles that um zu verhindern, daß man in das Geheimniß seiner doppelten Betheiligung eindringe. Es lag in der That dem Hirsutus wenig daran, von welcher Seite die Rache käme, vorausgesetzt nur, daß man den Domitian stürzte und daß er dabei thätig wäre.

Als Hirsutus bemerkt hatte, daß die Gallerie der Leuchtsteine der Ort der heimlichen Unterredungen des Domitian und seiner wichtigsten Entschlüsse war, fragte er sich, ob es kein Mittel gäbe, diesen Unterredungen unsichtbar beizuwohnen und ihre Einzelheiten zu belauschen. Es war das ohne Zweifel kein leicht ausführbares Project; aber was vermögen nicht Verstand und Wille, wenn sie sich auf einen Plan verlegen, dessen Gelingen zu großen Resultaten führen soll?

Gewiß ist, daß Hirsutus sich zum Herrn der Lage machte, indem er im Innern des ehernen Postaments der Statue sich einen Schlupfwinkel bereitete, von wo er als unsichtbarer Zuhörer den Gesprächen des Kaisers beiwohnen und sogar, wie wir es gesehen haben, die Schriftstücke entwenden konnte, an deren Habhaftwerdung ihm viel lag.

Indeß durch welche Mittel gelangte er dazu, die scheinbar unübersteiglichen Schwierigkeiten zu überwinden, welche sich der Verwirklichung seines Unternehmens entgegenstellten?

Denn es waren hier, wie jedermann wahrnimmt, zwei große Hindernisse vorhanden. Man mußte zuerst auf unterirdischem Wege bis zur Statue der Minerva dringen und wenn dieses erreicht war, sich in dem Postament festsetzen und sogar über das Erz triumphiren, indem man es wenigstens nach einer Seite hin, verschiebbar machte.

Hier beginnen ohne Zweifel die Geheimnisse und wir würden sicher nicht zu tadeln sein, wenn es uns unmöglich wäre, sie zu erklären.

Kann man jedoch nicht mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen, daß Hirsutus, jedesmal wenn die Launen des Domitian ihn nicht erforderten, sich selbst überlassen in den kaiserlichen Gärten, irgendwie einen der unbekannten unterirdischen Gänge entdeckt hatte, die so häufig waren in dem unterwühlten Boden des alten Rom und daß einmal im Besitz dieser Hauptsache, das Uebrige nur noch ein Werk der Geduld oder der Mitarbeit von Seiten eines für seine Pläne gewonnenen Verschworenen gewesen sei?

Das sind die Hypothesen, die man nach freier Wahl annehmen oder verwerfen kann, die aber unserer Meinung nach am besten die Gegenwart des Hirsutus in der Höhlung der Statue der Minerva erklären, in dem Augenblicke, wo Marcus Regulus dem Domitian die Notizen mittheilte, die er gesammelt hatte und mit ihm den Plan entwarf, dessen Vereitelung angesichts dieser ernsten Ereignisse so wichtig war.*)

Und nun wird es leicht sein, das oben Mitgetheilte zu begreifen.

Hirsutus war, verwundet durch Domitians Pfeile, in den unterirdischen Gang geschlichen und von da in die Höhlung des Postaments.

Das von den beiden Sprechenden vernommene Geräusch kam von dem fast unmerklichen Kriechen des Hirsutus her, der wie eine Schlange in den Sockel der Bildsäule hinaufkletterte.

Er hatte so erfahren, daß die Verschwörung des Lucius Antonius entdeckt war. Daher sein Verlangen sich der Schriftstücke zu bemächtigen, die Domitian auf

---

*) Was die Thatsache an sich betrifft, so spielt Plinius der Jüngere darauf in folgenden Worten an: „Jener aber schloß gerade in den Wänden und Mauern, durch welche er sein Leben zu schützen glaubte, zugleich mit sich List und Nachstellungen und den Verbrechen rächenden Gott ein. Die Rache entfernte und durchbrach alle bewachenden Schranken und drang durch enge und verrammelte Zugänge eben so gut wie durch offene Thüren und hereinlockende Schwellen zu ihm ein.“ (Panegyr. c. XLIX.)

dem Dreifuß niedergelegt hatte und die eine große Gährung in Rom hervorrufen mußten, wenn sie nach dem Wunsche der Verschworenen dort veröffentlicht wurden. Die Blutspur, vor welcher der Kaiser erbleicht war, kam von der verstümmelten Hand des Unglücklichen, die einen Augenblick auf dem vergoldeten Dreifuß geruht hatte.

Hirsutus, in den Besitz dieser Schriftstücke gelangt, that an diesem Abend drei wichtige Schritte.

Er schickte die Proclamationen nach dem Buchladen, von dem wir geredet haben, mit dem Befehl, sie wiederholt abzuschreiben und während der Nacht anzuschlagen.

Zu derselben Zeit reis'te ein Courrier von Rom nach Germanien, als Ueberbringer einer in unbekannten Chiffern geschriebenen Depesche. Sie enthielt nur folgende wenige Worte:

„Misitius ist bestochen worden. Die Proclamationen sind dem Kaiser durch Regulus überliefert worden. Man hat ein Exemplar davon wiederbekommen. Galbula, euer Getreuer, läßt sie in seinem Laden abschreiben. Sie werden in dieser Nacht trotz des Verraths angeschlagen werden. Ihr habt jetzt keine Zeit zu verlieren. Erhebet eure Fahne und marschirt auf Rom. Man erwartet euch hier. Gruß!"

Endlich wurde Tongilianus Gurges, dessen Name jetzt wegen seiner neuen Würde nur mit einem gewissen Respect ausgesprochen werden darf, durch drei gebieterische Schläge an der Thür seiner Wohnung in seinem Schlafe gestört.

Als einer der ihm untergeordneten Leichenträger geöffnet hatte, verlangte ein Unbekannter dringend den Leichen-Ceremonienmeister in einer Sache von äußerster Wichtigkeit eine Augenblicke zu sprechen.

Gurges verstand sich dazu, sein Bett zu verlassen, aber als er sich dem Fremden vorstellte, hatte er ein sehr übellauniges Gesicht, worauf dieser zum Aerger des Gurges gar nicht achtete.

„Ihr seid der Freund der Groß-Vestalin?" fragte der Unbekannte mit kurzem Ton.

„Ein wenig, Bürger," antwortete Gurges etwas dummstolz . . . „Wir glauben die Ehre zu haben."

„Nun wohl," fuhr der Unbekannte fort, „hier ist ein Brief, der ihr eingehändigt werden muß."

Und damit übergab er dem Leichencommissar den Brief des Metellus Celer an Cornelia, den wir oben mitgetheilt haben.

„Benachrichtigt nur die Groß-Vestalin," setzte der Unbekannte hinzu, „daß der Kaiser dieses Schreiben einige Zeit in seinen Händen gehabt hat . . . und daß man so glücklich gewesen ist, es wieder zu bekommen . . . Die Groß-Vestalin und ihre Freunde müssen demgemäß ihre Entschlüsse fassen . . . Lebt wohl!" Und sofort verschwand der Fremde.

„Das ist ein sehr sonderbarer und wenig mittheilsamer Bürger," murmelte Gurges lächelnd, als er den Boten sich mitten in der Dunkelheit verlieren sah.

Aber jede Art von Lächeln verschwand von den Lippen des Leichencommissars, als er seinen Blick auf das Papyrusblatt geworfen hatte, welches er zwischen seinen Fingern zerknitterte.

Er hatte sogar ein trostloseres Gesicht, als bei irgend einer Leichenceremonie.

„Wie? Der Kaiser hat diesen Brief gelesen, wie ich ihn in diesem Augenblicke gelesen habe," rief er aus, nachdem er ihn durchlaufen . . . „Bei der Venus Libitina! Diese arme Groß-Vestalin ist verloren! Aber das ist noch nicht Alles! Wenn ich nicht irre, ist das der Beweis einer Verschwörung . . . zum Vortheil des Verlobten der göttlichen Aurelia! . . . Und Domitian weiß das Alles! . . . Gurges, Gurges! Diese hohen Freundschaften sind verhängnißvoll! Sei selbst auf deiner Hut!"

Quidquid delirant Reges plectuntur Achivi.
„Jegliche Narrheit der Fürsten bringt Schläge den armen Achäern."

Nach dieser etwas persönlichen Reflection versenkte sich der Leichencommissar in ein tiefes Nachdenken.

Gurges hatte leichtsinnig geprahlt, indem er sich den Freund der Groß=Vestalin nannte. Wohl hatte er in den Begebenheiten, welche unsere Leser noch nicht vergessen haben, große Dienste geleistet; aber seitdem Cornelia wieder ins Atrium Regium zurückgekehrt war, hatte er nicht einmal daran gedacht, die Schwelle dieses Asyls zu überschreiten, das er als für die Männer unzugänglich ansah.

Er befand sich daher in ziemlicher Verlegenheit, wie er sich des wichtigen Auftrages entledigen sollte, der ihm zu Theil geworden war.

Er dachte an Cäcilia, von der er wußte, daß sie mit der Groß=Vestalin häufiger verkehrte; aber er verwarf bald diese Idee, indem er die junge Frau nicht in die Gefahren verwickelt sehen wollte, welche aus diesen schrecklichen Begebenheiten sich erheben mußten.

„Dieses Schreiben verbrennt mir die Finger," sagte Gurges zu sich selbst, „ich fühle es seit einem Augenblick. Die Sache ist dazu angethan, einen Menschen in vier Theile zu zersprengen, wie ein Holzscheit bei der Leichenfeier . . ."

Auf der andern Seite sah er nicht, wie er dazu gelangen würde, die Groß=Vestalin zu benachrichtigen, was doch so nothwendig war und sogar auf der Stelle stattfinden mußte.

Endlich ging ohne Zweifel dem Gurges ein Licht auf; denn er erlaubte sich einen Freudensprung zu thun, — was das Ende seiner Verlegenheit ankündigte.

Hierauf rief er mit schallender Stimme, man möge sich fertig machen, ihn zu begleiten.

Vier Leichenträger erschienen und verschwanden mit ihm in den Straßen Roms.

Wohin gingen sie? Das werden wir später erfahren.

Fünftes Kapitel.

Die Söhne Davids.

Man erinnert sich, daß Domitian dem Regulus befohlen hatte, zur siebenten Stunde sich wieder einzustellen. Als dieser beim kaiserlichen Pallast ankam, war eine ungewöhnliche Bewegung an den Eingängen dieses ungeheuern Gebäudes bemerkbar.

Von allen Seiten eilte die Menge der Hofleute herbei, die am Abend vorher durch die ausdrücklichen Befehle Domitians in Folge seiner Unterredung mit dem Denunzianten zusammenberufen waren. Diese Befehle waren durch die Herolde des Kaisers überbracht worden.

Sie waren zuerst gerichtet an Quintus Volusius Saturninus, damals Amtsgenossen des Domitian im Consulat,*) an alle Senatoren ohne Ausnahme, an verschiedene Mitglieder der vier Oberpriester-Collegien, an die angesehensten Opferpriester, an die früheren Consuln, an alle activen Richter, an eine große Anzahl anderer vornehmer Bürger. Man hatte auch nicht vergessen Flavius Clemens und seine beiden Söhne, die jungen Cäsaren, Vespasian und Domitian einzuladen.

Der Kaiser hatte sich ihrer Gegenwart für den nächsten Tag noch besonders versichert, indem er von jedem von ihnen eine bestimmte Antwort forderte.

Da die Befehle über den Gegenstand dieser außerordentlichen Zusammenberufung schwiegen, so bemächtigte sich der Mehrzahl der Geladenen ein großer Schrecken.

Fast alle gehörten der Verschwörung des Lucius Antonius an oder theilten doch die Wünsche für ihren Erfolg. Sie hatten das Vorgefühl, daß der Fürst, unterrichtet von dieser Empörung, die auf dem Punkte

---

*) Es ist bekannt, daß sich die Kaiser zu Consuln erwählen ließen. Domitian ist es im Verlauf seiner Regierung zehn Mal gewesen. Er war schon, sowohl unter Vespasian, als unter seinem Bruder Titus, sieben Mal Consul gewesen.

stand, auszubrechen, sie holen ließ, um ihre Gesichter zu beobachten und die Mitschuldigen zu entdecken.

Das war ein Grund mehr, um dem Rufe des Kaisers pünktlich zu entsprechen, damit sie sich nicht seinen Verdacht zuzögen durch einen Ungehorsam, der leicht hätte bemerkt werden können. Sie eilten daher mit einer Schnelligkeit herbei, die dem schon erwähnten Eifer bei der von Juvenal so gut beschriebenen Berathung über die Sauce zu der famosen Steinbutte ähnlich war.

Domitian, von fieberhafter Ungeduld ergriffen, erwartete schon den Haufen der Hofleute in einer großen Gallerie, die von kreisrunden Säulen vom schönsten Marmor mit Capitälern von vergoldetem Erze umgeben war.

Er hatte sich bei dieser Feierlichkeit mit dem ganzen Gepränge der kaiserlichen Macht zeigen wollen.

Er saß auf einem Stuhl von Elfenbein, reich mit Gold ausgelegt und von kostbaren Steinen strahlend. Ein purpurner Teppich, auf welchem sich Hirsutus herumwälzte, war zu seinen Füßen ausgebreitet.

Vier und zwanzig Lictoren, mit weißen Röcken bekleidet, umringten die hohe Estrade, auf welcher der curulische Sessel stand, von wo aus der unruhige Blick Domitians die ganze Versammlung beherrschen konnte.

Eine Cohorte von Prätorianern, mit gezogenen Schwertern, den Schild in der Hand, war ringsum bei jeder Säule aufgestellt. Der funkelnde Kamm ihrer ehernen Helme, und ihre glänzenden Mäntel stachen von dem düstern Grunde der Wände ab, die mit dunkelfarbigen Fresken bemalt waren.

Der Kaiser hatte das Triumphcostüm angezogen, das er immer beibehielt, so oft er seit seinen angeblichen Siegen über die Dazier im Senate den Vorsitz führte.

Es war die sogenannte Tunika des Jupiter,*) deren

*) Man nannte sie so, weil sie der des Jupiter optimus maximus ähnlich war. Man bewahrte sie im Capitol auf, zur Schmückung der Triumphatoren.

Gewebe, aus der feinsten weißen Wolle bestehend, mit gestickten Palmen geschmückt, nebst der Toga von Tyrischem Purpur, dessen Farbenglanz gehoben wurde durch goldene Verzierungen in Rosenform und durch weiße mit Perlen besetzte Halbstiefeln.

Am Halse Domitians hing an einer Kette von seltenster Arbeit und größtem Reichthum eine runde goldene Kapsel (bulba), die gewisse Schutzmittel gegen den Neid enthielt, ein Kranz von wildem Lorbeer umgab seine Stirn; in seiner rechten Hand hielt er einen Palmzweig, ebenfalls von Lorbeer und in der linken einen elfenbeinernen Scepter, auf dessen Spitze ein Adler schwebte. Am Ringfinger dieser Hand bemerkte man einen einfachen Reif von Eisen, die alte Belohnung kriegerischer Tüchtigkeit; seine Arme waren mit den militärischen Armbändern, den Ehrenzeichen der Tapferkeit geschmückt, endlich hielt über seinem Haupte ein hinter ihm stehender und unter seiner Last beinahe erliegender Sclave einen zweiten etruscischen Kranz, gebildet aus Eichenzweigen von goldenen Blättern, mit Eicheln von Edelsteinen und purpurfarbigen Bändern.

Aber man sah um Domitian keines der Symbole, mit Hülfe deren die Weisheit der Alten die Triumphatoren zum Bewußtsein ihrer eigenen Schwäche zurückrief, weder den Sclaven, der beauftragt war ihnen von Zeit zu Zeit zuzurufen: Gedenke, daß du ein Mensch bist! noch die Ruthen, das Zeichen der Sclaverei, noch das Glöckchen, das die Verurtheilten bei den Hinrichtungen von ihrer letzten Stunde benachrichtigte, um diesen stolzen Siegern alle Zeugnisse von der Unbeständigkeit der menschlichen Dinge und das äußerste Elend vor Augen zu stellen, das das Schicksal den Geehrtesten vorbehalten kann!

Mitten in diesem theatralischen Pomp, unter diesen prächtigen Gewändern, sah Domitian von heimlichem Schrecken gebleicht, die Stirn drohend zusammengezogen, mit gedankenvollem und unwölktem Blick, vor ihm die lange Reihe derjenigen vorübergehen, die zitternd auf

seinen Ruf herbeieilten und deren Namen mit lauter Stimme von einem Herold angekündigt wurden.

Alle beugten, indem sie sich zu beiden Seiten des kaiserlichen Thrones aufstellten, das Knie vor der sichtbaren und gefürchteten Gottheit, welche jedoch von diesen durch die Furcht eingeflößten Huldigungen ganz kalt gelassen wurde.

Jetzt aber traten drei Personen ein, welche schweigend vorübergingen, ohne jedoch ihre Stirn in den Staub zu beugen.

Der Kaiser hob überrascht den Kopf empor, um sich diejenigen anzusehen, welche diese erforderliche Ehrfurchtsbezeugung unterließen.

Es waren Flavius Clemens und seine beiden Söhne. Domitian erbebte. Eine lebhafte Röthe färbte alle seine Züge; sein Auge funkelte; aber er bezähmte seinen aufsteigenden Zorn und sein Gesicht nahm wieder seine ganze Unbeweglichkeit an.

Ein unwillkürlicher Schauder durchlief die Reihen dieser schon von unendlicher Angst beunruhigten Versammlung.

Unter den Unruhigsten bemerken wir Vibius Crispus, der besser als irgend jemand die Ursache der beleidigenden Ausnahme kannte, welche sich die Verwandten des Kaisers in Bezug auf ihn vor seinem ganzen Hofe erlaubt hatten.

Aber was das allgemeine Entsetzen am Meisten vermehrte, war der Eintritt des Marcus Regulus. Aus dem Lächeln des Einverständnisses, das Domitian diesem Elenden schenkte, der zu seinen Füßen kniete, erkannte ein Jeder, daß ernste Ereignisse vor sich gehen würden.

Todtenstille bildete sich mitten in der von den unheimlichsten Vorahnungen bewegten Menge.

Als Hirsutus alle diese von Aengsten umdüsterten Gesichter sah, deren geheimen Grund er kannte, ließ er ein wildes Hohngelächter hören, dem Domitian und Regulus mit einem entsetzlichen Lächeln antworteten, das über ihre Lippen schwebte.

Der Kaiser und der Denunziant genossen gemeinschaftlich das bemitleidenswerthe Schauspiel dieses allgemeinen Schreckens.

Endlich kündigte ein Zeichen Domitians an, daß er reden wolle.

Alle Blicke wandten sich auf ihn; die Ohren Aller waren gespannt, um sein Wort aufzunehmen.

„Consul, Senatoren, Oberpriester, Bürger," begann der Kaiser mit einer süßlichen Stimme und mit heuchlerischer Schüchternheit, „ich habe Euch versammelt, damit Ihr Zeugen seid des Verhörs, dem ich zwei Menschen unterziehen muß, welche in meinen Händen sind und welche man in diesem Augenblick mir vorführen soll. Seit langer Zeit weiß ich, daß im Vertrauen auf angebliche Orakel Verwegene gewagt haben, verbrecherische Hoffnungen zu fassen. Das Reich ist bedroht durch die Unternehmungen einer verhaßten Secte. Man behauptet, daß die Söhne Davids, des Königs der Juden, sich Roms bemächtigen und die Herren des Weltalls werden sollen . . ."

Bei diesen Worten hielt der Kaiser inne, indem er seine Blicke auf Flavius Clemens und seine beiden Söhne heftete, die an seiner Seite standen.

Ihre Gesichter drückten Erstaunen aus; aber man konnte darauf kein verrätherisches Anzeichen irgend welcher Gemeinschaft mit jenen geheimen Anschlägen erspähen, deren Vorhandensein die Worte des Domitian kundthaten.

Unterdessen hatten diese ersten dem kaiserlichen Munde entflossenen Worte die Stirn Aller wieder erheitert.

Da die Hofleute sahen, daß nicht die geringste Anspielung auf die Projecte des Lucius Antonius geschehen war, schöpften sie wieder Athem, indem sie meinten, diese Verschwörung wäre noch in einem undurchdringlichen Geheimniß begraben.

Unbestimmte Laute ließen sich nun im Schooße dieser eben erst so unruhigen Versammlung vernehmen; es waren Worte der Schmeichelei und Ergebenheitsver-

ſicherungen, welche die eifrigen Lippen der Hofleute flüſterten.

Der Kaiſer ſchien gar nicht darauf zu achten; nach einer kurzen Unterbrechung fuhr er fort:

„Ich habe dieſe finſtern Pläne durchſchauen wollen. Ein ergebener Diener, Julius Fronto, hat Judäa durcheilt. Er hat die Abkömmlinge dieſes David nach Rom geführt. Sie warten hier in der Nähe auf meine Befehle. Mein Wille iſt, daß man ſie ſofort einführe.“

Alle Blicke folgten einem Herold, der auf ein Zeichen des Kaiſers in einem benachbarten Gemache verſchwand.

Bald kam er zurück, begleitet von Julius Fronto, welcher ſich Domitian näherte, gefolgt von einigen Soldaten, in deren Mitte man zwei junge Leute erblickte, die mit niedergeſchlagenen Augen einherſchritten.

Kaum hatte Domitian dieſe Leute etwas angeſehen, ſo erhob er ſich, von lebhafter Ueberraſchung ergriffen, von ſeinem curuliſchen Stuhle und rief:

„Fronto, wo ſind denn die Söhne Davids? Was ſollen dieſe Leute hier bedeuten?

Die Söhne Davids ſtehen zu den Füßen unſers Herrn, antwortete Fronto, indem er die beiden jungen Leute an den erſten Stufen des kaiſerlichen Thrones ſtehen bleiben hieß und ſich ſelbſt bis zur Erde verneigte.

Da betrachteten der Kaiſer und alle Anweſenden mit Blicken voll eigenthümlicher Verwunderung dieſe beiden Menſchen, deren Anblick in der That ſeltſam war.

Sie trugen das ſtrenge Coſtüm, das die Ueberlieferung Chriſto und den Apoſteln zuertheilt und das die Meiſter der chriſtlichen Kunſt bis auf unſere Tage lebendig erhalten haben. Ein einfacher Rock von grober Wolle und dunkler Farbe bedeckte ihren Körper mit ſeinen weiten Falten, die ſo weit niederhingen, daß ſie nur die Spitzen der Hände und der Füße ſehen ließen; ſie trugen den Kopf unbedeckt und ihre Haare waren glatt, in der Mitte durch einen breiten Scheitel getrennt, der ſie nach beiden Seiten in dichten Locken

niederfallen ließ; sonst war nichts weiter an ihnen zu sehen, als Sandalen mit Riemen von Leder befestigt, an welchem noch das Haar saß und ein Stab aus knotigem Holz, oben in Form eines Hirtenstabes krummgebogen.

Dazu nehme man noch die dunkle Färbung ihres Gesichts, eine Folge der glühenden Sonne Judäas; Feuer, das aus Augen sprühte, die bald von Lidern mit schwarzen langen Seidenwimpern verschleiert waren, bald sich öffneten; eine überströmende Jugendfülle in allen ihren Zügen, eine große Körperstärke, wofür die Spuren einer rauhen täglichen Arbeit ein sichtbares Zeugniß ablegten und man wird sich eine Vorstellung machen können von der Ueberraschung, welche die Hofleute und Domitian selbst beim Anblick dieser demüthigen und armen Jünglinge ergriff, die hier mitten in diesem glänzenden Kreise erschienen, der in ihnen die Abkömmlinge eines Königs zu erkennen gedachte.

Vor mehr als einem Jahre hatte Domitian, beunruhigt durch die in den sibyllinischen Büchern aufgezeichneten Weissagungen und durch Gerüchte, die sich in Bezug auf die Juden und auf die Erben ihrer Könige in Rom verbreitet hatten, den Julius Fronto nach Judäa geschickt, mit dem Auftrag die Kinder Davids aufzusuchen und im Falle ihres Vorhandenseins sie vor ihn zu führen.

Julius Fronto, in Judäa angekommen, forschte sorgsam nach allen Umständen, welche ihn auf die Spur derjenigen führen konnten, deren er sich bemächtigen sollte, aber er hatte zuerst einige Mühe sie zu entdecken. Die letzten Nachkommen des David'schen Geschlechts, die schon durch die Verordnungen des Vespasian bedrängt wurden, den dieselben Befürchtungen wie seinen Sohn beunruhigten, verbargen sich, um sich der Verfolgung zu entziehen.

Hegesippus, ein fast gleichzeitiger Schriftsteller, den Eusebius im dritten Buche seiner Kirchengeschichte citirt, berichtet, daß eine Denunziation sie dem Boten des

Domitian verrieth, der sie sogleich ergriff, um sie nach Rom zu führen.

Es waren die Enkel des Apostels Judas, Bruders des h. Jacobus des Jüngern, beide Verwandte Jesu Christi und die letzten Ueberbleibsel der erlauchten Familie, die durch Eroberung und Usurpation des Thrones beraubt worden war. *)

Die Jünglinge bewohnten die Umgegend von Jerusalem, das demüthige Leben der alten Hirten führend und ihre Aecker mit eigenen Händen bebauend.

Man kann über ihr Erstaunen urtheilen, als Julius Fronto ihnen ankündigte, er würde sie mit sich nach Rom führen, damit sie sich vor dem Kaiser Domitian über ihre ehrgeizigen Pläne verantworteten.

Niemals war das Verlangen nach menschlicher Größe in ihre einfachen Seelen gedrungen, niemals hatte die Ahnung eine höhern Bestimmung den Geist dieser Christen beunruhigt, welche die eiteln Ehren der Welt verachteten.

Indeß sie mußten dem Gesandten des Kaisers folgen.

Nach langer Zeit kamen sie in Rom an. Domitian war eben aus dem Dazischen Kriege zurückgekehrt, aber in seinem prahlerischen Siegesrausch dachte er nicht mehr an den Auftrag, den er dem Fronto ertheilt hatte.

Als jedoch Regulus ihm von dem Christenthum und von dessen Fortschritten in seiner eigenen Familie erzählt hatte; als er den sonderbaren Brief des Metellus Celer gesehen, worin von der Thronbesteigung von zwei christlichen Kaisern die Rede war, da fühlte Domitian sein Herz bewegt von der Rückkehr seiner früheren unruhigen Vorahnungen.

Vergebens versicherte Marcus Regulus, es handelte sich nur um die Söhne des Flavius Clemens, Domitian erblickte ein seltsames Zusammentreffen in den Beschlüssen des Schicksals, welche Rom und das Weltall den

---

*) Man kann in Tillemont, unter d. Art. Jacobus d. Kl. und Judas, sehen, in wiefern beide Brüder Verwandte Jesu Christi waren.

Juden verheißen und dieser Verschwörung, welche eine baldige Verwirklichung jener geheimnißvollen Ereignisse anzukündigen schien.

In dieser Verlegenheit erinnerte er sich, daß Julius Fronto seit kurzem wieder in Rom war und beschloß sofort seine Gefangenen zu verhören, die er bis jetzt vernachlässigt hatte.

So standen sich nun der Kaiser Domitian und die Söhne Davids gegenüber. Der Eine in der ganzen Pracht des dem Jupiter, dem König der Götter, entlehnten Kostüms. Die Andern in dem ärmlichen Gewande Christi, des Mensch gewordenen Gottes.

Dieser schon beruhigt und spöttisch sich verhaltend vor diesem entkleideten Königthum.

Jene demüthig und furchtsam vor dieser triumphirenden Größe.

Als Julius Fronto sich noch einmal verneigend wiederholt hatte:

„Ja, gnädigster Herr, das sind die Söhne Davids!“ da brach Domitian in ein ungeheures Gelächter aus, das in verdoppelter Stärke von Seiten der feilen Menge der Hofleute rings in der Gallerie sein Echo fand.

Und doch wurde diesen beiden armen Jünglingen eine stumme Huldigung erwiesen. Als sie nämlich, verwundert über diesen unerwarteten Ausbruch einer beleidigenden Verachtung, ihr Haupt wieder erhoben, konnten sie an der Seite des Kaisers Flavius Clemens und seine beiden Söhne wahrnehmen, die erschüttert waren über diesen den Verwandten Christi widerfahrenen Schimpf.

Jetzt begann Domitian sein Verhör.

„Ihr seid die Söhne Davids, der König der Juden gewesen ist?“ fragte der Kaiser.

Aber die beiden jungen Leute blieben stumm und es schien sogar, als hätten sie die Frage nicht gehört.

Sie kannten nicht die Sprache der Römer, woran der Kaiser in seiner Uebereilung nicht einmal gedacht hatte.

Ein Mann trat aus dem Haufen der Hofleute hervor und erbot sich zum Dolmetscher ihrer Antworten.

Es war Josephus, der berühmte Gefangene des Kaisers Vespasian. Domitian ehrte ihn wegen seiner großen Gelehrsamkeit, vielleicht auch wegen seines wohlbekannten Hasses gegen die Christen.

Josephus wiederholte den beiden Brüdern die Frage des Kaisers im Hebräischen. Seit sechs Monaten hatten die armen Verwiesenen die Sprache ihres Vaterlandes nicht vernommen. Bei diesen süßen Klängen ihres Heimathslandes faßten sie wieder Muth und indem sie ihr edles Haupt erhoben um den anzusehen, der auch die Sprache Jerusalems redete, erschienen sie wie umgewandelt.

„Ja, wir sind die Söhne Davids," antworteten die beiden Brüder.

„Habt Ihr etwas Vermögen," fuhr Domitian fort.

„Sie erklären," versetzte Josephus, „daß sie beide 9000 Denare besitzen, nicht baar, sondern in Ländereien, die sie mit ihren eigenen Händen bebauen."

„Ihr strebet nach der Herrschaft?" fragte Domitian ironisch.

Als Josephus ihnen diese Frage verdollmetscht hatte, antworteten sie nichts, sondern sie sahen den an, der sie fragte und mit einer bezeichnenden Geberde zeigten sie ihre schwieligen Hände und ihre ärmlichen Gewänder, um anzudeuten, daß Arbeit die einzige Sorge ihres bescheidenen Daseins sei.

„Indeß," sagte Domitian, „ist in Euern Büchern von dem Königreiche des Messias die Rede und man behauptet, daß die Nachkommenschaft Davids dazu berufen ist . . Was bedeutet das?"

Als Josephus ihnen diese Frage übersetzt hatte, antwortete Judas, der ältere der beiden Brüder:

„Ja, es ist wahr, das Reich des Messias ist den Kindern Davids sicher, das heißt diejenigen, welche wie ihr heiliger König das Gesetz ausüben und die Gebote halten, die Andern werden ausgeschlossen sein."

„Und dieses Reich, wo ist es?" fragte Domitian weiter.

„Es ist überall und es ist nirgends," erwiederte

Jakobus, der zweite der Brüder, durch den Mund des Dollmetschers.

„Wie so?“ meinte Domitian erstaunt.

Die beiden Jünglinge erhoben ihre Hände und zeigten zum Himmel.

„Es ist übe. ll,“ versetzten sie Beide, „weil man es an allen Orten erlangen kann; es ist nirgends, weil es über der Welt erhaben und im Himmel ist! . . .“

„Also das ist das Königreich, welches Ihr sucht?“ fuhr Domitian immer beruhigter und befriedigter fort.

„Ja,“ antworteten Judas und Jakobus“, „wir suchen es mit allen denjenigen, welche unsere Brüder im Glauben sind.“

„Sind das nicht die Leute, die man Christen nennt?“ unterbrach Domitian, indem er einen Blick des Einverständnisses auf Regulus warf und sich gegen Flavius Clemens und seine beiden Söhne wandte, deren Gesichter eine simpathische Bewunderung für die naive Einfachheit dieser so ruhigen und sichern Sprache ausdrückten.

„Es sind alle Menschen, wenn sie mit uns gehen wollen,“ entgegnete Jakobus.

Und Judas setzte hinzu:

„Der Gott, dem wir dienen, ist groß genug, um seine Güter zu vervielfältigen. Er wird seine Krone allen denen geben, die ihn lieben.

„Wer hat Euch dieses Reich kennen gelehrt?“ versetzte Domitian.

„Es ist Christus und die Apostel, die er gewählt hat. Unser Großvater ist gestorben *), um den Himmel zu gewinnen, antworteten die beiden Brüder.“

„Muß man denn sterben, um die Kronen zu erhalten, von welchen Ihr sprecht?“ sagte Domitian.

„Ohne Zweifel, weil Gott sie nicht gibt für die Zeit, sondern für die Ewigkeit . . . Jedoch wird ein

*) Man glaubt allgemein, daß der Apostel St. Judas den Martyrtod in der Stadt Berythus erlitt, um das Jahr Christi 80.

Augenblick kommen, wo Christus sich in seiner ganzen Herrlichkeit offenbaren und erscheinen wird, um die Lebendigen und die Todten zu richten."

„Wird dieser Augenblick bald kommen?" fragte Domitian.

„Wir wissen es nicht," sagten die beiden Jünglinge; „es wird das in der Vollendung der Zeiten geschehen."

„Also begehrt Ihr nichts in dieser Welt und ihr erwartet den Tod, um die Güter zu genießen, die Euch verheißen sind?"

„Wir erwarten, daß unser Gott, indem er uns zu sich ruft, uns sein Heil sehen lasse, und unser Vertrauen wird nicht getäuscht werden... Aber heute begehren wir, Jerusalem wieder zu sehen, unsere Heerden und die Felder, welche wir bebauen . . ."

Die beiden Brüder trugen diese an den Kaiser gerichtete Bitte mit bewegter Stimme und mit thränenfeuchten Augen vor. *)

„Das wird sich machen," sagte Domitian, der seit einigen Augenblicken ein gewisses Interesse fühlte für diese beiden armen Jünglinge, vor welchen er sich nicht mehr fürchtete.

„Haben sie die Wahrheit über ihre Lehre gesagt?" versetzte er, indem er sich persönlich an Josephus wandte.

„Ja, gnädigster Herr," sagte der Pharisäer, der eben die prächtige Lobrede auf Christus geschrieben, die man noch in seinen Werken findet . . . „Derjenige, den sie Jesus nennen, und den sie als den in unsern Büchern angekündigten Messias verehren, hat während seines Lebens gesagt, daß sein Königreich nicht von dieser Welt wäre und seine Jünger trachten in der That nur nach den ewigen Gütern."

Der Haß des Josephus gegen die Christen war rein philosophisch; als Jude und als Sohn der Makkabäer

*) Wir berufen uns auf den Bericht des Hegesippus, der von Eusebius (Hist. l. 3., c. 12, 19 u. 20.) aufbewahrt ist, zum Beweise, daß wir an diesem Verhör fast nichts Wesentliches verändert haben.

verehrte er außerdem die letzten Abkömmlinge von dem Geschlechte Davids.

Es gefiel ihm daher durch seine Antwort das Interesse zu vermehren, das der Kaiser für die beiden Jünglinge zu zeigen begann und es dahin zu bringen, daß seine Gnade sich über ihre zugleich demüthigen und erhabenen Häupter ergieße *).

Da Domitian den Söhnen Davids, die ihn nicht mehr beunruhigten, keine Frage mehr vorzulegen hatte, so befahl er dem Julius Fronto sie fortzuführen und alsbald in ihr Heimathsland zurückzusenden.

Die beiden Brüder verließen den kaiserlichen Saal nicht mehr mitten unter dem Gespött der Hofleute, sondern von Blicken begleitet, die eine geheime Bewunderung bezeugten.

Die armen Juden hatten durch die erhabene Einfalt ihrer Sprache und durch den fremdartigen Schwung in ihren Antworten bewiesen, daß ihre elenden Kleider eine Größe bargen, die der Sprößlinge eines königlichen Stammes wahrhaft würdig war.

Ein tiefes Schweigen herrschte in der Mitte dieser leichtsinnigen und vorhin erst so spöttischen Menge, die

---

*) Flavius Josephus, der jüdische Geschichtsschreiber, starb zu Rom im Jahre Christi 93. Wir verletzen daher die historische Treue nicht, indem wir ihn unter diejenigen stellen, welche dem Verhöre der Söhne Davids beiwohnten, und ihn zum Dolmetscher ihrer Antworten machen. Josephus hatte große Gunst bei Vespasianund Titus genossen, welche seine Werke bewunderten. Es ist zu vermuthen, daß Domitian, unter welchem er ruhig lebte, ihn auch ehrte und an seinem Hofe zuließ. Die hier mitgetheilte Unterredung wird von gewissen Schriftstellern in den Beginn der Verfolgung gesetzt, welche Domitian gegen die Christen erregte, d. h. um das Jahr 95. Wir glauben der Wahrheit näher zu kommen, indem wir sie in das Jahr 92 verlegen, in dessen Mitte die Begebenheiten sich ereigneten, welche wir erzählen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Domitian, als er gegen die Christen wüthete, die beiden Söhne Davids nach Jerusalem zurückgeschickt habe, welche ihren Glauben in Gegenwart seines ganzen Hofes so ausdrücklich bekannt hatten.

jetzt ganz der Erinnerung an die Worte hingegeben war, die zum ersten Mal im kaiserlichen Palaste erschallt waren.

Domitian, augenscheinlich von den nämlichen Empfindungen beherrscht, überließ sich dem Nachdenken.

Es war seltsam und wurde von Allen bemerkt, die auch nicht die geringste Geberde des Kaisers aus den Augen verloren! Seine Blicke gingen von Regulus, den er zu fragen schien, zu Flavius Clemens und den beiden jungen Cäsaren, welche er mit einem stummen Staunen betrachtete!

Mehrere Male glaubte man, Domitian würde eine Frage an seine Verwandten richten; aber die Worte, die auf seinen Lippen schwebten, verschwanden bald wieder, zurückgedrängt durch Reflexion oder durch einen geheimen Plan.

Wollte der Kaiser von Flavius Clemens und den jungen Cäsaren ein Bekenntniß ihres Glaubens erlangen und sich so der Wahrheit von Regulus Denunziationen versichern?

Oder fürchtete er das Aufsehen, das eine solche Enthüllung gerade in der gegenwärtigen Lage der Dinge erregen würde. Zog er vor zu temporisiren, um sie in günstigeren Zeitumständen mit größerer Berechtigung seinen Zorn fühlen zu lassen? Oder wurde auch er, ohne es zu wissen von dem Einflusse der Friedensworte beherrscht, die er so eben vernommen, und hatte er eingesehen, daß das Christenthum, indem es die Herzen nur für Wünsche und Bestrebungen eines jenseitigen Lebens öffnet, nicht zu fürchten sei?

Domitian durchbrach mit einem Mal das Hinundherschwanken seiner Gedanken, indem er Flavius Clemens fragte:

„Kennt Ihr die Projekte des Lucius Antonius?“

Bei dieser plötzlichen Frage durchzuckte es die ganze Versammlung. Flavius Clemens hatte nicht einmal gezittert, obschon der Blick Domitian auf ihm mit einem Ausdruck eigenthümlichen Zornes haftete.

Er antwortete einfach:

„Nein, Herr, ich kenne sie nicht. Ich glaube, daß Lucius Antonius in Germanien beschäftigt ist, das Reich gegen die Barbaren zu schützen und die Ehre der römischen Waffen aufrecht zu halten."

„Lucius Antonius ist ein Verräther!" schrie Domitian, in Wuth ausbrechend. „Er hat die Fahne des Aufruhrs erhoben und will auf Rom losmarschiren. Aber seine Anschläge sind entdeckt und die Maßregeln sind getroffen, um ihn aufzuhalten", setzte er hinzu, indem seine erbitterten Blicke auf den bestürzten Gesichtern der Hofleute herum irrten . . .

„Ich wußte es nicht", sagte mit ernster Würde Flavius Clemens.

„Habt Ihr nicht die erst diese Nacht von Frevlern angeschlagene Proklamation gelesen?" fragte Domitian.

„Ich habe diese Proklamationen gelesen, welche meine Hingebung für den Kaiser beklagt hat", antwortete Flavius Clemens . . . „aber da dieselben keine Unterschrift tragen und kein Aufruhrproject andeuten, so konnte ich sie weder dem Lucius Antonius zuschreiben, noch einen Aufstand seiner Legionen argwöhnen."

„Flavius", sagte der Kaiser, „seid Ihr bereit, mit mir gegen diesen Rebellen zu marschiren?"

„Mein Arm und mein Blut gehören dem Fürsten... Ich werde Euch mit Freuden folgen, gnädigster Herr, und aus allen meinen Kräften an Eurer Seite kämpfen."

„Gnädigster Herr, erlaubt uns, unsern Vater zu begleiten und unsere ersten Kriegsdienste gegen Lucius Antonius zu verrichten", riefen zusammen Vespasian und Domitian.

Der Kaiser antwortete den beiden Jünglingen nichts, obgleich er ihre Physiognomieen mit sichtbarer Aufmerksamkeit prüfte.

Aber sich zur Versammlung wendend, sagte er:

„Mein Wille ist, Rom innerhalb acht Tagen zu verlassen, um den Verräther Antonius gleich in seinen ersten Anschlägen zu überraschen. Daß Jeder von euch — und der Kaiser legte einen Nachdruck auf diese

Worte, indem er sie wiederholte — daß Jeder von euch sich bereit halte, mit mir zu marschiren. Lebt wohl!“

Auf dieses Wort, welches anzeigte, daß der Kaiser allein sein wollte, verschwanden alle Hofleute, indem sie in ihrem Herzen einen unermeßlichen Schreck mit fortnahmen und ein Vorgefühl der Rache, welche in der That Domitian später üben sollte.

Der Kaiser gab seinen Lictoren und den Prätorianern ein Zeichen und sie folgten der Menge.

Es blieben in der weiten Gallerie nur drei Personen, Domitian, Regulus und Hirsutus, welcher scheinbar gleichgültig gegen Alles, was sich eben ereignet hatte, einen prächtigen Gallischen Hund liebkoste, der, wie er selbst, zu den Füßen des Gebieters lag.

„Nun, Regulus?“ sagte der Kaiser, indem er den Denunzianten fragte.

„Nun, Herr“, antwortete Regulus, „Ihr dürft wegen der Söhne Davids völlig beruhigt sein . . . Ich hatte es Euch gesagt, daß alle diese Orakel nichts bedeuteten... die Gefahr kommt nicht von dieser Seite!“

„Und wo ist sie denn?“

„Gnädigster Herr, habt Ihr nicht die Gesichter aller derer beobachtet, die Euch umringten? Welche Angst, als sie ankamen!... Welche Freude, als sie glaubten, Ihr wüßtet nichts von der Verschwörung . . . Welche Niedergeschlagenheit dagegen, als der Name Lucius Antonius ausgesprochen wurde . . . Beim Jupiter! Alle diese Leute conspiriren mit ihm . . .“

„Es ist wahr“, sagte Domitian mit düsterem Tone... „Aber was denkst Du von Flavius Clemens und von seinen beiden Söhnen?“

„Sie sind gewandter gewesen, als die Andern . . . das ist Alles. Alle diese Juden verstellen sich mit einer wirklich unglaublichen Schlauheit . . . Denn Ihr habt ja doch, gnädigster Herr, den Brief des Metellus Celer gelesen, der nicht den mindesten Zweifel läßt.“

Aber der Kaiser unterbrach ihn, indem er ihm Hirsutus zeigte, den in diese Details einzuweihen vielleicht unklug wäre.

Der Krüppel, der diese Geberde sah, fing an zu lachen, indem er seinen Mund auf eine scheußliche Weise auseinander riß.

„Was hast Du denn, Hirsutus?“ fragte Domitian.

„Meine Hand thut mir so gräßlich weh und ich lindere meinen Schmerz nach meiner Manier“, antwortete der Zwerg mit wildem Tone . . .“

„Was muß geschehen?“ versetzte der Kaiser, indem er sich an Regulus wandte.

„Gnädigster Herr, man muß es wie die Juden machen, das heißt: sich verstellen. In diesem Augenblicke könnte jede Strenge gefährlich sein . . . Aber nachdem die Empörung niedergeschlagen ist . . . werden wir die Namen der Mitschuldigen haben und dann . . .“

Domitian gab ihm ein neues Zeichen.

„Es ist wahr, gnädigster Herr, ich fehle zuerst gegen den Rath, den ich Euch ertheilt habe . . . Aber es ist besser, diese Unterredung abzubrechen . . . Lebt wohl, gnädigster Herr, setzte Regulus hinzu, indem er sich wieder vor dem Kaiser niederwarf . . . Rechnet immer auf meinen Eifer . . . Bald werdet Ihr die Beweise davon sehen . . .“

Und der Denunziant verschwand.

Domitian selbst verließ den Saal ohne Zögern, begleitet von Hirsutus.

Der Krüppel hatte kein einziges Wort von der Unterhaltung des Kaisers mit dem Regulus verloren. Sie schien ihm irgend einen neuen Plan eingegeben zu haben, dessen Verwirklichung er in seinem Innern ersann.

Der Kaiser war in weit größerer Verlegenheit als Hirsutus. Die Nothwendigkeit, den Aufstand der Germanischen Legionen in seinen ersten Regungen zu ersticken und folglich Rom sofort zu verlassen, vermehrte noch die Schwierigkeiten des Augenblicks, und rieth zu einem auf bessere Zeiten wartenden Zögern, dem allein der Sieg über die Rebellen ein Ende machen konnte.

In der That setzte sich der Kaiser einer unvermeidlichen Gefahr aus, wenn er plötzlich gegen die Seinigen losfuhr. Wenn sie wirklich Theil hatten an der Ver-

schwörung, würden sie dann nicht ihre zahlreichen Anhänger zu Hülfe rufen? Wenn sie derselben fremd waren, wie und unter welchem Vorwande sollte gegen sie verfahren werden? Etwa indem er sie des Christenthums beschuldigte? Aber zu dieser Zeit erschienen die Juden, wenn sie auch verhaßt waren, noch nicht todeswürdig und man konnte nicht daran denken, sie einzig wegen ihrer Lehren als Verbrecher zu verfolgen.

Domitian sah daher ein, daß in der gegenwärtigen Lage seine Verwandten angreifen, vielleicht so viel war, als sich selbst stürzen. Denn das Volk würde nicht ermangelt haben, sich zu Gunsten der Neffen des Vespasian und des Titus zu erheben und die Großen, fast alle Mitschuldige des Lucius Antonius, würden diesen Aufstand unterstützt haben, der in Verbindung mit jenem der Germanischen Legionen, nothwendig den Sturz des Tyrannen vollendet hätte. —

Der Kaiser verließ Rom, vom gesammten Senat begleitet. Der Eifer, ihm zu folgen, war so groß, daß Dio Cassius von einem seit langer Zeit auf dem Lande zurückgezogen lebenden alten Patrizier spricht, den die Furcht vor einem unfehlbaren Tode, wenn er es bei dieser Gelegenheit an Eifer fehlen zu lassen schien, seiner Einsamkeit entriß.

Wir könnten nun zu den uns bekannten Personen zurückkehren, und ihre Erlebnisse, seit dem wir sie aus den Augen verloren haben, erzählen, aber es bleiben uns zunächst noch zwei wichtige Fragen zu beantworten.

Wie hatte sich Regulus die von ihm dem Domitian überlieferten Schriftstücke verschafft?

Wohin ging Gurges mit dem Briefe des Metellus Celer an die Großvestalin?

Sechstes Kapitel.

Die Mysterien des Tempels der Isis.

Gerade an dem Morgen des Tages, wo die erste Proklamation des Lucius Antonius zu Rom angeschlagen und dem Domitian durch den Senator Palfurius Sura überliefert worden war, verließ eine Frau von lebhaftem, eine kräftige Jugend verrathenden Gange verstohlen die Schwelle eines bescheidenen dicht neben der porta Catularis gelegenen Hauses, um sich ungeachtet des mehr als schlechten Wetters und der frühen Morgenstunde auf die Straße zu wagen.

Dieses Frauenzimmer war von kleiner Gestalt und schien von niederem Stande. Man konnte das wenigstens nach ihrer sehr einfachen Kleidung und vornehmlich aus dem Umstande vermuthen, daß sie zu Fuß und ohne Begleitung ging, was unter den römischen Damen von einigem Range nicht Sitte war.

Die feuchte Witterung hatte sie veranlaßt, den Regenmantel (impluviata) anzuziehen, eine Art weiblicher Toga, die an den Regentagen angelegt wurde; unter diesem Mantel trug sie die regilla, einen großen schlichten Rock, der die stola ersetzen konnte; ein dichter Schleier, der ihre Kleidung vollständig machte, verdeckte die Hälfte des Gesichts; die andere Hälfte konnte auch den strengsten Anforderungen genügen.

Die Unbekannte schien, als sie den Fuß auf die Straße setzte, sehr ärgerlich über den Regen, von welchem sie bedroht war; nachdem sie jedoch ein wenig stillgestanden, um den Zustand der Atmosphäre zu untersuchen, zögerte sie nicht länger und ging entschlossen über die Straße, indem sie die Richtung nach dem Thore zu nahm.

Als sie durch dasselbe geschritten, nicht ohne verschiedene Male geprüft zu haben, ob man sie nicht beobachtete, ging sie, sich links wendend, bis zur via Lata, welche sie einige Zeit verfolgte, dann plötzlich noch ein-

mal sich links wendend, durcheilte sie die Septa Julia in der ganzen Breite ihrer ungeheueren Säulengänge.

Einige Augenblicke später befand sie sich vor zwei ansehnlichen Gebäuden, die parallel dicht neben einander lagen, oberhalb und unterhalb der Bäder des Agrippa.

Diese beiden Gebäude waren die Tempel der Isis und des Serapis. Vor dem Letzteren bemerkte man einen Obelisk von rosenrothem Granit, ungefähr 18 Fuß hoch und zwei Statuen von liegenden Löwen. Vor dem Tempel der Isis befand sich ebenfalls ein Obelisk nebst zwei kolossalen, halbliegenden Statuen des Nil und des Tiber. Der Tiber stützte sich auf eine Wölfin, die Romulus und Remus säugt; der Nil auf eine Sphinx. An der freien Seite der beiden Statuen stand ein Füllhorn mit Früchten beladen. Diese Gruppen waren aus Blöcken von weißem Marmor gehauen.

Man stieg zum Tempel der Isis von dem Platze der septa Julia aus auf einer Treppe, deren Stufen auch von weißem Marmor waren. Diese Treppe führte in einen mit prächtigen Säulengängen umgebenen Hof, in dessen Mitte sich der der ägyptischen Gottheit geweihte Tempel erhob. Im Hintergrunde des Hofes waren die Wohnungen für die Priester, welche im Tempel dienten. Diese Wohnungen hingen hinten mit geräumigen Gärten zusammen, die Gärten der Isis genannt, die zu den Bädern des Agrippa führten.

Als das junge Frauenzimmer am Fuße der Treppe angekommen war, drehte es sich noch einmal um, um zu sehen, ob ihr Niemand folge. Aber der vor dem Tempel sich ausbreitende Platz der septa Julia war zu dieser Morgenstunde vollständig leer und die unruhige Unbekannte konnte sicher sein, daß kein Indiskreter Zeuge ihres Schrittes sein würde.

In Folge dessen begann sie eilig die Treppenstufen hinaufzusteigen, indem sie die Falten ihres Regenmantels zusammen nahm und den untern Rand ihrer vigilla aufhob, wodurch ein Fuß sichtbar wurde, so fein beschuht, wie der einer Dame vom höchsten Stande.

Die Dame ging in demselben beschleunigten Schritt quer durch die Säulengänge des Hofes der Isis; und ohne sich im Tempel der Göttin aufzuhalten, der offen stand und in welchem man starkes Geräusch untermischt mit den schallenden Tönen der Instrumente vernahm, ging sie gerade auf die Wohnungen los, welche man im Hintergrunde erblickte und klopfte stark an die Thür der mittelsten unter ihnen.

Nach einigen Augenblicken ließen sich schwere Schritte vernehmen; eines der Fächer der Thür schob sich in eine Art Fuge zur Seite und ein gräßliches Altweibergesicht zeigte sich den Blicken der jungen Besucherin, indem es den ganzen Raum dieser Oeffnung einnahm, die augenscheinlich der Beobachtung halber angebracht war.

Viele Damen würden ohne Zweifel vor dieser Erscheinung zurückgewichen sein; aber unsere Unbekannte schien darauf gefaßt, denn sie bezeugte keine Ueberraschung.

„Enothea", fragte sie, indem sie vertraulich das abscheuliche Weib anredete, „ist der Archigallus nicht zu sprechen?"

„Geht mir!" rief diese statt der Antwort auf die einfache Frage, da ist wieder eine, die nicht weiß, daß der Archigallus niemals um diese Zeit zu Hause ist!... Bei der Isis! Habt Ihr denn nicht gesehen, daß der Tempel geöffnet ist? Habt Ihr nicht das Geräusch des Gottesdienstes gehört, der jetzt begonnen hat?... Geht dorthin, wenn Ihr Euch anzuklagen habt."

„Enothea", sagte die junge Dame lebhaft und mit Recht etwas mißvergnügt werdend, „spricht man so mit mir?! . . Ich weiß sehr wohl, daß der Archigallus jetzt im Tempel ist . . . Auch führt mich ein anderer Grund hierher . . . Apollo wird sicher sehr zufrieden sein, wenn er erfährt, daß Du mich so empfangen hast!"

Die Alte steckte jetzt ihr Gesicht, das sie schon zurückgezogen hatte, wieder in den Rahmen.

„Was wollt Ihr?" fragte sie grob und ohne einen Versuch, die Rauheit ihrer Sprache durch eine höfliche Fragestellung zu mildern.

„Es ist erstaunlich!“ sagte die Unbekannte. „Aber es ist doch nicht das erste Mal, daß ich komme, um den Archigallus privatim zu sprechen! . . . und zwar in Angelegenheiten, die keinen Aufschub leiden! . . .“

„Dann kommt um die sechste Stunde wieder . . . Der Archigallus ist vor diesem Augenblick nie frei und dann ist es noch die Zeit seiner Mittagsruhe“, antwortete Enothea in demselben mürrischen Tone . . .

„Nun“, versetzte die junge Dame, „so wirst Du doch nicht verfehlen ihm zu sagen, daß es Gellia, die Gattin des Misitius ist, welche ihn um diese geheime Unterredung bittet . . . Es ist wichtig . . .“

„Es soll ihm gesagt werden“, versetzte die Alte, zog nun entschieden ihr scheußliches Gesicht aus dem Fach und verschloß es wieder vor der kleinen Dame, deren Namen und Stand wir nun kennen.

Gellia stieg, mehr als mißvergnügt über diesen Empfang, die Stufen der Treppe eben so schnell wieder herunter, als sie dieselben hinaufgestiegen war; aber, anstatt den Weg wieder einzuschlagen, den sie gekommen war, betrat sie die Straße, welche längs des circus Flaminius hinführt, schritt vor dem Theater des Pompejus vorüber, und blieb erst an dem Ufer des Tiber stehen zwischen der Brücke Janiculus und der Vatikanischen oder Triumphalischen, so genannt, weil sie in die lange und breite Straße einmündet, auf welcher die einen Triumph haltenden zum Capitol hinaufstiegen.

Die Gattin des Misitius befand sich auf dem Tiberinischen Felde, einem weiten unbebauten Raume des Marsfeldes.

Dort wurden einmal im Jahre die Wettrennen zu Pferde und zu Wagen zu Ehren des Kriegsgottes gehalten.

Die Rennbahn, Equiria genannt, bestand aus einfachen provisorisch mit Stricken gebildeten und durch Pfähle gehaltenen Schranken, deren Spur auch nach ihrer Wegschaffung noch sichtbar blieb.

Die Rennbahn, das Tiberinische Feld, der Uferabhang des Tiber, und die Muzischen Wiesen, die auf der andern Seite des Flusses lagen, boten im Augenblicke der Ankunft der Gellia ein außerordentliches Schauspiel dar.

Durch den von der feuchten Witterung bewirkten Nebel konnte man drei oder vier Hundert Frauen aus allen Ständen wahrnehmen, die in diesen weiten Räumen zerstreut waren und sich, sei es in Gruppen oder einzeln, den seltsamsten Uebungen widmeten.

Die Einen, stiegen mit bloßem Kopf und aufgelösten Haaren in den Fluß hinunter, tauchten sich drei Mal bis an die Schultern ins Wasser und fuhren unabläßig damit fort, unangeachtet der rauhen Luft und der eisigen Kälte des Tiberwassers.

Die Andern, und das waren die zahlreichsten, vollzogen auf dem Marsfelde, indem sie dem ovalen Gleise folgten, welches auf dem Sande den Umkreis der Rennbahn bezeichnete, vielleicht noch außerordentlichere Evolutionen, als die jener Frauen, die ihre Abwaschungen im Strome verrichteten.

Die Damen, je zwei und zwei gereiht, hatten ihre Gewänder dergestalt aufgehoben, daß ihre Beine entblößt waren, sie waren auf den Knieen und in dieser Haltung schleppten sie sich mühsam auf dem Boden fort, indem sie von Zeit zu Zeit an ihre Brust schlugen und klägliche Anrufungen zum Himmel sandten.

Oft ließen die Kniee, durch den rauhen Weg geschunden, ihre blutigen Eindrücke auf dem Sande zurück; oft sank eine Frau, erschöpft von den Anstrengungen dieses schmerzvollen Marsches, mit dem Angesichte zur Erde; aber bald erhob sie sich muthig wieder und stellte sich wieder in ihre Reihe, bis die kreisrunde Linie der Bahn auf diese Weise völlig durchkrochen war.

Die kleine Gellia durchschritt mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit das Tiberfeld in seiner ganzen Breite, ging geradeswegs zum Tiber und stieg den Uferabhang hinunter. Dort angelangt, steckte sie die Hand in den Fluß und zog sie rasch zurück, wie jemand, der von

dem Eindruck der Kälte ergriffen ist. Sie zog dann die Mundwinkel in die Höhe, als Zeichen eines gewissen inneren Widerstrebens, das ohne Zweifel eine Folge der sehr wenig befriedigenden Temperatur des Was=sers war.

Demnach zog sie ihren Schleier zurück und ihre schwarzen Haare ergossen sich auf ihre Schultern; ihr Regenmantel sank zur Erde.

In diesem Zustande ahmte sie die Damen nach, welche sie zu ihrer Rechten und zu ihrer Linken hatte, d. h. sie tauchte trotz ihres Widerstrebens ihr langes und wogendes Haar, das bis auf die Wurzeln vom feuchten Element durchdrungen wurde, tief in den Fluß.

Das geschah ein, zwei, drei Mal mit einem Muthe und einem Schwunge, der ihr den Beifall der Frauen verschaffte, die an ihrer Seite waren und zögernder ver=fuhren.

Nachdem die Abwaschung vollendet war, zog die kleine Dame aus der Tasche ihrer regilla eine Serviette von feiner weißer Wolle, mit der sie sich Gesicht und Haare trocknete; einen Kamm von Schildplatt, dessen sie sich zum Glätten der Haare bediente, und endlich einen kleinen Spiegel von polirtem Stahle, in welchem sie lange Zeit ihr allerliebstes Trotzköpfchen studirte.

Sie war jedenfalls zufrieden mit der Untersuchung, denn sie legte wieder den Schleier an und hüllte sich fröstelnd in ihren Regenmantel, was die letzte Arbeit ihrer Toiletten=Erneuerung war.

Aber anstatt das Tiberinische Feld zu verlassen, wie es einige Frauen thaten, welche ihre Abwaschungen vol=lendet hatten, wandte sich die kleine Gellia, nachdem sie den Uferabhang wieder hinaufgestiegen war, nach der Seite der Rennbahn zu, um sich unter die Frauen ein=zureihen, welche sich der von uns beschriebenen langen und schmerzhaften Probe unterwarfen.

Gellia, ihre regilla aufhebend, schloß sich allen die=sen Frauen an und begann mühsam mit ihnen vor=wärts zu rutschen, indem sie alle ihre Geberden nach=machte und dieselben Worte des Flehens wiederholte.

Alle diese Frauen, welche wir in der bezeichneten Gegend am Tiber erblicken, waren keine andere als Büßerinnen des Archigallus und der Priester, welche mit ihm im Tempel der Isis dienten; sie widmeten sich der Verrichtung der Genugthuung, die man ihnen zur Strafe auferlegt hatte.

Gellia, eine der Eifrigsten in diesen Bußübungen, war nach dem Tiberfelde gekommen, um sie in ihrer doppelten Form zu vollziehen — Eintauchung in das Wasser des Flusses und Rutschen auf den Knieen, — weil sie, bevor sie vor dem Archigallus wieder erschiene, beschlossen hatte, ihren Rückstand zu berichtigen.

Glaubt man etwa, wir lassen hier nur unserer Phantasie freien Lauf, so wollen wir zum Tempel der Isis zurückkehren; wir werden dort Zeuge sein von den seltsamsten Dingen und man wird nicht vergessen, daß es Juvenal selbst ist, der sie mit uns beschreibt*).

---

*) Juvenal. Satyr. V. v. 513 bis 541. — Diese Stelle des Juvenal, die wir hier mit völliger Beibehaltung des Wesentlichsten in Scene zu setzen versucht haben, erscheint uns um so merkwürdiger, da sie diese Mischung des Christenthums und des Judenthums enthält, die wir mehr als einmal in den Thatsachen wahrgenommen, welche dieser Epoche angehören, wo die Juden und die Christen oft mit einander verwechselt wurden. Sie offenbart vornehmlich, wie mächtig die Wirksamkeit der neuerdings in die Mitte der römischen Gesellschaft eingeführten Lehren war, ungeachtet der Verleumdung, deren Gegenstand sie von Seiten der Gelehrten waren. Die doppelte hier von uns behauptete Entlehnung aus dem christlichen und dem jüdischen Ritus wird unsere Bemerkungen noch schlagender machen. Es handelt sich wirklich um nichts geringeres, als zu beweisen, daß die Priester der Cybele in die Feier der Mysterien der Isis die Uebung der Beichte eingeführt hatten, die den römischen Frauen aufgelegt wurde in Verbindung mit den alten jüdischen Sühnungen. Man findet wirklich in diesen wenigen Versen des Juvenal, in Beziehung auf die Beichte die drei ihr charakteristischen äußeren Umstände: 1) die Angabe des Fehlers, welcher zur Anklage und Sühnung Anlaß geben wird, 2) die Anklage, begleitet von Gebeten an die

Es ist die von uns bezeichnete frühe Morgenstunde. Der Tempel ist mit einer Menge angefüllt, in welcher

---

Gottheit, um von ihr Verzeihung zu erhalten, 3) die als Genugthuung auferlegte Sühnung.

1) Die Angabe des Fehlers:

Ille petit veniam, quoties non abstinet uxor
Concubitu, sacris observandisque diebus.

Wir wissen, daß die Feste der Ceres, die zu Rom am fünften Tage vor den Iden des April gefeiert wurden, Gelegenheit gaben zu gewissen Reinigungen von Seiten der römischen Frauen und daß sie während dieser Zeit sich der Ehe enthielten. Vergl. auch Ovid. Amor. III. 10. Propert. II. 24. Juvenal ist der erste und der einzige, der, indem er an diese Sitten erinnert, dem Priester in den Mund legt, daß die Verletzung des Gebots eine feierliche Sühnung verlange.

2) Die Anklage wegen des Fehltritts. Aber was sollte das Weib thun, das die heiligen Tage geschändet hatte? Sie mußte sich bei dem Priester anklagen, der bei der Gottheit für sie um Gnade bat, unter der Bedingung einer Genugthuung und vermittelst der Darbringung einiger Geschenke. Was noch merkwürdiger ist für die Behauptung, welche wir aufrecht erhalten, und was diese eigenthümliche Mischung christlicher Gebräuche mit den jüdischen Symbolen beweist, ist der Umstand, daß der Priester für das reuevolle Weib die Gottheit anflehte angesichts einer silbernen Schlange, welche im Tempel stand, in augenscheinlicher Erinnerung an die eherne Schlange, welche Moses in der Wüste zur Vergebung der Sünden des Volkes Israel errichtete.

Et movisse caput visa est argentea serpens
Illius lacrymis, meditataque murmura praestat
Ut veniam culpae non abnuat, ansere magno
Scilicet, et tenui popano corruptus Osiris.

3) Die Sühnung des Fehltritts. Diese Sühnung hatte drei Formen, wie sie in den folgenden Versen der nämlichen Stelle des Juvenal angegeben werden: Die Eintauchung in die Gewässer der Tiber, wieder ohne Zweifel in Nachahmung der Reinigung im Jordan; die schmerzhafte Promenade auf entblößten Knieen im Marsfelde; endlich, in schweren Fällen, die Reise nach Egypten zur Insel Meroe, um von dort Wasser herbeizuholen, das im Tempel der Isis ausgegossen werden soll:

Hibernum fracta glacie descendet in amnem
Ter matutino Tiberi mergetur, et ipsis
Vorticibus timidum caput abluet. etc. etc.

das Auge vergeblich eine männliche Toga suchen würde. Nur Frauen sind in das Heiligthum zugelassen worden, und es sind hier keine Männer da, außer den Priestern, welche sich um die Altäre der Göttin drängen.

Diese Priester, Galli genannt, sind merkwürdig wegen ihres in seiner Einfachheit seltsamen Kostüms*). Es besteht in einer weißen Tunika von feinem Leinen, die man den in Rom wohlbekannten Riten Judäa's entlehnt nennen könnte. Der Großgallus oder Archigallus hat zur Auszeichnung vor den niedern Gallen, gerade wie der Hohepriester der Juden, eine goldene Tiara; nur neigt dieselbe zur phrygischen Form.

Im Tempel finden wir die nämlichen Erinnerungen; in den Symbolen sogar Anspielungen auf den geheimen Sinn der heiligen Ueberlieferungen. So sind zwei heilige Bilder vorhanden. Eine Statue der Isis. Sie tritt mit ihren Füßen auf die Erdkugel und auf dem Sockel liest man folgende Inschrift:

„Ich bin alles was gewesen ist, alles was ist, alles was sein wird."

Sodann eine silberne Schlange. Sie erhebt ihren Kopf über einen entblätterten Baum, dessen Stamm sie mit ihren Ringeln umschlingt. Wiederholt nicht die Inschrift die Worte, welche Gott im feurigen Busch im Thale des Horeb vernehmen ließ? Erhebt sich nicht die Schlange zum Andenken an diejenige, welche Moses dem Volke in der Wüste zeigte?

Unterdessen erschallt das Heiligthum von disharmo-

Und endlich, um die Analogie zu vervollständigen, soll die Frau das alles thun, sagt Juvenal ironisch, weil sie glaubt, daß es die Göttin selbst ist, welche es ihr befiehlt durch den Mund der Priester:

Credit enim ipsius dominae se voce moneri.

*) Bezüglich des Namens und der schändlichen Verstümmelung der Galli verweisen wir auf die Note des Servius zu Aeneis IX., 116. und auf Ovid. Fast. l. IV. c. 181 ff., so wie auf Stellen in Juvenal, Macrobius, Lucian, Plinius, Martial.

nischen Klängen und vom schallenden Lärm der Instrumente.

Es sind die Galli, welche heiseres Geschrei ausstoßen und mit ihren Händen in wahnwitziger Heftigkeit Trommeln schlagen oder Cymbeln rühren.

Einige stellen sich närrisch; andere, von einer wirklichen Wuth beherrscht, zerfleischen sich den Körper und machen sich grausame Einschnitte in die Glieder.

Der Archigallus läßt jetzt das wilde Geschrei schweigen; er gebietet, daß das betäubende Getöse der Trommeln und der Cymbeln aufhören soll.

Nun herrscht ein tiefes Schweigen in der Versammlung.

Der Archigallus erhebt seine Stimme und redet seine weibliche Zuhörerschaft an. Lange Zeit hindurch bedroht er mit den unheilvollsten Ereignissen diejenigen, welche für seine Ermahnungen ungelehrig und gegen seine Rathschläge rebellisch sind. Krankheiten werden ihre Wohnungen überfallen; die Jahreszeiten werden sie ihre verderblichen Einflüsse erfahren lassen. Es gibt ein Mittel, sich diesen erschrecklichen Uebeln zu entziehen. Es besteht darin, sich durch Opfer loszukaufen, oder sich Sühnungen zu unterwerfen.

Hierauf schweigt er und sofort beginnt wieder das lärmende Geschrei, untermischt mit dem dumpfen Wirbeln der Trommeln und dem schneidenden hellen Klang der Cymbeln. Die Gallen halten ihre Raserei nicht mehr zurück; mitten unter ihrem Geheul und ihren wahnsinnigen Bewegungen verstümmeln sie sich mit Muscheln von Samos, scharfen Messern, welche sich mit ihrem Blute färben.

Aufs Neue beherrscht der Archigallus diese Verwirrung durch die Anstrengungen seiner Geberden und seines Geschrei's, das durch den Lärm der Instrumente dringt.

Noch einmal schweigt die Versammlung.

„Wer ist die, welche das heilige Gebot verletzt hat und welche die Feiertage nicht beobachtet hat?“ rief der

Priester mit feierlicher Stimme . . . „Sie klage sich an und flehe um Gnade! . . .“

Und zu derselben Zeit zeigte er auf die silberne Schlange, welche sich im Heiligthum wie ein Zeichen der Vergebung erhebt. Seltsam! Auf die Stimme des Archigallus bewegt die Schlange ihre Ringe, der Kopf dreht sich, der Rachen öffnet sich halb, ihre Augen schleudern Blitze.

„Ist denn keine Frau da, welche sich gegen die Vorschriften verfehlt hat, und die nun kommt, um Vergebung zu erflehen?“ ruft er noch einmal aus, indem er sieht, daß unter den Anwesenden sich keine Bewegung kund gibt.

Einige Minuten hindurch herrscht die völligste Unbeweglichkeit in allen Reihen dieser Versammlung, die ganz in Betäubung oder Zagen versunken zu sein scheint. Endlich gibt eine Frau ein Zeichen; sie ruft den Archigallus an und wendet sich zu ihm.

Der Priester steigt eilig von dem Gerüst herab, von wo seine Blicke ängstlich sein Auditorium fragten, um die zu empfangen, welche sich zur Anklage ihrer Fehler entschlossen hat.

Einige Augenblicke lang hörte er sie aufmerksam an; sie hängt an seinem Ohr und flüstert mit leiser Stimme gewisse Geständnisse. Bald erhebt sich der Archigallus wieder und Beide knieen nun vor der silbernen Schlange nieder. Die Augen des Priesters sind mit Thränen angefüllt; aus seinem Munde gleiten Worte des Flehens. Er bittet um Gnade für die, welche das Gesetz der geheiligten Tage verletzt und die ihr anempfohlene Reinheit befleckt hat. Er kündigt mit lauter Stimme an, daß eine Opfergabe wird dargebracht und eine augenfällige Buße zur Sühnung wird aufgelegt werden. Nun erscheint ein Galle beladen mit den Gaben, welche das sich anklagende Weib im Tempel niedergelegt hat. Es ist eine Gans von schönstem Aussehen nebst einigen Kuchen, rund geformt, von sehr geringer Dicke, aber ziemlicher Breite.

Der Archigallus bietet diese Dinge dem Bilde dar. Er erklärt, daß die Büßende ihren Kopf dreimal des Morgens in das eiskalte Wasser des Tiber tauchen, oder auch daß sie das Marsfeld auf den Knieen durchrutschen wird; ja wenn es Isis gebietet, wird sie nach den äußersten Grenzen Egyptens auf die Insel Meroe gehen, um von dort das heiße und heilsame Wasser herbeizubringen, das sodann im Tempel ausgegossen werden soll. Alle Gallen beschwören die Gottheit sich bewegen zu lassen; sie verdoppeln um die Wette ihre Klagen und ihre Thränen, um zu erlangen, daß sie nicht unempfindlich bleibe für die Reue, welche durch die Anklage der Fehler, die frommen Gaben und die demüthig übernommenen Sühnungen kund gethan ist.

Das heilige Bild, lange unbeweglich, als verachtete es diese leeren Anrufungen, erscheint endlich besiegt von ihrer Beharrlichkeit. Man sieht es den Kopf bewegen mit einem Zeichen, welches anzudeuten scheint, daß die Verzeihung des Fehlers bewilligt ist. Das ist wenigstens die Deutung, welche die Gallen, indem sie Jo! Jo! singen und Triumphgeschrei ausstoßen, einer leichten Verneigung der silbernen Schlange geben, welche sich nach der in diesem Augenblicke mit dem Angesichte auf die Erde niedergestreckten Büßerin wendet.

Der Archigallus ruft aus, daß sie ihre Stirn aufheben könne und daß die Gottheit befriedigt sei, natürlich unter der Voraussetzung, daß sie die für ihre Vergehen verwirkte Buße vollziehe.

Die Frau, welche die Worte des Priesters in der Ueberzeugung hört, daß es Isis selbst ist, deren Stimme sie vernimmt, verläßt ihre flehende Stellung und verliert sich mit niedergeschlagenen Augen in dem Haufen der Uebrigen, welche alle den verschiedenen Phasen dieser seltsamen Ceremonie begierig gefolgt sind.

Unterdessen fangen die Galli wieder ihr Trommelschlagen und Cymbelnrühren an, denn es ist wichtig, daß das von der Dame gegebene Beispiel zahlreiche Nachahmung finde. In der That folgen bald andere

Frauen ermuthigt durch das gesehene Schauspiel und angespornt durch lebhafte Ermahnungen der ersten und beeilen sich gleich ihr, ihre Fehler zu bekennen. Es folgen dieselben Gebräuche und endlich zieht sich jede Dame zurück, mit der Ueberzeugung, daß ihr vergeben ist; aber sie nimmt eine Buße mit sich, die sie in den nächsten Tagen am Ufer des Tiber oder auf jener Rennbahn wird verrichten müssen. —

Mittlerweile hat die kleine Gellia seit einiger Zeit das Tiberfeld verlassen. Sie ist jetzt in der Septa Julia vor dem glänzenden Schaufenster eines eleganten Ladens. Sie handelt daselbst um einige Kleinigkeiten der weiblichen Toilette. Es ist dies das einfachste und willkommenste Mittel, um auf die Stunde zu warten, wo, wie sie weiß, der Archigallus in seine Wohnung zurückgekehrt sein wird.

Endlich vermuthet sie, daß diese Stunde nicht fern sein kann und beeilt sich nach dem Tempel der Isis zu gehen. Wieder steht sie vor der Pforte des Archigallus und klopft etwas weniger laut, als bei ihrem ersten Versuch. Dieselben schweren Schritte lassen sich vernehmen; das Gesicht der Enothea erscheint wieder in seiner Einrahmung.

„Enothea", fragte Gellia, „die Mysterien müssen jetzt zu Ende sein und ohne Zweifel erwartet mich Apollo bei sich?"

„Tretet ein", antwortete das alte Weib mit grobem Ton.

Und zu gleicher Zeit gewährt sie der Gellia Zutritt, indem sie einen der Thürflügel öffnet, den sie, sobald der Besuch ihn passirt hat, sofort wieder verschließt.

Siebentes Kapitel.

Der Archigallus Apollo.

Das Presbyterium (Amtswohnung) des Archigallus — denn wir können uns, wie es scheint, eines Wortes bedienen, das aus dem Alterthume uns überkommen und stets zur Bezeichnung der Priesterwohnungen gebraucht worden ist — glich in seiner äußeren Gestalt allen römischen Häusern, d. h. nachdem man die Hausthür und einen engen Gang oder Corridor passirt hatte, befand man sich im Atrium, einer Art inneren Säulengang, gestützt von einfachen Pfeilern oder von Säulen reichster Architektur, je nach dem Vermögen der Besitzer, um welchen herum sich die verschiedenen Speisesäle und andere Gemächer des Hauses öffneten.

Der nicht bedeckte Theil des atrium hieß das impluvium, weil es nothwendig das Regenwasser empfing, das von den Säulengängen abfloß und vermittelst Dachtraufen und Rinnen in ein mehr oder weniger großes Bassin oder Reservoir geleitet wurde, das in der Mitte des impluvium ausgehöhlt war.

Das impluvium bildete eigentlich den Hof des Hauses. Von dort kam ihm frische Luft und Licht, denn die Fenster waren, es müßte denn bei den Wohnungen der niedrigsten Bürger der Fall sein, nicht nach der Außenseite, sondern nach dem Atrium zu angebracht.

Der Hausherr und seine Familie hielten sich gewöhnlich und vorzugsweise im Atrium auf, sei es im Sommer oder im Winter. Im Sommer, weil sie dort besser die erfrischenden Lüfte einathmeten, welche unter dem Schatten der Säulengänge weheten; im Winter, weil sie sich dort besser an den bleichen Strahlen der Sonne oder bei einem Heerde wärmen konnten, der im Innern der Zimmer nicht angebracht werden konnte, denen es völlig an Schornsteinen gebrach, die zu Rom ganz unbekannt waren.

Im Atrium befanden sich außerdem die der Familie theuern und werthvollen Gegenstände; die Hausgötter, die Bildnisse der Vorfahren, die kostbaren Gemälde; dort empfing man die Besuche der Freunde, die Begrüßungen der Clienten, dort hatte sich mit einem Worte das gewöhnliche Leben mit seinen Gewohnheiten und Beschäftigungen eingerichtet.

Indeß, wenn ein besonderer Grund es erforderte, verließen die Bürger das Atrium, um in die andern Theile des Hauses zu gehen; wenn z. B. das Bedürfniß der Ruhe die Einsamkeit und Stille des cubiculum oder Schlafgemachs wünschenswerth machte.

Gerade dies hatte der Archigallus in Folge der eigenthümlichen Mysterien gethan, welche wir im vorhergehenden Capitel beschrieben haben. Erschöpft durch die Anstrengungen seiner Zuckungen und seines Geschrei's war er dorthin gegangen, um einige Augenblicke des Schlummers zu suchen, als Gellia zum zweiten Male bei ihm eingeführt zu werden verlangte.

Apollo, Vorsteher der galli, Opferpriester der Cybele und der Isis, war ein Mensch von etwa 60 Jahren, von stattlichem Aeußern und ehrwürdiger Wohlbeleibtheit. Er war ohne Bart; seine Haare waren ganz weiß; sein Blick schielend und falsch; die Stimme weinerlich und schmeichlerisch und konnte sich bis zu den höchsten und schärfsten Noten erheben; ein frischer Teint blühte auf vollen Wangen und auf seinem Doppelkinn; die Hände waren fein und rund, die Beine stämmig und fleischig, — das war der Anblick, den diese interessante Persönlichkeit im Ganzen darbot.

Er hatte seine Tiara und seinen feinen Rock abgelegt, und nur ein schlichtes und bequemeres Gewand anbehalten.

Als ein der Cybele geheiligter Priester war er nur Flamen, d. h. im zweiten Range des römischen Priesterthums *).

*) Numa, welcher den mit der Religion durch Romulus gestifteten Cultus regelte, war es auch, der den Rang und

Es würde uns zu weit führen, wenn wir hier über die verschiedenen Corporationen der Priester und ihre Functionen reden wollten. Beschränken wir uns auf zwei Bemerkungen, die für unsere Erzählung von Wichtigkeit sind.

---

die Amtsverrichtungen der verschiedenen Religionsdiener unterschied.

So gab es von Anfang an Priester, die über den Cultus im Allgemeinen gesetzt waren (ministri sacrorum), und solche, die für den Dienst einer besondern Gottheit bestimmt waren.

Numa stiftete vier Priester-Collegien: die Pontifices, die Augures und Aruspices, die Quindecemviri und die Septemviri-Epulones; und drei Einzelpriester Flamines) den Flamen Dialis für Jupiter, den Flamen Martialis für Mars, den Flamen Quirinalis für Quirinus oder Romulus.

Die pontifices und die flamines bildeten zusammen den ersten Rang unter allen Mitgliedern der Priesterschaft; unter ihnen gehörte der Vorrang den pontifices, deren Haupt unter dem Namen pontifex maximus der oberste Diener der Religion war.

Außer den vier Collegien und den drei Einzelpriestern gab es noch andere Corporationen oder Individuen, die mit sehr wichtigen heiligen Verrichtungen beauftragt waren, z. B. die curiones, der König der Opfer, die Fezialen, die fratres Arvales oder Ambarvales, von denen einer ihrer Gesänge, bis auf uns gekommen, nebst drei Fragmenten der Hymnen oder Axamenta der Salier, das älteste Denkmal der lateinischen Sprache ist.

Endlich gab es die Vestalinnen, die zu Rom schon in den ältesten Zeiten gestiftet waren und das einzige Collegium von Priesterinnen bildeten, welches vorhanden war.

Das war die ursprüngliche Organisation, die sich fast ganz intakt erhielt, nur daß die Anzahl der Gottheiten im Laufe der Zeiten sich bis ins Unendliche vermehrte, namentlich auch durch die Aufnahme der Götter der eroberten Städte und Länder in die Welthauptstadt. Vermittelst dieser großartigen Gastfreundschaft fehlte es nicht an Tempeln und Göttern in Rom und eine beträchtliche Anzahl von Priestern war nothwendig zur Bedienung ihrer Altäre. So wurden die ursprünglichen Schöpfungen des Numa sehr vervielfältigt. Namentlich kamen viele Einzelpriester, flamines, hinzu. Die Aeltesten wurden

Zunächst: Das Priesterthum war zu Rom nur eine Art öffentliches, oder wenn man will, obrigkeitliches Amt, zu dem der Zugang allen Bürgern offen stand, aber ohne die Weihe der Individuen durch eine besondere Ceremonie. Es war niemals ein dauerndes Amt, ohne Zweifel die Galli ausgenommen, wegen ihrer in Folge ihrer freiwilligen Verstümmelungen ausnahmsweisen Lage.

Sodann: Es scheint nicht, daß den Dienern des Cultus ein bestimmtes Einkommen zugewiesen worden ist. Eine Stelle in Sueton*) verstattet jedoch dieses für die Oberpriester zu vermuthen und hauptsächlich für die Vestalinnen, deren allseitige Privilegien diese besondere Gunst rechtfertigten.

Aber man sieht nirgends, daß die Gallen, noch die andern Flamines irgend welche mit ihren Functionen verbundenen Einkünfte genossen hätten. Indessen waren ihre Wohnungen, die meistens dicht an die Tempel, welche sie bedienten, stießen, ohne Zweifel Stiftungen, theils von der öffentlichen Munificenz ausgehend, theils von der frommen Freigebigkeit irgend eines reichen Bürgers, deren kostenfreier Gebrauch ihnen überlassen war.

Sei dem, wie ihm wolle, es wird nicht ohne Interesse sein, den Archigallus in dem friedlichen Stillleben seiner häuslichen Existenz uns vorzuführen.

Er theilte diese Existenz mit der Enothea, dem alten und gräßlichen Weibe, das schon zwei Mal den Blicken der anmuthigen Gellia erschienen ist.

---

durch den Namen flamines majores ausgezeichnet, die Neueren hießen flamines minores, vielleicht auch, weil sie aus den Plebejern gewählt werden konnten, was, ursprünglich wenigstens, nicht stattfand in Beziehung auf die flamines des Jupiter, Mars und Quirinus, welche immer Patrizier sein mußten. Diese neuen flamines waren z. B. die Potitier und Pinarier, die Bruderschaft der Tatier, die Luperker, die Salier und endlich die Gallen, die wir in der Person ihres Vorstehers vorgeführt haben.

*) Sueton, Octav. c. 31.

Enothea stand zu dem Archigallus in Beziehungen, die mitgetheilt werden müssen. Dem Anschein nach war sie nur eine Art von Haushälterin, wie man heut zu Tage sagen würde, welche der Verwaltung des Hauswesens vorstand und beauftragt war, die Besuche zu empfangen und zu entlassen, die Spenden anzunehmen u. s. w.; in Wahrheit aber hatte sie einen weit bedeutsameren Nutzen.

Der Archigallus bildete wegen seines Titels und des daraus entspringenden Einflusses die Grundlage zu dem Wohlstande, der im Priesterhause herrschte; Enothea war die Ergänzung dazu, ungeachtet ihrer niedrigen Stellung.

Wenn der Priester in dem Tempel der Isis durch die Drohung furchtbarer Uebel die Frauen recht erschüttert, wenn er die unbedeutenden Opfergaben gesammelt hatte, welche ihre Sündenbekenntnisse begleiteten; wenn höchstens noch einige Eifrige gewisse bedeutendere Spenden hinzugefügt hatten — was selten vorfiel — was ergab sich daraus?

Am Ende nur große Verlegenheit und im Grunde Dürftigkeit.

Wie sollte man in der That alle die Gänse verwerthen, welche durch ihre Opferung an die Göttin geheiligt wurden?

Was sollte man aus all den Kuchen, einer unschmackhaften Nahrung, machen, deren Verkauf aus demselben Grunde nicht statthaft war.

Auf alle Fälle mußte man mit all den Fanatikern theilen, welche sich nicht verstümmelt, nicht mit der Cymbel und der Trommel gespielt hatten, einzig um des Vergnügens einer leeren Demonstration willen.

Alle diese Einkünfte des öffentlichen Isisdienstes genügten also nicht um die heitere Färbung der Gesichtszüge des Archigallus und die Fülle seines Bauches u erklären, unzweideutige Anzeichen einer reichlichen Lebensweise.

Wäre er auf diese mageren Benefizien beschränkt gewesen, so hätte man ihn ohne Zweifel, wie die an-

dern Galli, seine Collegen, elendiglich die Felder durchziehen sehen, mit einem Esel nebst Bettelsack und einer Statue der Cybele, um die seltenen Spenden einiger Dummköpfe hervorzulocken.

Aber wenn ein unsichtbares Insekt oft das blühendste Grün vertrocknet, so belebt zuweilen auch eine verborgene Triebkraft, als Lebensprincip, die Vegetation.

Enothea war ungeachtet ihrer entsetzlichen Häßlichkeit diese geheime Ursache, deren verborgene Kraft außerhalb der Wohnung des Archigallus unnütz gewesen wäre, die aber in diesem friedlichen Mittelpunkte mit unvergleichlicher Macht wirkte.

Sie hatte diesem trägen Priester ein besonderes Einkommen verschafft.

Sie galt als eingeweiht in alle Geheimnisse der Natur, welche sie sehr theuer in kleinen Packeten von allerlei Pulver oder in Fläschchen von allen Formen verkaufte.

Keine Person begünstigte geschickter die Entwickelungen einer Intrigue, und verstand es besser ihre dienstwilligen Gefälligkeiten nach dem Reichthume der Geschenke und dem Ueberflusse der Sesterzien abzumessen.

Sie kannte besser, als Petosiris, der egyptische Astronom, der die sehr beliebten Kalender zusammenstellte, wo sich alle Ereignisse des Tages aufgezeichnet fanden, die Momente, wo der Stand des Himmels diese oder jene Handlung erlaubte.

Sie verfertigte mit ungemeiner Kunst die Amulette, nach welchen der Aberglaube der römischen Frauen so begierig war; sie hatte eine vollständige Sammlung aller Statuetten der kleinen Götter, welche die Leidenschaften der Eitelkeit, der Furchtsamkeit, der Eifersucht, des Ehrgeizes, der Rachsucht, der Narrheit, der Wollust bis ins Unendliche vervielfältigt hatten.

Das Alles wurde mit schöner klingender Münze bezahlt.

Nehmen wir zu diesen schon so zahlreichen Ursachen die unermüdliche Eintreibung der versprochenen Gaben, den unter der Hand geschehenden Verkauf der heiligen

Tempelspenden, die magischen Rathschläge, die nächtlichen Beschwörungen und tausend andere Vortheile, so wird man sich die ungemeine Nützlichkeit des alten Weibes in dieser priesterlichen Wohnung erklären können.

Sie lebte hier mit dem Archigallus, den sie bedurfte um sich selbst in den Augen der Welt zu heben, mit einer großen schwarzen Katze, die ihr bei ihren Beschwörungsformeln diente und einem alten Gänserich, von unerhörter Wachsamkeit, aber auch unerhörter Frechheit. Dieser Vogel, reizbarer als ein Wächterhund, erlaubte kaum, daß ein Fremder die Schwelle des Hauses überschritt; mehr als eine Dame hatte ihr Gewand von den wiederholten Hieben seines furchtbaren Schnabels zerrissen gesehen; mehr als ein Bürger hatte vor den Schlägen seines wie eine drohende Geißel aufgerichteten Flügels fliehen müssen!

So geschah es auch, als die muthwillige Gellia in das Atrium eindrang.

Der dicke Gänserich, durch diese Lebhaftigkeit in Unruhe versetzt, stürzte sich mit wüthendem Ungestüm auf sie, den Hals gestreckt, den Schnabel halb geöffnet, die Flügel wie die Segel eines Fahrzeuges ausgespannt.

Aber Gellia kannte das Thier, dessen Frechheit sie schon manchmal erfahren hatte, und sie hatte geschworen, es zu bestrafen. Indem sie daher ein langes Messer wahrnahm, dessen Enothea sich eben bedient hatte, um die unvollendete Büste einer Gottheit zu schnitzen, bemächtigte sie sich desselben schnell und versetzte dem Vogel damit einen so wüthenden Hieb, daß sein Kopf vom Rumpf getrennt zu Boden fiel, während die Luft noch von seinem letzten Zischen zitterte.

Auf den kläglichen Ruf, den Enothea ausstieß, auf ihr durchdringendes Geschrei, das erschallte, als sie die heilige Gans auf dem Boden als eine todte, blutige Masse liegen sah, warf sich der erschrockene Archigallus von seinem Ruhebett herab und erschien plötzlich im Atrium.

Als er Gellia erblickte, die ihr Messer so hielt, als wollte sie noch einmal stoßen, wenn's nöthig wäre; den

enthaupteten Gänserich, der noch in den letzten Todeszuckungen zappelte und die alte Hexe, welche sich die Haare ausraufte, indem sie die junge Frau bedrohte und nach Rache verlangte, erschien auf Apollo's Lippen ein Lächeln, dessen Ausdehnung er zwar unterdrückte, das aber doch eine heimliche Befriedigung andeutete. Oft nämlich war der Archigallus selbst das Opfer dieses frechen Gänserichs gewesen, der nur vor Enothea Respekt hatte und man sah deutlich, daß seine Bestrafung ihm keineswegs mißfiel.

Indeß glaubte er, aus Rücksicht auf die Zauberin, ausrufen zu müssen, indem er sich an Gellia wandte:

„Es ist sehr schlimm, was Ihr da gethan habt! Sehr schlimm! Diese Gans war heilig!"

„Soll man sich denn von diesem garstigen Thiere zerreißen lassen?" antwortete Gellia. „Das letzte Mal, als ich hierher kam, hat es mir den ganzen Rand meines Kleides abgerissen und mein Bein war ganz blau von den Schlägen seines Flügels . . . Aber lassen wir die heilige Gans, setzte sie mit absichtlicher Betonung und mit einem spöttischen Lächeln hinzu, das Enothea galt . . . ich habe zu Euch, Apollo, von wichtigeren Dingen zu reden*).

Der Archigallus nahm diese Eröffnung mit Eifer auf, und ohne sich um die Wehklagen der Enothea zu kümmern, welche ihrem geliebten Gänserich das Leben wiederzugeben versuchte, indem sie ihn in die Arme drückte und magische Formeln murmelte, ging er mit der jungen Frau in ein abgelegenes und verborgenes Zimmer seiner Wohnung.

Es war nicht das erste Mal, daß Apollo Gellia wegen des Gegenstandes sah, der sie wieder zu ihm führte. Seit einiger Zeit empfing er von ihr gewisse Mittheilungen, deren Aufklärung er mit Ungeduld er-

*) Wer den Petronius gelesen hat, wird in der Beschreibung der Wohnung des Archigallus und in dem Tode der heiligen Gans eine Nachahmung einer Stelle im Satyricon wieder erkennen.

wartete. In den vorhergegangenen Unterredungen hatte die kleine Frau ihm ihre Noth wegen ihres Mannes geklagt und der Archigallus hatte gemerkt, daß es sich um ernstere Ereignisse handelte, als um eheliche Leiden.

Misitius war düster, schweigsam, wunderlich geworden; er war oft abwesend, vorzüglich während der Nacht; Gellia hatte nicht entdecken können, wohin er ging. Misitius stand in geheimnißvollen Beziehungen zu Leuten, die plötzlich erschienen und eben so wieder verschwanden; er empfing fortwährend Botschaften und dann schloß er sich im geheimsten Theile seiner Wohnung ein, und Gellia hatte nur sehen können, daß er fliegende Blätter, die man ihm gebracht hatte, abschrieb und wieder abschrieb.

Einmal hatte Misitius sein Haus fast einen Monat lang verlassen! Was war aus ihm geworden? Was hatte er gethan? Er hatte es nicht sagen wollen! Aber er war mürrischer, unruhiger, reizbarer wiedergekommen, als er vor dieser seltsamen Abreise gewesen war.

Ein anderes Mal war ein Individuum, mit einer Trauertoga bekleidet und in die Falten eines weiten Mantels gehüllt mitten in der Nacht gekommen und hatte um die Gastfreundschaft des Misitius gebeten. Misitius hatte ihn mit achtungsvollster Bereitwilligkeit aufgenommen, aber während der zwei Tage, wo dieser Fremdling bei ihm verweilt hatte, war Gellia gezwungen worden, das Haus zu verlassen und ein Asyl bei Philenis, einer ihrer Freundinnen, zu suchen.

Kurz, die junge Frau, beunruhigt, vernachlässigt, unglücklich, die ihre Traurigkeit nicht verschweigen konnte hatte sich irgend einem vertrauen wollen und ganz natürlich hatte sie den Apollo gewählt, der wegen seiner Gefälligkeiten gegen die Damen und wegen seiner Bekanntschaft mit ihnen so vertrauenswerth war.

Der Archigallus hatte zuerst mit Neugier, später mit Interesse ihre geheimen Mittheilungen angehört; er hatte Gellia ermuthigt, indem er sie tröstete; er erwartete eine Lösung und Erklärung zu diesen Geheimnissen, deren Grund er bald geargwöhnt hatte.

So sagte er denn auch, als sie ganz allein und fern von jedem indiscreten Ohr waren, eifrig zu Gellia:

„Nun? . . .“

„Nun“, wiederholte diese, „ich komme vom Tiberfelde, wo ich mit einem einzigen Schlage meine beiden Büßungen verrichtet habe. Ihr hattet mir das letzte Mal so viel Vorwürfe gemacht, es versäumt zu haben! . . .“

„Sehr gut, sehr gut“, versetzte der Archigallus, „denn Ihr waret sehr im Rückstande . . . Aber . . .“

„Aber seht hier, was ich gestern Abend gefunden habe“, unterbrach ihn Gellia, indem sie dem Archigallus ein zerknittertes Papyrusblatt hinreichte.

Es war die erste Proklamation des Lucius Antonius, die, welche das Volk gerade in diesem Augenblick an den Mauern Roms las, wo sie während der Nacht angeschlagen worden war.

Apollo durchlief das Schriftstück von Anfang bis zu Ende, indem er während dieser Lectüre mehrere Male erbebte.

„Wie habt Ihr“, sagte er zur Gellia, „dieses Dokument ertappt?“

„Misitius ging gestern bei sinkender Nacht aus dem Hause . . . er kehrte erst gegen Mitternacht zurück, beladen mit einem ziemlich dicken, sorgfältig in Packpapier gehüllten Ballen... Er ging gar nicht zu Bett. Gestern hat er den ganzen Tag in der größten Verborgenheit gearbeitet . . . Ich habe gesehen, wie er immerwährend schrieb . . . Von Zeit zu Zeit trafen Unbekannte ein, welche man sofort nach den Befehlen des Misitius einließ . . . Diese Personen gingen fast sogleich wieder fort, ohne Zweifel mit den Abschriften, die ihnen mein Mann übergab, denn einer von ihnen ließ beim Fortgehen dies Exemplar fallen, was ich aufhob und Euch hier bringe . . . Misitius hat gestern Abend aufs Neue das Haus verlassen . . . Diesen Morgen hatte er sich noch nicht wieder sehen lassen.“

„Wißt Ihr wohl, Gellia“, sagte der Archigallus,

Bayerische Staatsbibliothek München

„daß Misitius ein verlorener Mann wäre, wenn der Kaiser Kenntniß hätte von dieser Schmähschrift? . . .“

„Meint Ihr?“ fragte naiv die junge Frau.

Apollo sah sie erstaunt an.

„Habt Ihr denn das Schriftstück nicht gelesen?“

„Ja, ich habe gelesen . . . Ich habe wohl gesehen, daß man darin vom Kaiser schlecht spricht . . . Aber ich bin so leichtfertig, daß ich nicht länger darüber nachgedacht habe . . . Wie soll denn übrigens der Kaiser erfahren, daß dieses Schriftstück existirt?“

Gellia wußte noch so wenig wie der Archigallus, daß es in Rom angeschlagen war.

„O, der Kaiser erfährt viele Dinge“, versetzte Apollo mit eigenthümlicher Betonung . . . Dann fügte er mit einem Male hinzu: „Und wenn Misitius ein Verschwörer wäre? . . .“

„Misitius ein Verschwörer!“ rief die junge Frau erbleichend bei dieser plötzlichen Enthüllung.

„Ja, Misitius ist ein Verschwörer“, wiederholte der Archigallus . . . „Was bedeuten sonst alle diese Geheimnisse, von denen Ihr zu mir geredet habt . . . dieses plötzliche Verschwinden . . . diese unversehens erfolgende Rückkehr . . . diese Leute, die gehen und kommen . . . dieses schweigsame und einsame Arbeiten . . . diese vervielfältigten Abschriften . . .“

„O ja, ich sehe es, ich sehe es!“ rief Gellia, schluchzend und plötzlich in die Kniee sinkend . . . „Misitius ist verloren!“

„Nein, er ist es nicht“, erwiederte der Archigallus in tiefem Nachdenken. „Ich kenne ein Mittel . . .“

„Welches?“ fragte die junge Frau ganz zitternd vor Angst.

„Ich kann es nicht sagen“, antwortete Apollo . . . „aber Ihr werdet es im Laufe des Tages erfahren . . . Ueberlaßt mir das Papier und entfernt Euch, setzte er mit feierlichem Tone hinzu . . . Ich werde Rath finden . . .“

Gellia nahm, etwas beruhigt, vom Priester der Isis Abschied.

Wenn sie weniger tief bewegt gewesen wäre, wenn die Thränen ihr nicht den Blick verdunkelt hätten, so hätte sie beim Durchgehen durchs Atrium die abscheuliche Enothea in einer prophetischen und drohenden Haltung dastehen sehen können, wie sie eine magische Gebetsformel gen Himmel sandte und ihr einige vertrocknete Halme eines mysteriösen Krautes unter die Füße warf.

Aber die junge Frau verließ die Priesterwohnung, ohne in ihrer Angst und Aufregung zu ahnen, daß eine Beschwörung ihre Gefahren vermehren könnte und sie schlug, indem sie sich langsam nach der porta Catularis wandte, den Weg wieder ein, den sie vor Kurzem mit so viel jugendlicher Lebhaftigkeit durcheilt hatte.

Einige Augenblicke nachher überschritt sie die Schwelle ihres bescheidenen Hauses. Misitius war eben selbst zurückgekehrt.

Was den Archigallus betrifft, so hatte er nach dem Abschied der Gellia nicht gezögert, seine Wohnung zu verlassen.

Enothea wußte, daß man im Falle der Noth ihn auf dem Forum in der Barbierbude des Eutrapelus finden würde.

Es war eine tägliche Gewohnheit des Apollo, der es liebte, indem er sich parfümiren ließ, die Neuigkeiten vom Barbier und seinen Kunden aufzusammeln.

Aber indem er von der via sacra auf den weiten Platz hinaustrat, schien es dem Priester, als wenn die Barbierstube des Eutrapelus auf eine ganz ungewöhnliche Weise umlagert wäre.

Er täuschte sich nicht. Eine beträchtliche Menge hielt alle Zugänge des Lokals besetzt.

Der Archigallus wurde beim herantreten selbst Zeuge eines mehr als eigenthümlichen Schauspiels: Eutrapelus mit einem Centurio handgemein, suchte sich aus allen Kräften desselben zu erwehren, indem er versicherte, daß er nicht Verfasser der Proklamation wäre.

Diese Worte machten Apollo zittern und er erkundigte sich bei einem der zahlreichen Zuschauer dieser seltsamen Scene, warum der Barbier so bedrängt würde und warum von einer Proklamation die Rede wäre.

Es wurde ihm geantwortet, ein Manifest wäre während der Nacht gerade an den Fensterladen der Barbierbude des Eutrapelus angeschlagen worden; die Menge wäre zusammengelaufeu, um das Plakat zu lesen; ein Prätorianer, entrüstet über die Beleidigungen, welche es gegen den Kaiser enthielt, hätte es abgerissen und mit Füßen getreten; dann hätte er die Fetzen des Plakats zu seinem Hauptmann gebracht und dieser wäre gekommen, um den Eutrapelus dafür verantwortlich zu machen, Eutrapelus wende ohne Zweifel in diesem kritischen Moment alle seine Beredsamkeit an, um sich gegen diese gefährliche Anklage zu rechtfertigen.

„Es ist gut," versetzte der Archigallus . . . „Ich werde es dahin bringen, daß der arme Barbier befreit wird . . ."

Und durch die Menge dringend näherte er sich dem Hauptmann.

„Verehrter Herr," sagte er, „darf man das Manifest sehen, welches ihr unserm Freunde Eutrapelus, einem so eifrigen Anhänger des Kaisers zuschreibt?"

Der Offizier hielt dem Archigallus einen der Fetzen der Proklamation vor die Augen.

„Ja, es ist das," sagte der Priester, der sogleich die Schrift des Misitius und die Worte des Textes wiedererkannte . . . „Hauptmann," setzte er hinzu, „beunruhigt nicht weiter unsern armen Eutrapelus . . . Der Verfasser dieser verabscheuungswürdigen Verleumdung ist entdeckt, und Regulus, der große Bürger, wird dem Kaiser guten Bericht davon erstatten! . . ."

Niemand in Rom hätte die öffentliche und feierliche Versicherung eines Dieners des Cultus in Zweifel zu ziehen gewagt. Der Hauptmann verneigte sich vor dem Priester und ließ den Barbier los.

Eutrapelus war so froh, daß er den Archigallus gern mit seinen kostbarsten Essenzen überschüttet hätte.

Auf alle Fälle umarmte er ihn, was weit weniger kostspielig war.

„Eutrapelus," flüsterte der Priester in sein Ohr, „schließe Deinen Laden und laß uns sofort hineingehen . . . Ich habe Dir etwas Wichtiges zu sagen.

Eutrapelus gehorchte im Augenblick. Die ziemlich enttäuschte Menge zerstreute sich.

„Theurer Freund," sagte der Archigallus, als sie ganz allein waren . . . „Du wirst sogleich zu Regulus gehen und ihm ganz einfach sagen, daß es Misitius, der Opferflötist ist, der diese Proclamationen empfängt und anschlagen läßt . . ."

Und Apollo zog unter seinem priesterlichen Gewande das Exemplar hervor, das ihm Gellia übergeben hatte.

Der Barbier war erstaunt; sein Blick fragte.

Ich weiß nichts weiter, versetzte der Archigallus, indem er diese stumme Aufforderung bemerkte . . . Aber Regulus ist ein großer Mann . . . er wird Rath schaffen . . . Lebewohl, Eutrapelus, es ist wichtig, daß Du in diesem wichtigen Gange nicht aufgehalten werdest . . .

Und mit diesen Worten hatte der Priester den Barbier verlassen, der sich seinerseits anschickte seinen ziemlich langen Gang nach der Transtiberinischen Region zu unternehmen.

So erklärt sich das große Ereigniß, von dem man noch lange unter den Stammgästen des Forums redete, und welches in nichts anderem bestand, als in dem halbtägigen Geschlossensein der Barbierbude des Eutrapelus.

Achtes Kapitel.

Die Illusionen eines Verschwörers.

Wir erzählten, daß Gellia bei ihrer Rückkehr in ihre Wohnung daselbst den Misitius antraf, der seit gestern Abend abwesend eben wiedergekommen war.

„Sieh da, Misitius," sagte die junge Frau, indem sie ihren Gatten erblickte, „wir haben uns zu erklären."

„Und worüber?" fragte Misitius mit düsterm Tone.

„Misitius, Du bist ein Verschwörer!" rief Gellia aus, indem sie ihren Thränen freien Lauf ließ.

Und als Misitius eine Geberde des Leugnens machte, wiederholte sie mit kaltem und bestimmtem Tone:

„Ja, Du bist ein Verschwörer; ich weiß es jetzt... ich habe den Beweis dafür."

„Wie weißt Du das?" sagte Misitius unruhig.

„Misitius ist seit drei Monaten nie zu Hause; Misitius vernachlässigt seine Frau; Misitius steht fortwährend mit verdächtigen und das Licht scheuenden Leuten in Verbindung; Misitius ist schweigsam, nachdenklich, zerstreut, unruhig, von Besorgnissen verzehrt; Misitius schreibt zu wiederholten Malen aufrührerische Schriften ab, deren eine gestern in meine Hände gerathen ist, und Misitius fragt noch, wie ich es weiß, daß er ein Verschwörer ist?" sprach die kleine Frau mit Nachdruck und Geläufigkeit.

„Ach!" seufzte Misitius mit der Miene eines Mannes, der einen Eimer Wasser auf den Kopf erhalten hat.

„Du stürzest Dich ins Verderben, Misitius, und mich auch!"

Und Gellia verbarg, in Schluchzen ausbrechend, den Kopf in ihren Händen, indem sie erschöpft auf einen Sitz sank.

„Gellia," flüsterte Misitius seiner Frau ins Ohr, „in einigen Tagen werden wir auf der höchsten Stufe der Ehren stehen und in Ueberfluß schwimmen... Ja, ich bin ein Verschwörer, Gellia, aber es geschieht für Dich, hörst Du es wohl? Man hat mir das Priesterthum versprochen. Du wirst die Gattin des Marspriesters werden?"

„Schwachkopf!" rief Gellia in einem Tone, der geeignet war, dem Misitius das Wort abzuschneiden.

„Wie," sagte sie weiter, indem sie sich lebhaft erhob und ihren Mann scharf ansah, „wie, Du... armer Opfermusikant, du glaubst, daß man Dir ein

Amt geben wird, für welches man früher Patrizier sein mußte . . .

„Warum nicht?“ fragte Misitius, „wenn das zuletzt der Preis großer, Rom durch den Sturz des Tyrannen geleisteter, Dienste ist? . . .“

„Also das ist's! Das ist's!“ sagte Gellia, indem sie in nervöser Aufregung durch das Zimmer lief . . . „Misitius der Flötenbläser wird den Kaiser stürzen! . . . Es müßte denn der Kaiser diesen Misitius mit einem Male wie einen Bissen hinunterschlucken!... Wirklich, ich weiß nicht, was mich hindert, meinen Zorn über Dich zu entladen, wie ich ihn diesen Morgen über die heilige Gans des Archigallus entladen habe . . .“

Der Name des Archigallus brachte eine gewisse Wirkung auf Misitius hervor, der sichtbar erbebte; aber, da ein Ehemann vor seiner Frau nie Unrecht haben darf, so sagte er ihr erregt und feierlich:

„Du weißt also nicht, daß eine Armee auf Rom marschirt, daß der General dieser Armee mein Signal erwartet . . ., daß ich es bin, der den Tag des Aufstandes bezeichnet hat . . .

Gellia betrachtete ungeachtet ihres Schrecks, ihren Mann mit Mitleid.

„Misitius, mein armer Misitius,“ unterbrach sie ihn, „bist Du von Sinnen? Wer hat denn dein Gehirn so verwirrt? Unglücklicher, wo hast Du alle diese Visionen hergenommen?

„Visionen! Gellia, es ist Wirklichkeit.“

„Desto schlimmer! bei allen Göttern, desto schlimmer! Du bist nur ein armer Tropf, den man in die Schlinge fallen läßt . . . Man bedient sich Deiner, Misitius! . . . Aber Du wirst das Opfer sein!“

„Das ist nicht möglich, Gellia . . .“

„Sage mir, Misitius,“ sagte die junge Frau, „wenn Du im Theater bist und Du bläßt die Flöte um den Schauspieler zu unterstützen, bist Du es, dem man Beifall klatscht?“

„Nein, ohne Zweifel . . . aber . . .“

„Und wenn Du im Tempel bist," fuhr sie fort, „und die Versammlung mit den melodischen Tönen deines Instruments bezauberst, bringt man Dir oder den Opferern die Gaben dar?"

„Aber, Gellia, wie gehört das hierher?"

„Höre, lieber Misitius . . . Du spielst auch in diesem Augenblick für die Rechnung eines Andern . . . Der siegreiche General wird die Huldigungen empfangen und Misitius wird vergessen sein . . . Unterliegt der General . . ., ich will nicht sagen, was dann dem Misitius widerfahren wird . . ."

„Was willst Du, Gellia, das Loos ist geworfen," murmelte Misitius, der nicht recht wußte, was er antworten sollte.

„Glücklicherweise hat Misitius eine Frau, die über ihn wacht und ihn retten wird . . . Der Archigallus hat mir versprochen . . ."

„Der Archigallus, sollte er? . . ." fragte der Flötenbläser erschrocken, und bei diesem Worte innehaltend, um die Antwort der Gellia abzuwarten.

„Der Archigallus hat das Schriftstück, das ich gestern aufhob und das, wie er mir sagte, eine Proclamation ist."

Jetzt hielt die junge Frau inne, als sie mit Entsetzen den kalten Schweiß sah, der die Stirn ihres Gatten bedeckte und das Erbeben von dem alle seine Glieder ergriffen wurden.

„Gellia," flüsterte er, zusammensinkend, „Du hast mich ins Verderben gestürzt! Durch Dich wird man Alles entdecken . . ."

„Der Archigallus ist ein redlicher Mann!" sagte die kleine Frau ganz bestürzt.

„Ja, so sind die Weiber," sagte schmerzlich Misitius. „Man kann sie nicht hindern, zu diesen erbärmlichen Gallen zu gehen! Gellia, Du weißt also nicht, daß die Proklamation diese Nacht durch meine Bemühungen ist angeschlagen worden . . . und daß der Archigallus außerdem der größte Freund des schändlichen Marcus Regulus ist . . . Begreifst Du, was Du gethan hast?"

„O," sagte Gellia, indem sie sich ganz in Thränen in die Arme ihres Mannes warf, „sollte es wahr sein? Lieber Misitius . . ."

Die beiden Gatten hielten sich lange innig umschlungen, ohne zu wagen einander ihre Gedanken mitzutheilen . . .

Misitius und Gellia waren erst seit zwei Jahren verheirathet. Ihre Geschichte ist einfach und rührend.

Sie gehörten Beide zu jener in Rom so zahlreichen Klasse von Individuen, welche das Gesetz schon bei ihrer Geburt für selbstständig erklärte, weil sie angesehen wurden, als wenn sie keinen Vater hätten. Misitius war zwanzig Jahre alt, als er seine Mutter verlor. Sie war eine Freigelassene, vom König der Opferer protegirt.

So nannte man den Vorsteher der Opferknechte, Opferschlächter, Eingeweidebeschauer und anderer bei den Opfern thätigen Personen.

Ursprünglich standen die Könige von Rom selbst dem Opfern der Thiere vor. Nach ihrer Vertreibung wollte man in Folge einer ängstlich gewissenhaften Nachahmung, die im Cultus der Römer nicht selten war, daß ein Priester wenigstens durch seinen Namen an diese alte Beobachtung eines Ritus erinnerte, der durch die glücklichsten Vorzeichen bestätigt war. Jedoch war der Königstitel so verhaßt, daß der Oberopferer vom Forum sogleich nach der heiligen Handlung entfloh, aus Furcht, es möchte dieses Schattenbild des Königthums in den Geistern verbotene Gedanken wiedererwecken und um durch dieses zugleich freiwillige und gezwungene Verschwinden der Freiheit eine Huldigung darzubringen.

Ein Flötenbläser mußte während der Anrufungen und Opfergebete die Stimme der Priester begleiten, indem er sein Doppelinstrument von Elfenbein ertönen ließ.

Der König der Opferer gab dieses Amt dem Misitius, der eine ähnliche Anstellung im Theater erhielt. Er regelte und begleitete dort die Gestikulation und

den Vortrag der Schauspieler, indem er sie mit Hülfe einer silbernen Flöte unterstützte.

Die beiden Aemter zusammen hatten den Misitius in einen gewissen Wohlstand versetzt. Aber er war allein, ganz allein, mitten in dem ungeheuern Rom, wo seit dem Tode seiner armen Mutter niemand sich mehr um ihn kümmerte.

Eines Abends, als Misitius nach seinem bescheidenen Hause zurückkehrte, hörte er einige erstickte Seufzer, die an einer Straßenecke ausgestoßen wurden. Er nähert sich besorgt und nimmt in der Finsterniß ein junges Mädchen wahr, das niedergekauert unter den dunkeln Gewölben eines einsamen Portikus weint.

Dies junge Mädchen war Gellia. Sie erzählt dem Misitius, daß erst an diesem Morgen der Scheiterhaufen den Leichnam ihrer Mutter verzehrt habe und daß sie von nun an ohne Obdach sei, da unbarmherzige Gläubiger sie aus dem Hause vertrieben haben.

Misitius wird gerührt bei diesem Schmerz und dieser Verlassenheit, die er ja auch kennen gelernt hat; er hebt das Mädchen auf und will ihr etwas Trost zusprechen; aber Gellia wankt und fällt in seinen Armen in Ohnmacht. Nur der Hunger war die Ursache dieser Schwäche.

Das merkt Misitius an ihrer Bläße. Aber er ist nahe bei seiner Wohnung. Er trägt Gellia dorthin und bald ruft er sie ins Leben zurück, indem er ihr eine Herzstärkung auf die Lippen gießt und einige Nahrungsmittel darbietet.

Nach Verlauf eines Jahres, lassen Misitius und Gellia durch einen öffentlichen Act constatiren, daß ihr langes Zusammenleben den Bund ihrer Herzen geheiligt hat und daß sie mit einander verbunden sind durch den Gebrauch, eine gesetzliche und leichte Eheschließung, deren Gültigkeit nie bestritten wurde und die bei den armen Plebejern allgemein war.*)

---

*) Obschon Festinian (Lib. 10 et 11 Cod. de Nat. lib., Nov. 89, c. 8.) die Ausfertigung eines Mitgift-Instruments

Nie sind wohl Gatten, trotz ihrer gegenseitigen Zärtlichkeit, einander ungleicher gewesen.

Gellia war der Muthwille und die Unbesonnenheit selbst; Misitius dagegen die personifizirte Langsamkeit und Bedächtigkeit, es sei denn, daß seiner Einbildungskraft verführerische Bilder dargeboten wurden; denn dann ergriff er diese mit kindischem Eifer und hielt sie mit zäher Beharrlichkeit fest.

Gellia war übertrieben abergläubisch; Misitius, der in die Geheimnisse der Tempel eindrang, verachtete die eitle Wissenschaft der Priester und spottete über das Vertrauen auf die Orakel.

Gellia war ungeduldig, eigensinnig, launenhaft; Misitius war ein guter, einfacher Mensch.

Die Mutter der Gellia hatte sie im Ueberfluß erzogen, indem sie ihre Gefallsucht entwickelte; die Mutter des Misitius hatte ihn an die bescheidenen Freuden des Mittelstandes gewöhnt.

Gellia, die so zu sagen nur außer sich selbst lebte, hatte nur unbestimmte Wünsche nach Glück; Misitius, ein innerlicherer Character, nährte sich mit ehrgeizigen Hoffnungen, nicht für sich selbst, sondern für Gellia, welche in ihrer Unbesonnenheit zu ihm oft von dem Glücke schwatzte, reich zu sein.

Kurz, die beiden jungen Leute paßten trefflich zusammen, gerade weil sie einander nicht gleich waren und der eine die Eigenschaften hatte, die der andere nicht besaß.

In ihrer Nachbarschaft liebte man sie. Man sagte, daß Misitius für Gellia die Neigung hätte, wie Philemon für Baucis und daß die Parzen ihren Lebensfaden an demselben Tage abschneiden müßten . . .

Eines Abends suchte ein Unbekannter den Misitius

---

zur Legitimation der Ehe verlangt hat, so glauben wir doch, daß zu allen Zeiten die öffentliche Constatirung die Heirath durch den einfachen Gebrauch von dem Concubinat unterschied, einer andern bekanntlich auch durch das römische Gesetz anerkannten Verbindungsweise.

auf. Sie unterhielten sich lange mit einander. Seit diesem Augenblick vermißte Gellia an ihrem Gatten, der sonst einzig mit ihr beschäftigt war, die Zärtlichkeit und die süßen Aufmerksamkeiten, welche ihre Freude ausmachten und an welche sie sich gewöhnt hatte.

Wir müssen mit wenigen Worten diese neue Lage erklären.

Der Senat und alle die, welche in die Verschwörung des Lucius Antonius eingeweiht waren, wünschten in Rom einen sichern Agenten zu haben, um mit dem Feldherrn der Germanischen Armee zu correspondiren und seine Mittheilungen zu empfangen.

Dieser Agent mußte unbedeutend genug sein, um nicht die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, aber auch hinlänglich in die Sache verwickelt, damit man sich seiner Treue versichert halten könnte.

Der König der Opferer, der bei dem Complot betheiligt war, bezeichnete zu dieser Stellung seinen Flötisten Misitius.

Ohne sich zu enthüllen, im Gegentheil indem man den Misitius in das dichteste Dunkel einhüllte, gelangte man dazu, seine Einwilligung in eine Rolle zu erhalten, die seiner geheimen Eitelkeit schmeichelte.

Der Preis war eine beträchtliche Summe Geldes, die sofort in die junge Wirthschaft gesteckt wurde — was den Wohlstand wieder zurückführte, der sich daraus zu entfernen drohte — ferner das Versprechen des Priesterthums in einer hohen Stellung, wie etwa der des Marspriesters.

Der unglückliche Flötenbläser bildete sich in seiner Naivetät ein, das Haupt der Verschwörung zu sein, während er nur eine unbedeutende Mittelsperson dabei war. Denn es versteht sich von selbst, daß Misitius keinen Schritt that, ohne dazu Befehl erhalten zu haben, daß er keine einzige Depesche beförderte, die ihm nicht mitgetheilt worden wäre. Die Boten sagten nie, in wessen Namen sie die Befehle brachten und sie waren auch selbst dem Misitius völlig unbekannt.

Der Flötist, bezaubert von dem Luftgebilde plötzlich vor ihm aufsteigender Hoffnungen, hatte sich mit Leib und Seele seiner geheimen Mission gewidmet.

Fast jeden Abend begab er sich an einen verabredeten Ort der Flaminischen Straße, nicht weit von dem Hügel der Gärten. Dort übergab ihm ein von Germanien kommender Courier die Depeschen des Lucius Antonius, indem er dafür in Rom geschriebene Briefe eintauschte, in welchen der General von allem unterrichtet wurde, was ihm für den Erfolg seines gefährlichen Unternehmens zu wissen nöthig war.

Bemerken wir hier als wichtige Thatsache, daß unter den Depeschen sich fast immer ein an die Groß-Vestalin besonders adressirter Brief befand und daß man Misitius gebeten hatte, diesen durch die Vermittlung einer jungen Frau, Namens Cäcilia, befördern zu lassen, deren Adresse zu Rom ihm angezeigt worden war.

Misitius hatte auf die Fragen seiner Frau stets nur dadurch geantwortet, daß er ihr ansehnliche Geldsummen zeigte, indem er glaubte, ihre Neugier unter den Sesterzien zu ersticken.

Unterdessen wollte Gellia, gequält von einer Unruhe, die sie vergeblich zu stillen suchte, sich jemandem vertrauen.

Sie suchte den Archigallus Apollo auf und verhehlte dies dem Misitius, der sie schon aufgefordert hatte, nicht den in Rom berüchtigten Tempel der Isis zu besuchen, wo außerdem so seltsame Mysterien gefeiert würden.

Aber Gellia, abergläubisch, seit ihrer Kindheit mit dem Archigallus bekannt, durch sein sentimentales Wohlwollen ermuthigt, kam zuletzt so weit, ihm das verhängnißvolle Schriftstück zu übergeben, dessen schreckliche Bedeutung sie in ihrer Gedankenlosigkeit nicht ahnte.

Aber jetzt sieht sie ein, daß diese Schrift wahrscheinlich schon in den Händen des Marcus Regulus, dieses abscheulichen Denunzianten ist, dessen Namen alle Welt zu Rom kennt und verabscheut, denn Misitius versichert, daß Apollo sein vertrautester Freund sei.

Darum eben liegt jetzt Gellia ganz trostlos in den Armen des Misitius, der selbst wie vernichtet ist; darum überhäuft sie ihn mit ihren stummen Liebkosungen, auf welche der Unglückliche durch krampfhafte Umarmungen antwortet, welche von seiner verborgenen Angst zeugen.

Gellia sieht ein, daß ihre Unklugheit ihren Mann ins Verderben gestürzt hat; Misitius fragt sich, wie er Gellia und sich selbst retten könne. Beide Gatten blieben so bis zum Abend in Angst und Schrecken versunken, und zitterten beim geringsten Geräusch, das von der Straße her kam.

Plötzlich erschallte ein kurzer Schlag an die Thüre und machte sie erbeben.

Gellia zögerte mit dem Oeffnen.

Man hörte ein zweites Klopfen und eine Stimme, welche rief:

„Von Seiten des Archigallus!“

„Es ist wahr,“ sagte Gellia . . . „er hat mir versprochen, er wolle uns im Laufe des Tages zu Hülfe kommen!“

Und sie stürzte herbei, um dem Boten des Apollo zu öffnen.

Ein Mann tritt herein, der sich an Misitius wendet und zu ihm kurz sagt:

„Folge mir! . . .“

„Sendet Dich der Archigallus?“ fragte Misitius.

„Der Archigallus erwartet Dich wegen der Schrift, die Deine Frau ihm heut Morgen übergeben hat,“ antwortet der Unbekannte.

Die Gatten nehmen etwas beruhigt von einander Abschied.

Bald ist Misitius auf der Straße, zur Seite des Unbekannten gehend, der plötzlich ein Signal gibt. Da stürzen sich drei Männer auf den unglücklichen Flötenbläser, werfen ihn zu Boden und binden ihm die Hände fest zusammen. Hierauf heben sie ihn in die Höhe und der Unbekannte ruft in barschem Tone:

„Vorwärts, schnell, laßt uns gehen!“

„Wohin führet ihr mich?“ fragte Misitius kleinlaut.

„Du wirst es bald erfahren," sagte der Unbekannte.

Während des langen Transports wird kein Wort gesprochen.

Misitius merkt, daß man ihn in der Richtung der Wohnung des Regulus führt, denn man ist vor dem Isistempel vorbei gegangen. Diese Beobachtung bestätigt sich indem man sich dem Tiber nähert, über den man ihn auf der Palatinischen Brücke führt.

So hat also ohne Zweifel der Archigallus das Vertrauen der Gellia mißbraucht; er hat die Proklamation dem Regulus verrathen.

„Ich bin verloren!" flüstert bei sich der unglückliche Misitius . . . „möchte es den Göttern gefallen, daß ich wenigstens Gellia schützen könnte!"

Misitius täuscht sich nicht. Man führt ihn wirklich zu Regulus.

Wir haben die schwierige und delikate Lage geschildert, in welcher sich der Denunziant in Folge des Todes Parmenons befand. Er war allerdings noch nicht völlig entmuthigt, hielt sich jedoch für verloren, als er Kenntniß nahm von der Proklamation, worin, wie wir wissen, an den Mord des Lucius Metellus mit den Motiven erinnert wurde, welche ihn dem Domitian eingeflößt hatten.

Um so größer war seine Freude und Beruhigung, als an dem nämlichen Tage Eutrapelus von Seiten des Archigallus ihm das Exemplar der Proklamation brachte, das ihm so viel Angst verursacht hatte, nebst jenen so genauen Mittheilungen, die ihn auf die Spur ihres Urhebers führten. Es handelte sich nur darum, sich dieses Misitius zu bemächtigen und die Enthüllung seiner Geheimnisse zu erlangen.

Gerade in dem Augenblicke, wo er die letzten Dispositionen seines Planes combinirte, erreichten die Transporteure des Opferflötisten mit ihm die Wohnung des Regulus.

Der Flötenbläser wurde in das Sprechzimmer geführt, wo wir schon Zeuge gewesen sind von dem ju-

ristischen Rathe, den der Advokat dem unglücklichen Cäcilius ertheilte.

Regulus saß vor seinem Bureau, sein neues Opfer erwartend.

Vor ihm stand eine bronzene Büste des Kaisers, neben dieser Büste lag eine sorgsam aufgehäufte Summe Geldes.

Das Geld war eine Versuchung; die Büste war eine Drohung.

Die Sestertien bedeuteten die der Angeberei angebotene Belohnung; des Kaisers Bildniß zeigte auf die Macht, die durch die Folter über jeden Widerstand siegen werde.

Die Unterredung zwischen Regulus und Misitius dauerte nicht lange.

„Ihr seht," sagte der Denunziant, sobald sie allein waren, indem er das Exemplar der Proklamation entfaltete, „daß Ihr entdeckt seid . . . Es ist also unnütz zu leugnen . . . Wer ist der Verfasser?"

Und zu gleicher Zeit machte Regulus eine bezeichnende Geberde.

„Entweder," setzte er hinzu, indem er mit der Hand die Goldstücke berührte . . . „Oder der Kaiser . . . Versteht ihr?"

Misitius machte ein Zeichen, daß er die Sache begriffen habe. Das Geld war die Schande. Der Flötenbläser wollte sich nicht verkaufen. Der Kaiser war der Tod. Der Flötenbläser wollte sich retten. Er dachte an Gellia.

„Kein Preis!" sagte er entschlossen zu Regulus. „Aber eine Bürgschaft! . . ."

„Von welcher Art?"

„Schreibt und bezeugt, daß ich es bin, der freiwillig gekommen ist . . . Sonst werdet Ihr nichts erfahren! . . ."

„Nicht übel," sagte der Denunziant, der anfing zu schreiben . . . „Ihr seid wirklich geschickt," setzte er hinzu, indem er dem Misitius das verlangte Zeugniß hinreichte . . . „Und nun die Namen?"

„Lucius Antonius," sagte der Flötist, nachdem er das Schriftstück sorgfältig gelesen und unter seinen Rock gesteckt hatte . . .

„Lucius Antonius, der General der Armee von Germanien!" rief Regulus, bei diesem Namen erbebend. „Es ist also eine Empörung?"

„Ja wohl," versetzte der Flötist.

„Wer sind seine Mitschuldigen zu Rom?"

„Ich weiß es nicht."

Misitius erörterte seine eigenthümliche Lage.

„Es ist geschickt angelegt," meinte Regulus, . . . „auf diese Weise conspirirt man in aller Gemächlichkeit. Aber wir werden sie zu entdecken wissen. Jedoch, ist es auch mit der Empörung wirklich so? Ich muß einen Beweis haben . . ."

„Ihr sollt ihn morgen Abend haben."

„Wie so?"

„Findet Euch um Mitternacht auf der via Flaminia, bei dem Hügel der Gärten ein . . . Ein von Germanien kommender Courier wird mir die Briefschaften überbringen."

„Ich werde dort sein," antwortete lebhaft Regulus.

„Ich bin also frei?" fragte Misitius.

„Vollständig frei! Lebt wohl, bis auf morgen Abend!"

„Lebt wohl, gnädiger Herr, auf morgen, wiederholte der Flötenbläser."

Eine Stunde nachher lag Misitius in den Armen der Gellia!

„Wir sind gerettet," sagte er ihr. „Aber dein Archigallus ist ein infamer Schuft! Er hat mich dem Regulus verrathen. Da ich nicht leugnen konnte, bin ich genöthigt gewesen, Alles zu entdecken. Hebe dieses Schreiben des Regulus gut auf . . . Wer weiß, ob wir nicht später desselben bedürfen werden!"

Es ist unnütz zu sagen, daß am nächsten Abend Regulus auf der Flaminischen Straße versteckt aus den Händen des Misitius das Packet mit Depeschen, das von Germanien kam, erhielt.

Welche Freude für diesen Elenden, unter den andern schon so wichtigen Schriftstücken den Brief des Metellus Celer an die Großvestalin zu finden, welcher, indem er den Beweis ihrer innigen Beziehungen enthielt, außerdem den Zweck der Verschwörung des Antonius andeutete! —

„Haha!“ rief Regulus lachend. „Die Götter beschützen mich! Dieser Brief da gibt mir die Vestalin und die Christen wieder in die Hände, die mir schon beinahe entschlüpft waren. Nun kann der Kaiser mich rufen lassen; ich werde ihm keine Antwort mehr schuldig bleiben.“

Domitian, durch die Sorgfalt des Palfurius Sura in Besitz des ersten Manifests gesetzt, rief wirklich den Regulus den nächsten Morgen und hatte sich vorgenommen den Denunziant mit dem ganzen Gewichte seines Zornes niederzuschmettern.

Aber Regulus konnte diesem Sturme trotzen Dank seinen Enthüllungen und vorzüglich den Schriftstücken, in deren Besitz er war.

Mehr als jemals hatte er durch so viel Geschicklichkeit die Gunst des Fürsten wieder erlangt.

Indessen waren durch ein für Domitian und Regulus unerklärlich gebliebenes Ereigniß diese so kostbaren Schriftstücke verschwunden.

Die Mauern Roms waren bedeckt mit der zweiten Proklamation des Lucius Antonius, die durch Galbula, einen der Mitverschworenen abgeschrieben worden war.

Von der andern Seite war ein Courier nach Germanien gegangen, um in den General zu dringen, sofort gegen den Kaiser zu marschiren.

Endlich war der Brief des Metellus Celer an die Großvestalin in den Händen des Gurges.

Was hatte er beschlossen damit anzufangen, und wohin ging er, als wir ihn verließen?

Neuntes Kapitel.

Das Leichenbegängniß einer christlichen Jungfrau.

Wenn in dem Gehirn des Gurges zufällig eine Idee aufstieg, so konnte man versichert sein, daß es eine originelle Idee war.

Wir haben gesehen, wie er wegen des ihm zwischen den Fingern brennenden Briefes, den ihm jener eigenthümlich vorsichtige Unbekannte übergeben hatte, in schwerer Verlegenheit war.

„Wenn ich," sagte er zu sich selbst, „Cäcilia beauftrage, dies Blatt der Großvestalin zu bringen, so stürze ich sie wieder in ungeheure Gefahren. Nun liebe ich aber Cäcilia, obschon sie jetzt des Olinth Frau ist, viel zu sehr, um sie aufs Neue einer Gefahr auszusetzen. . . . Wie soll ichs aber anfangen?

„Hah," sagte er plötzlich, „jetzt hab' ichs. Ja, das ist schön! Der Bischof der Christen ist ein Mann, der mir gefällt . . . Es schien mir, als interessirte er sich für die Groß=Vestalin . . . Außerdem kommt in diesem Briefe etwas vor, was die jungen Cäsaren angeht, deren Verwandter, wie man sagt, er ist . . . Ob ich ihm diesen delikaten Auftrag ertheile?"

Sofort entschloß er sich und eilte mit seinen Fackeln tragenden Leichenträgern nach der porta Capena.

Als er durch dies Thor gegangen war und sich auf der Appischen Straße befand, die man eine bestimmte Zeit lang verfolgen mußte um zu dem alten Hain der Musen zu gelangen, wo die elenden Hütten, der Zufluchtsort der Christen waren, empfand Gurges eine lebhafte Unruhe.

Plötzlich schimmerten die Fackeln eines Zuges, der von der Gegend herkam, wohin der Leichenbesorger mit seine Schaar ging und im Schweigen der Nacht hörte man den Ruf, bei dem Gurges erbebte:

„Der triumvir capitalis! (Nachtpolizei=Commissarius) . . . Wer geht da?"

Es war wirklich dieser Polizeibeamte, der mit seinen Leuten eine Nachtrunde machte und der, als er zu dieser ungewöhnlichen Zeit Fackeln auf der Straße schimmern sah, den Befehl gegeben hatte, den Machtruf erschallen zu lassen.

Gurges hatte mit dem Polizei-Commissarius häufige Händel gehabt. Dieser hatte, da er ihm mehr als einmal auf seinen nächtlichen Excursionen begegnete, ihn durchsuchen lassen, um bei ihm verbotene Gegenstände zu ertappen, z. B. Zähne und Haare, die die Leichenträger den Leichnamen durch Verletzung der Gräber raubten.

Aber niemals konnte die Begegnung mit den Wächtern für den Leichen-Ceremonienmeister beunruhigender, noch selbst gefahrvoller sein.

Wenn der Polizei-Director seine gewöhnlichen Nachforschungen an meiner Person vornimmt, sagte sich Gurges mit einem gewissen Schauder, was soll dann aus dem Briefe an die Groß-Vestalin werden und was dann aus mir selbst?

Die Schwierigkeit war um so ernsthafter und drängender, da der Polizei-Director, der keine Antwort erhielt auf seinen Haltbefehl, im vollen Galopp auf die ängstliche und unbeweglich stehende Truppe der Leichenträger losgeritten kam.

„Wer geht hier?“ wiederholte er noch einmal, zwanzig Schritt von der kleinen Gruppe entfernt.

„Gurges!“ antwortete der Sohn des Tongilianus, indem er ungeachtet seiner berechtigten Unruhe gute Miene zum bösen Spiele machte.

„Gurges der Leichenbesorger?“ fragte der triumvir.

„Ja? dann begreife ich . . . Man erwartet Euch dort unten! Passirt!“

Gurges beeilte sich, die Erlaubniß zu benutzen, aber er konnte sich nicht genug wundern über die Freundlichkeit des Triumvir und über die Worte, die er gesprochen hatte.

„Was begreift der Triumvir?“ murmelte Gurges, „es ist sonderbar! Man erwartet mich dort unten! . . .

Das ist nicht wahrscheinlich. Bei der Venus Libitina! Mein Verstand geht mir hier aus! — Doch vorwärts und zwar schnell; es könnte ja dieser Nachtrabe sich anders besinnen."

Indem Gurges ein wenig vorausschritt, ergriff ihn ein neues Erstaunen. Die düstere Masse des Musenhains, die man jetzt auf der linken Seite zu erblicken anfing, zeichnete sich schwarz ab gegen das Dunkel der Nacht, das durch den ungewissen Schimmer der Sterne ein wenig erhellt wurde. Aber nun zeigte sich etwas Eigenthümliches, worüber sich der Leichenbesorger und seine Leute allerlei Gedanken machten: Tausende von Fackeln, einige stillstehend, andere hin und her gehend, erleuchteten den Rand des heiligen, jetzt der Libitina gewidmeten Hains nach allen Richtungen hin.

„Was machen doch diese Christen? Warum schlafen sie nicht zu dieser Zeit und gehen mit Fackeln herum!" rief Gurges. „Sollten sie mich etwa wirklich erwarten? Das wäre merkwürdig! Nun wir wollen weiter gehn, wir werden ja sehen! . . ."

Als die Leichenträger die Appische Straße verließen um in den Hain der Musen hineinzugehen, wurden sie durch einen neuen „Werda=Ruf" aufgehalten.

Dieser Ruf ging von Christen aus, die an den ersten Reihen der Bäume als Wächter aufgestellt waren.

„Gurges!" rief wieder der Leichenbesorger, aber jetzt mit festerer Stimme, als bei der Aufforderung des triumvir capitalis.

„Seid willkommen!" sagten die Stimmen.

„Es ist schön, Gurges, was Du da thust," setzte Einer hinzu, indem er auf ihn zutrat und ihm kräftig die Hand drückte . . . „Es wundert uns das nicht bei Deiner Freundschaft und Deinem Eifer! . . . Dank im Namen unserer Brüder... Du wirst sie Alle in Thränen finden . . ."

„Aber was gibts denn hier?" fragte Gurges ganz verdutzt. „Denn ich weiß nicht, was Du sagen willst!... Ich kam hierher aus einem Beweggrunde, den Du nicht kennen kannst . . ."

„Was es hier gibt?“ antwortete der Gefragte. „Wir haben unser Aller Mutter verloren ... Petronilla, die heilige Jungfrau, ist vorgestern im Herrn verschieden ... Und wir wachen hier um die Christen zu empfangen, die bei Tagesanbruch ihrem Leichenbegängniß beiwohnen wollen ... Ich glaubte, man hätte Dich von diesem großen Unglück unterrichtet ...“

„Nein,“ sagte Gurges, „ich wußte es nicht ... Ach! Petronilla, die arme Alte, welche ich so lieb hatte wegen ihrer Zärtlichkeit gegen Cäcilia, ist todt,“ setzte er hinzu, voll Gefühl und dem Christen, der mit ihm sprach, seinen Händedruck lebhaft erwiedernd ... „Also deshalb hat mir der Triumvir gesagt, daß ich hier erwartet würde ... Seid ruhig, die Sachen werden ordentlich besorgt werden ... Freilich bin ich ein wenig spät davon benachrichtigt worden ...“

Der Christ verstand jetzt wieder nicht, was Gurges meinte.

„Sind Olinth uud Cäcilia hier?“ fragte Gurges.

„Sie haben der Petronilla die Augen zugedrückt ... Aber sie sind seit gestern Abend nach Rom zurückgekehrt, um Flavia Domitilla und unsere andern Brüder herzuführen ... Sie sind's, die wir erwarten.“

„Und der Bischof Clemens?“ fuhr Gurges fort, „dem wieder die Mission einfiel, die er sich auferlegt hatte, „ist er nicht abwesend?“

„Clemens hat Petronilla nicht verlassen. Gegenwärtig betet er für sie vor den Altären des Herrn.“

„Sehr gut,“ sagte Gurges ... „Ich werde sehen, was vorgeht und werde sofort meine Befehle geben! Lebe wohl! ...“

Und Gurges mit seinen Leichenträgern ging tiefer in das Gehölz hinein. Diese Nacht war für den Leichenbesorger eine Nacht des Nachdenkens.

„Wir wollen sehen,“ reflectirte Gurges während des Ganges, „diese Christen sind arm ... Ja, darum haben sie mich gebeten ... Ich merke das ... Aber Gurges hat Liebe für seine Freunde und er wird es unter Umständen beweisen ... Petronilla gefiel mir;

ich werde ihr Leichenbegängniß übernehmen und ich will, daß davon geredet werden soll . . . Ordnen wir den Zug. Zuerst schreite ich an der Spitze mit meinen schwarzgekleideten Lictoren, das ist eine ausgemachte Sache . . . Hierauf kommen die Bildnisse der Vorfahren, hatte Petronilla deren? Ach, ja, ein gewisser Petrus, ein berühmter Mann, wie man sagt! Uebrigens sind in meinen Magazinen eine Menge Bilder von Ahnen für alle Familien vorhanden ... Sehr schön!... Es werden zwanzig Klageweiber nöthig sein . . . Man wird die Klageweiber besorgen. Ich werde der praefica ein Wort sagen,*) sie sollen klägliche Schreie ausstoßen . . . An Verwandten wird es nicht fehlen. Ich denke mir, daß alle Christen Petronilla werden begleiten wollen . . . Das Leichenbett, der Scheiterhaufen, das ist meine Sache. Ach, da muß auch z. B. der Leichensermon gehalten werden ... Es ist etwas spät, um einen damit zu beauftragen . . . Aber ich werde den Bischof Clemens um 24 Stunden Aufschub bitten zur Organisirung der Feierlichkeit! Er kann mir das nicht abschlagen . . ."

In diesem Augenblicke unterbrachen reine gen Himmel steigende Stimmen die Betrachtungen des Leichen-Ceremonienmeisters, der seine Augen aufhob und in einer respectvollen Haltung stehen blieb.

Er befand sich Angesichts des Leichnams.

Petronilla, die achtzigjährige Jungfrau, lag auf einem Bett von grünem Laube, in fast sitzender Stellung und die Augen gen Himmel gerichtet. Man hatte sie mit weißen Kleidern angethan, bestreut mit Blumen, den Sinnbildern der Reinheit ihres Lebens; sie war mit weißen Rosen bekränzt. Man hätte sagen mögen, sie lebte noch, so viel Heiterkeit lag in ihren Zügen, welchen eine erhabene, die Starrheit des Todes fast verschwinden machende Ruhe eingeprägt war.

---

*) Eine Frau, welche die Klageweiber bei den Leichenzügen anführte.

Um sie herum strahlten einfache Harzfackeln, welche ihren aromatischen Duft in die Lüfte sandten. Einige in diesen Gefäßen glühende Parfümerien stiegen in wohlriechenden Dampfwölkchen empor, indem sie die Luft mit ihrem süßen Hauch erfüllten. Auf beiden Seiten ihres Leichenbettes standen Frauen und junge Mädchen, die wachten und von Zeit zu Zeit heilige Hymnen und fromme Lieder sangen.

Das waren die Klänge, die Gurges vernommen hatte.

Die Frauen sangen: „Gepriesen sei der Herr! Sie ist gestorben in seiner Gnade; der Bräutigam hat sie besucht; sie hatte ihre Lampe angezündet in der Hand."

Die jungen Mädchen antworteten: „Sie ist gen Himmel geflogen wie die Taube der Wüste; ihre Seele ist weiß wie die Lilie des Thales; kein unreiner Hauch hat ihren jungfräulichen Leib berührt."

Und Alle zusammen wiederholten sie drei Mal:

„Ehre sei Gott! Ehre sei Gott! Ehre sei Gott!"

Es waren ein zugleich feierliches und rührendes Schauspiel und dennoch zeigte sich Gurges, der es aufmerksam musterte, nicht befriedigt. Der Leichen-Ceremonienmeister, der mit seinen Leuten das Ganze vom Standpunkte seines Metiers betrachtete, tadelte entschieden gewisse Anordnungen bei diesen einfachen Vorbereitungen zum Leichenbegängniß, die seiner Ansicht nach nicht mit den traditionellen Gebräuchen in Einklang waren.

„Wo sind die Einbalsamirer," sagte mit leiser Stimme Gurges, „um den Körper dieser ehrenwerthen Matrone zu waschen und zu parfümiren? Wo sind die Verzierungen, welche dieses Lager umgeben sollten? Ich sehe nicht die schwarzen Behänge . . . noch die in Trauerform geschnittenen Cypressen, noch auch die Flötenspieler zur Begleitung dieser Leichengesänge. Wenn man mich benachrichtigt hätte, so würde nichts an den Ehrenbezeugungen fehlen, die dieser alten Petronilla gebühren . . ."

Eine Hand, die sich auf Gurges Schulter legte, unterbrach den Ausdruck seines Kummers.

„Olinthus und Cäcilia!“ sagte der Leichen-Ceremonienmeister, indem er sich herumdrehte . . . „Warum,“ setzte er im Tone des Vorwurfs hinzu, „habt Ihr mich nicht von diesem traurigen Ereigniß in Kenntniß gesetzt?“

„Theurer Freund,“ sagte Olinth, „seit zwei Tagen haben wir sie nicht verlassen, seitdem sie in unseren Armen verschieden ist . . .“

„Olinth,“ versetzte Gurges lebhaft, „ich für meine Person übernehme die Begräbnißfeier . . . Ich verlange nur einige Stunden, um Alles in der gehörigen Weise anzuordnen.“

„Danke, Gurges, aber das geht nicht.“

„Und warum denn nicht, lieber Olinthus? Schlägt man es einem Freunde ab?“

„Nein, Gurges, aber Libitina, die Göttin der Leichenbegängnisse, würde nicht den Zug einer christlichen Jungfrau anführen dürfen,“ sagte der Hauptmann.

Der Leichenbesorger fühlte sich verletzt.

„Die Christen sind exclusiv!“ sagte er mißvergnügt.

„Gurges! Gurges!“ sagte der Hauptmann im Tone freundschaftlichen Vorwurfs und indem er ihm die Hand drückte . . . „Sei nicht betrübt . . . Sieh,“ setzte er hinzu, indem er ihm einen herannahenden Zug zeigte . . . „Hier ist der Bischof Clemens. Er wird dir besser als ich die Gründe angeben.“

Die beginnende Morgenröthe erhellte die Gipfel der Bäume des heiligen Hains . . . Die Sonne begann sie mit ihren ersten Strahlen zu vergolden. Die feuchten Nebel zerstreuten sich vor dem Glanz des Tages. Die Lüfte füllten sich mit dem Gezwitscher der Vögel, die durch ihre fröhlichen Gesänge die Wiederkehr des Lichtes feierten.

Mitten in diesem Concert der Natur stimmten ernste und fromme Stimmen die heiligen Gesänge an; eine lange Reihe von Männern und Frauen, grüne Palmzweige tragend, näherten sich langsam, indem sie sich

unter fortwährendem Singen zu beiden Seiten von Petronilla's Ruhebett ordneten.

Jeder besprengte sich beim Vorübergehen mit dem heiligen Wasser der christlichen Weihe, indem er seine Stirn mit dem Zeichen des Kreuzes bezeichnete.

Zuletzt erschien nach all diesen Männern und Frauen der Bischof Clemens, umgeben von seinen Priestern und Diakonen.

Der Bischof segnete die Menge, welche sich ehrfurchtsvoll verneigte.

Das Leichenbegängniß begann.

Olinth und Cäcilia schlossen sich dem Zuge an; ihnen folgten Flavia Domitilla, Flavius Clemens und seine beiden Söhne, die in aller Eile kamen, um der Tochter des Apostelfürsten die letzte Ehre zu erweisen. Sie waren durch wichtige Geschäfte in Rom zurückgehalten. Gerade in dieser Nacht war ihnen die Zusammenberufungsordre des Kaisers überbracht worden. Gurges mischte sich mit seinen Leuten unter die Menge. —

„Meine Brüder", sagte der Bischof Clemens, indem er das Wort nahm. „Petronilla ist nicht mehr. Der allmächtige Gott hat sie zu sich gerufen. Sie ist in seinem Heiligthume und singt das ewige Hosianna, das Lob des Lammes; sie erwartet uns im Schooße der Gerechten mit den Aposteln Christi, den ersten Glaubenszeugen, den heiligen Jungfrauen, welche der geheimnißvolle Bräutigam verherrlicht und tröstet."

„Freuen wir uns denn, meine Brüder, denn dieser Tag ist nicht ein Tag der Trauer, singen wir auch Hosianna, denn der Herr hat an dieser demüthigen Dienerin seine Gnade und die kostbaren Gaben seiner Liebe hervorstrahlen lassen.

Ehre sei Gott! Ehre sei Christo! Ehre seinen Auserwählten!"

Die gesammte Gemeinde wiederholte diese drei Rufe.

„Meine Brüder", fuhr der Bischof fort, „die Tage der Verfolgung nahen heran, mein Herz fühlt es, Gott hat es mir durch geheime innere Mahnungen offenbart.

Erwarten wir in Seelenruhe den Moment der Prüfungen; preisen wir den Herrn, wenn er will, daß wir seinen Namen bekennen sollen.

„Ich habe sieben Schreiber verordnet zur Aufbewahrung der Namen derjenigen, welche das Schwert treffen wird, damit das Andenken an ihre Standhaftigkeit nicht verloren gehe zur Ermuthigung der Schwachen und zur Nachahmung der späteren Christen; ich habe die Wohnung vorbereitet, wo in Erwartung des Tages des Lebens, die Leiber unserer Märtyrer schlafen sollen *).

„Wir werden jetzt Petronilla in diese erste christliche Ruhestätte bringen; die Tochter des Petrus soll vor Allen in dieses Asyl eingehen, welches sich einst wie eine unsichtbare Straße bis unter die Stadt Rom ausbreiten wird und wo die Gebeine unserer für den Glauben gestorbenen Brüder werden so zahlreich werden, daß man aus ihnen den Mörtel ihrer Mauern und die Steine ihrer Gewölbe machen wird!

---

*) Schon im ersten Jahrhundert hatte der große Bischof Clemens, der für die künftigen Zeiten den Bericht über die Triumphe der Märtyrer aufbewahren wollte, sieben Notare bestimmt, deren Amt es war, schriftlich die Umstände zu sammeln, welche das hochherzige Opfer dieser Glaubenshelden begleiteten. Jeder dieser Notare war über zwei von den vierzehn Regionen Roms gesetzt. Gueranger Leben der h. Cäcilia S. 148. Daraus sind später die Acten der Märtyrer entstanden, die durch die Sorge der Nachfolger des h. Clemens fortgesetzt wurden. Diese Acten sind freilich nur verstümmelt zu uns gelangt. — Der h. Clemens war es auch, der den christlichen Friedhof der Katakomben gründete, später Friedhof des Calistus genannt, weil dieser Papst ihn beträchtlich vergrößerte. Interessant für unsere Erzählung ist der Umstand, daß diese Begräbnißstätte an dem Orte lag, wo wir ihn selbst hin verlegen. Folgende Stelle läßt nicht den geringsten Zweifel übrig: Fecit (Calixtus) caemeterium Via Appia, ubi multi sacerdotes et Martyres requiescunt, quod appellatus usque in hodiernum diem caemeterium (Anastas. in Calixto).

Ehre sei Gott! Ehre sei Christo! Ehre seinen Märtyrern!“

Die Versammlung wiederholte abermals diese Jubelrufe des Bischofs.

„Und nun, Christen“, fuhr der Priester fort, „nachdem die heiligen Geheimnisse gefeiert sind, laßt uns zusammen Petronilla in das Grab legen, aus dem sich am Ende der Tage ihr Körper leidenslos und verklärt wieder erheben wird. Wir werden nicht, wie es die Heiden thun, ihre vom Scheiterhaufen gesammelte Asche in die Lüfte streuen; sie wird unter uns bleiben wie ein frommes Andenken, wie eine heilige Reliquie, ein demüthiges und holdseliges Beispiel während des Lebens, eine hehre Mahnung nach ihrem Tode.“

„Amen!“ sagten alle Anwesenden.

Dann nahm der Bischof einen grünen Palmzweig aus den Händen eines der Gläubigen und indem er ihn in ein Gefäß voll Weihwasser tauchte, sprengte er einige Tropfen auf die im Herrn entschlafene Jungfrau; hierauf segnete er die Versammlung.

Der heilige Thau fiel auch auf Gurges, wie auf alle die, welche gegenwärtig waren.

„Das ist das Reinigungswasser“, sagte mit leiser Stimme der Leichenceremonienmeister zu einem der Seinigen. „So muß man es auch auf die Verwandten und Freunde der Verstorbenen sprengen, und so thue ich es selbst, aber am Schluß der Ceremonie und nicht beim Anfang . . . Das ist wieder ein Fehler!“

Unterdeß setzte sich die Bahre, auf welcher Petronilla ruhte, langsam in Bewegung. Zwölf junge Mädchen, weiß gekleidet, mit weißen Rosen bekränzt, hatten sie aufgehoben. Neben ihnen gingen andere, eben so gekleidete Mädchen, die die reinen Töne ihrer durchdringenden Stimmen gen Himmel sandten.

Hierauf folgten die Frauen, brennende Harzfackeln in den Händen haltend, und endlich die Männer, um den Bischof und die Priester geschaart, und die Gesänge der Frauen und Jungfrauen durch ihre männlichen Accorde beherrschend.

In dem Zuge konnte man hinter der Bahre eine ganz schwarz gekleidete junge Frau bemerken, die sich stützte auf die Arme der Flavia Domitilla, der Nichte des Kaisers und der Eutychia, der Mutter des Hauptmanns. Es war Cäcilia, welche man stützen mußte, so lebhaft war ihr Schmerz.

Was Gurges betrifft, so ging er in einer gewissen Entfernung mit, indem er seine Bemerkungen fortsetzte, aber voll Ehrfurcht und entblößten Hauptes.

Der Leichenzug machte bald Halt. Man kam bei der Crypta an, in welche Petronilla hinabgetragen werden sollte.

Jetzt traten einige Männer an die Stelle der jungen Mädchen um den Leichnam in das zu seinem Empfang bereitete Grab zu legen.

Dieses Grab war mit Grün ausgeschmückt und mit frommen in einander geschlungenen Sinnbildern. Ein Lager von grünem Lorbeer erwartete die sterbliche Hülle der achtzigjährigen Jungfrau.

Als sie hineingelegt worden war, das Gesicht nach Osten gewendet, warfen die jungen Mädchen ihre Palmen und ihre Kränze auf sie, indem sie am Rande des Grabes niederknieten.

Cäcilia trat heran, immer noch gestützt, um auch ihr frommes Andenken niederzulegen. Es waren die Gewänder, welche sie am Tage ihrer Befreiung trug und woraus sie eine sanfte Hülle bildete für den erstarrten Körper der Theuren.

Alle Gesänge schwiegen. Der Priester erschien, mit der einen Hand einen letzten mit Wasser angefeuchteten Palmzweig haltend, mit welchem er über dem Grabe das Zeichen des Heils machte; mit der andern Hand eine Schaufel, auf der sich etwas Erde befand, die er auf den entseelten Körper der Petronilla fallen ließ.

Die Frauen löschten ihre Fackeln aus; die Männer gingen sich verbeugend vorüber und vor dem Grabe der Petronilla sah man nur noch zwei Personen knieend und weinend: es waren Olinthus und Cäcilia.

Nach einigen Augenblicken erhoben auch sie sich.

Olinth stand vor Gurges. Der Leichenbesorger, der ihn erwartete, hatte Thränen in den Augen.

„Führe mich zum Bischof Clemens, lieber Olinthus. Ich muß mit ihm sprechen“, sagte Gurges.

„Komm mit uns“, sagte der Centurio, viel zu sehr in seine Traurigkeit vertieft, um seinem Freunde anders zu antworten. Gurges folgte schweigend.

Als sie vor den Priester traten, lud dieser Flavius Clemens und die jungen Cäsaren ein, sich den Christen bei den Agapen anzuschließen, die auf das Leichenbegängniß folgten.

„Wir können nicht“, antwortete Flavius Clemens. „Der Kaiser hat uns vorgeladen; die Stunde ist bald da, wo wir seinen Befehlen gehorchen müssen.“

„Ach!“ sagte Gurges bei sich, „wenn der Consul und die beiden jungen Cäsaren den Brief kennten, der unter meinem Rocke steckt, sie würden Domitian schnell den Rücken wenden!“

Als Flavius und seine Söhne sich entfernt hatten, stellte Olinth den Gurges dem Bischofe vor, indem er ihm von dem edelmüthigen Anerbieten des Ceremonienmeisters erzählte.

„Dank, mein Sohn“, sagte der Priester lächelnd. „Aber Du siehst, wir haben unsere eigenen Gebräuche.“

„Welche mehr werth sind, als die Unserigen“, unterbrach ihn Gurges, gerührt durch die Güte des Clemens und durch den Sohnesnamen, den er ihm gab.

„Aber, Herr, ich bin wegen einer ernsten Angelegenheit gekommen“, setzte er hinzu; „erlaubt, daß ich mit Euch einen Augenblick spreche.

Olinth zog sich zurück.

Der Leichenceremonienmeister reichte hastig dem Bischof den Brief hin, dessen Ueberbringer er war, indem er zu ihm sagte:

„Leset, Herr, hier ist ein Schreiben, das in den Händen des Kaisers gewesen ist!“

Als der Priester es durchflogen hatte, waren Flavius und seine Söhne noch nicht verschwunden. Clemens konnte, als er seine Augen aufhob, sie sehen, wie

sie ihre Sänften erreichten und sich anschickten, sie zu besteigen.

„Nein", sagte der Bischof, indem er einen Gedanken aufzugeben schien, den diese Lectüre ihm eingeflößt hatte, und auf seinen Lippen einen Schrei zurückhielt, der im Begriff war ihm zu entschlüpfen, „nein . . . ich darf sie nicht zurückrufen! . . . Es ist besser, daß sie dem Domitian gehorchen . . . Wenn sie das geringste Bedenken zeigten . . . wenn sie es selbst unternähmen sich zu rechtfertigen . . . sie wären verloren! Mögen sie zum Kaiser gehen, ohne diese Anklage zu kennen . . . Ihre Ueberraschung und ihre Entrüstung werden aufrichtiger klingen und einen überzeugenderen Nachdruck haben! . . ."

Und indem er sich wieder an Gurges wandte, setzte er hinzu:

„Du sagst, mein Sohn, daß der Kaiser diesen Brief gelesen hat? Wie weißt Du das? . . ."

Der Leichenträger erzählte in wenig Worten dem Clemens, was ihm widerfahren war.

„Du hast recht gehandelt, mein Sohn", sagte Clemens . . . „Ich werde dafür sorgen, daß Dein Vertrauen gerechtfertigt werde . . . Dieser Brief soll der Großvestalin übergeben werden, dessen sei sicher . . . Aber bewahre über alle diese Dinge ein absolutes Stillschweigen . . ."

Gurges verneigte sich, indem er versprach zu gehorchen.

„Mein Sohn", fuhr der Priester in feierlichem Tone fort, nachdem er einige Augenblicke nachgedacht zu haben schien, . . . „Gott hat mich verordnet, um Allen denen zu helfen, welche in Gefahr sind, um die Heiden, wie die Christen, die Priesterin der falschen Gottheiten wie die Christo geweihte Jungfrau zu retten . . . Es kann sein, daß ich eines Tages auch zu Dir komme, wie Du zu mir gekommen bist . . . Wirst Du das thun, um was ich Dich bitten werde?"

„Ich schwöre es!" rief Gurges begeistert aus . . .

„Zu jeder Stunde, an jedem Orte, für jede Sache ... widme ich mich dem Bischof der Christen."

Wenn Gurges bei seinem Herzen gefaßt wurde, konnte er nicht widerstehen.

„Lebe wohl, mein Sohn", fuhr Clemens fort, indem er den Leichenbesorger anlächelte, ... „Später werden wir uns ohne Zweifel wiedersehen. Lebe wohl ... in diesem Augenblick verlangen mich die Meinigen und ich muß gänzlich ihnen angehören."

Gurges verbeugte sich und traf mit seinen Leuten wieder zusammen, mit denen er den Weg nach Rom einschlug.

Als er dorthin kam, waren die Straßen mit Sänften bedeckt, und von einem ungewöhnlichen Zusammenlauf von Patriziern und vornehmen Personen angefüllt, deren Gefolge nach der Palatinischen Region sich hinbewegte.

Es waren die Hofleute des Domitian, die von allen Seiten auf seinen Ruf zum Verhör der Söhne des Davids herbeieilten, zu dessen Zeugen wir unsere Leser gemacht haben. Wir wissen ebenfalls, daß acht Tage nachher der Kaiser Rom verließ, indem er mit allen seinen Streitkräften nach Germanien marschirte, um den Aufstand des Lucius Antonius niederzuschlagen.

Während wir die gefürchtete Rückkehr des Kaisers erwarten, kehren wir wieder zu den Personen zurück, die wir während eines so langen Zwischenraumes haben vernachlässigen müssen.

Aurelia war von einem geheimen, tiefen Kummer ergriffen; die Großvestalin seufzte wie eine verwundete Taube in der Einsamkeit des atrium regium.

Cäcilia, die sich diesen beiden Trauernden widmete, ergießt über sie den christlichen Frieden ihrer Seele, und die zärtliche Liebe ihrer Dankbarkeit.

Kehren wir daher mit ihr zurück in die alte Wohnung Cicero's, und suchen wir, ihren Fußstapfen nachfolgend, auch in das heilige Asyl der Jungfrauen der Vesta einzudringen.

Zehntes Kapitel.

Reich, schön, mächtig . . . und unglücklich!

Es sind einige Tage vergangen seit der Befreiung Cäcilia's. Aurelia erwartet wieder ihren alten Vormund Vibius Crispus, den sie aufs Neue hat zu sich entbieten lassen.

Das junge Mädchen war trauriger, nachdenklicher, unruhiger als in dem Augenblicke, wo der Patrizier versuchte, sie über den Tod der Doris und die Vorwürfe zu trösten, welche ihre Cousine Flavia Domitilla an sie gerichtet hatte.

Man sah, daß ein bitterer Kummer, ein heimlicher Schmerz, vermehrt durch düstere Vorahnungen ihr Herz bewegte.

Sie befand sich halbliegend auf den reichen Kissen eines purpurnen Ruhebetts.

Aurelia war allein in ihrem Schlafgemach; sie hatte alle ihre Frauen fortgeschickt, mit dem Befehl, nur Vibius Crispus zu ihr zu führen, sobald er angekommen wäre.

Aber der alte Senator war noch nicht erschienen, obschon er schon lange Zeit gerufen war.

Aurelia war auf dem Forum unempfindlich gewesen gegen die Rufe der Dankbarkeit und der Begeisterung, womit die Menge ihren Edelmuth gegen Cäcilia begrüßt hatte.

Seit jenem Moment, wo sie sich voller Thränen in die Arme der Großvestalin gestürzt hatte mit dem Rufe: „Vespasian ist Christ! alle meine Träume von einer glücklichen Zukunft sind zu Ende", hatte dieser Gedanke ihre Seele nicht verlassen, und Niemand konnte ihre Verzweiflung ahnen, als sie sah, wie Flavius Clemens und seine beiden Söhne vor dem Richterstuhl des Prätors, umgeben von den Christen, deren Huldigungen sie empfingen auch ihrerseits diesen verachteten Leuten Zeichen der Theilnahme spendeten.

Aurelia folgte langsam mit den Augen der Sänfte, welche die Personen fortführte, auf welchen ihre Hoffnungen beruhten; sie kehrte nach Hause zurück, voll tiefer Niedergeschlagenheit, indem sie sich noch einmal wiederholte, daß nun Alles vorbei sei, und sich einer Muthlosigkeit überließ, die ihr ganzes Wesen in Beschlag nahm.

Man kann es sich nicht recht vorstellen, wie isolirt und bitter die Lage einer jungen Dame wie Aurelia war, trotz ihres Reichthums und ihrer unvergleichlich hohen Stellung.

Die römische Frau lebte in einer fast gänzlichen Einsamkeit. Sie hatte keine Geltung im öffentlichen Leben, und wurde kaum für etwas gerechnet in ihrer Familie. Sie war eine Person, die man hatte anerkennen müssen; aber indem man ihre Existenz zuließ, hatte man Alles gethan, um sie fast ganz verlassen dastehen zu lassen.

Die Sentenz des Ulpian: Mulier familiae suae et caput et finis, „die Frau ist ihrer Familie Anfang und Ende“, war nothwendig aus dem Gesetz in die Sitte übergegangen, oder vielmehr die Sitte hatte sie ins Gesetz eingeführt, und diese Gewohnheit die Frau als ein auf sich selbst beschränktes Wesen zu betrachten, das in derselben Person seinen Anfang und sein Ende habe, hatte fast die Bedeutung der natürlichen Verwandtschaft ausgetilgt. Die Worte, welche im römischen Gesetz oder bei den alten Schriftstellern die Beziehungen ausdrücken, welche die Geburt unter den Individuen gründet, bezeichnen nur Familienbande, ganz verschieden von denjenigen, welche wir heut zu Tage kennen *).

*) Der Vater war eher der Herr seines Sohnes und die Mutter war nach dem Gesetz nichts für ihre eigenen Kinder. In der so streng organisirten römischen Gesellschaft war die agnatio, d. h. das bürgerliche Band, Alles; die cognatio, d. h. das natürliche Band, hatte wenig zu bedeuten. Es ist das so wahr, daß der Sohn oder die

Mit etwas Aufmerksamkeit entdeckt man in den alten Autoren die absolute Oede und Leere, in welcher sich das Dasein einer römischen Dame bewegt und die Einsamkeit, die sie von allen Seiten umgibt. Was wir den weiblichen Toilettenschmuck nennen, nennt der Römer sehr bezeichnend: mundus muliebris, „weibliche Welt“, weil eben ihr ganzes Wesen und Leben fast in diesem äußerlichen Tand aufging.

Man könnte sehr wohl eine Liste aller ihrer Kleidungsstücke liefern; man könnte die Gewänder nennen, die sie des Morgens anlegte, am Mittage bei den Promenaden in den Säulengängen und auf dem Marsfelde und die sie für den Abend bestimmte; man könnte die Parfümerien und Schönheitsmittel aufzählen, welche zur Hebung des Glanzes und der Frische ihrer Haut dienten, die Essenzen, mit welchen sie ihren Körper überschüttete, die Juwelen, mit welchen sie ihre Finger, Arme und Beine belud; kurz alle die tausend anderen öffentlichen oder geheimen Hülfsmittel ihrer Toilette.

Das Alles ist aufs Genaueste beschrieben.

Man sieht die römische Dame entweder in stumpfe Apathie versunken mitten unter ihren zahlreichen Sclavinnen, die ihr die geringste Arbeit ersparen; oder wie sie die Stadt durchläuft um Visiten abzuhalten oder Einkäufe zu machen; oder wie sie auf den öffentlichen Spaziergängen den Prunk ihres Luxus und die Pracht ihres Gefolges zur Schau trägt.

Tochter einer rechtmäßig verheiratheten Frau zu ihrer Mutter in keinem ehrenvolleren Verhältnisse standen, als wenn ihre Geburt das Produkt des Concubinats oder selbst zufälliger und vulgärer Verbindungen gewesen wäre, wie die Juristen sich ausdrückten, um den untersten Grad irregulären Zusammenlebens zu bezeichnen. Und wenn die Mutter in dieser Lage war, gegenüber ihren leiblichen Kindern, so muß man den geringen Werth der anderen Verwandtschaftsgrade begreifen, wie die des Bruders, der Schwester, des Onkels, der Tante, des Vetters, der Base, welche in der That nur leere Namen waren.

Aber selten ist sie von ihrer Familie umgeben; selten wird sie uns in den gemüthlichen Freuden vorgeführt, welche die Nähe geliebter Verwandten bereitet; sie kennt kaum — wenigstens sollte man es glauben — die heiligen Neigungen, welche unsere Verwandten beseelen.

Cornelia, die Mutter der Gracchen, froh und stolz auf ihre beiden Söhne, als die schönsten Diamanten ihres Schmuckes, bietet ein ruhiges und reines Bild dar, das in der römischen Geschichte nicht oft wiederkehrt.

Und wenn auch die Hausfrau, die einen Gatten hat und Kinder, mit welchen sie nothwendig eng verbunden ist, um sich einige Bewegung und einiges Leben verspürt, so ist das doch nicht der Fall mit der jungen Dame, die nur sich selbst angehört (selbstständig ist: sui juris); diese steht in Wahrheit allein in der Welt und ist verloren in der unermeßlichen Stadt von drei Millionen Einwohnern.

Nach welcher Seite sie auch ihre Augen hinwende, sie erblickt nur eine Wüste; in diesem Gemurmel des tausendfältigen Stadtgeräusches steigt keine Stimme zu ihr auf mit einem Tone, der in ihrem Herzen einen Widerhall erzeugte.

O ihr meine Leserinnen, ihr Familienmütter, deren ehrenvoller Titel in Rom unbekannt war; ihr unschuldigen Jungfrauen freuet euch, nicht in jener Zeit gelebt zu haben, wo das Weib, auf sich selbst zurückgewiesen, durch die Langweiligkeit ihrer Vereinsamung verzehrt, nicht einmal von Ferne etwas von den süßen Vergnügungen und reinen Freuden gewahrte, die heut zu Tage die bescheidenste Wohnung in sich birgt.

Beneidet nicht die römische Dame um ihren Reichthum, den sie in einer erschrecklichen Gier nach den unsinnigsten Vergnügungen verzehrte, da sie ihn allein zu genießen hatte, noch um ihre prächtigen Landhäuser und Paläste, wo sich nie eine liebenswürdige Gesellschaft versammelte, noch um jene prunkhaften Haufen zitternder Sclaven, während keine ergebene Freunde

kamen, sie in ihrer Traurigkeit zu trösten und die Einsamkeit ihres Lebens zu erheitern.

Zu Rom gab es keine Salons, keine Gesellschaftszirkel, wo freundschaftliche Herzensergießungen stattfinden; der Mann ist außerhalb des Hauses, im Senat oder auf dem öffentlichen Markte; die Frau unveränderlich nur auf sich selbst beschränkt, vergeht fast vor langer Weile in ihren stillen Gemächern oder wenn sie ausgeht, so begegnet sie eben so gelangweilten Frauen, die vor ihr vorübergehen wie Schatten, deren Andenken bald erlöschen wird, denn sie kennt sie nicht, und vielleicht wird sie sie nie wiedersehen!

Das Christenthum erst hat die Vertraulichkeit des heutigen Umgangs geschaffen; die Religion ist es, die die Wüste der alten Welt bevölkert hat; durch die Emancipation der Frau, die in ihre ursprüngliche Gleichheit mit dem Manne wieder eingesetzt wurde, ist die wahre Bildung und Sitte gegründet worden; ihr verdanken wir den der antiken Civilisation unbekannten Zauber der reinen und achtungsvollen Freundschaft, welcher die Gesellschaft umgewandelt hat.

Die christliche Frau, in ihren eigenen Augen erhoben, den Familienfreuden wiedergegeben, befreit von den Sorgen der Vereinsamung, geehrt, geliebt, ist nicht mehr jenes unversöhnliche und blutdürstige Wesen, jenes wahre Ungeheuer von Grausamkeit, das uns in hundert Stellen die alten Schriftsteller mit Schauder sehen lassen.

In ihrem Hause zitterte Alles um sie. Weder ihr Gatte, noch ihre Kinder waren vor ihrer Wuth sicher. Man empört sich bei den Grausamkeiten, welche die Hausfrauen in der Verborgenheit ihrer Wohnungen an den unglücklichen Sclaven und Sclavinnen verübten. Die unbarmherzigsten Herren kannten nicht die raffinirte Barbarei, welche sich täglich diese launenhaften, eigensinnigen, eifersüchtigen, reizbaren, rachsüchtigen Geschöpfe erlaubten, die in ihrer Gefühllosigkeit weder von Thränen noch von Blut gerührt wurden.

Hier sind die Kammerfrauen, sagt Juvenal, welche ihre Röcke ablegen müssen, um besser ausgepeitscht zu werden. Der öffentliche Henker, dem man einen jährlichen Sold zahlt, ist da. Er zerschlägt seine Ruthen an dieser hier; jene da ist ganz roth von den Striemen der Peitsche oder der Lederriemen; der Sänftenträger ist den Streichen erlegen. Was macht während deß die Frau vom Hause? Sie schminkt ihr Gesicht; sie hört dem Geschwätz ihrer Bekannten zu; oder sie prüft auch die reichen Muster eines mit Gold durchwirkten Stoffes! Der Henker schlägt immerzu. Endlich wird er müde. — Geh fort! ruft die Herrin mit gebieterischer Stimme. — Die Klagen haben sie ermüdet *).

Außerhalb des Hauses sehen wir an ihr dieselben blutdürstigen Triebe, die nämliche Lust an Quälereien.

In den Circusspielen wendete sich der besiegte Gladiator, wenn er schon den Dreizack seines Gegners an der Kehle fühlte, flehend nach dem Volke hin, um von ihm Begnadigung zu erbitten.

Das Zeichen der Gnade war die Emporhaltung der geballten Hand mit eingezogenem Daumen, das des Todes die ausgestreckte Hand.

Die Matrone, ganz roth von freudiger Aufregung, gab ihr Vergnügen durch unheilvolle und wilde Ausrufungen kund. „Er hat's! Er hat's!“ wiederholte sie zitternd vor Raserei; aber sie gewährte dem Unglücklichen, der vor ihr knieete, nicht das gehoffte Zeichen der Rettung.

Hatten denn die römischen Frauen eine andere Natur als die Frauen unserer Tage? Hatte Gott, als er sie schuf, sie unzugänglich gemacht für die Empfindungen des Mitleids, der Menschlichkeit, diese süßen und bezaubernden Eigenschaften ihres Geschlechts, von welchen heut zu Tage fast alle weiblichen Herzen überströmen?

---

*) Juvenal. Satyr. VI. 475 et seq. in freier Uebersetzung.

Ohne Zweifel nicht! Aber die römische Dame entartete in ihrer Einsamkeit und Traurigkeit; sie sank nach und nach in den Abgrund aller Laster, und die Barbarei wurde bald eine verhängnißvolle und fast nothwendige Folge ihrer leidenschaftlichen Begierden.

So verhielt es sich sicher nicht mit Aurelia, die noch viel zu jung und überdieß ein bevorzugtes Wesen war, das durch verschiedene Ursachen, wie sie bei keinem andern Mädchen zusammenwirkten, und durch die geheimen Neigungen ihres Herzens behütet wurde.

Schon als Kind hatte das Unglück sie mit seinem dunkeln Fittich berührt und ihr eine gewisse Sinnigkeit verliehen. Die Liebe der Großvestalin hatte ihre Seele der Freundschaft geöffnet; dies fremde Unglück war auch ein nützlicher Unterricht für sie geworden. Endlich hatten die eindringlichen Lehren der Flavia Domitilla und das Beispiel ihrer holden Tugenden in ihr Gedanken hervorkeimen lassen, welche ohne Unterlaß wiederkehrten. Indeß hatte sie nicht völlig der Oede des römischen Lebens entgehen können, noch auch den durchdringenden Einflüssen der sie umgebenden Atmosphäre, und überließ sich gern ihren Träumereien und dem liebevoll gepflegten Bilde ihrer künftigen Größe.

Als sie nach der Befreiung der Cäcilia, vom Forum zurückgekehrt war, kam ihre ganze Familie, um ihr für ihren Edelmuth gegen dieses unbekannte junge Mädchen zu danken, welches sie ihrem Vater zurückgegeben hatte; sie sah Cäcilia auf's Neue ihre Kniee umfassen; sie empfing den Ausdruck ihrer rührenden Erkenntlichkeit; sie nahm ihre Hingebung an und versprach ihr ihre Freundschaft.

Vespasian, ihr Verlobter, er, der sie an seiner Seite so hoch erheben sollte, besuchte sie mehrere Male, indem er seine Lobeserhebungen mit denen der Seinigen verband.

„Immer in Thränen! theure und erlauchte Mündel", sagte Vibius Crispus, indem er plötzlich in das Zimmer eintrat, wo ihn Aurelia erwartete. Sie verließ

ihr Ruhebett um einen Sessel zu nehmen, indem sie ihrem Vormund winkte, sich an ihrer Seite nieder zu lassen . . .

„Ja, Vibius, immer in Thränen!“ sagte die Jungfrau in tiefer Traurigkeit . . . „Man sagt mir, es sei schön, daß ich gegen diese kleine Cäcilia gut gewesen bin . . . aber man belohnt mich sehr schlecht dafür.“

„Nun, wir wollen sehen, liebe Mündel, was ist geschehen?“ fragte zärtlich Vibius.

„Seltsame und unglaubliche Dinge, lieber Vormund . . . Ihr hattet Flavia Domitilla und meine anderen Verwandten in Verdacht, Christen zu sein . . . Aber was ihr nicht wißt, ist, daß auch Vespasian dieser Secte angehört! . . .“

Vibius Crispus sprang vor Erstaunen von seinem Sitze auf und wiederholte wie jemand, der schlecht gehört oder falsch verstanden hat:

„Vespasian! Euer Bräutigam! der Erbe des Reichs . . . ist Christ?“

„Ja, Vormund, es ist kein Traum . . . es bleibt kein Zweifel übrig . . . Vespasian hat es mir selbst gesagt . . . Uebrigens wußte ich es schon! Habt Ihr nicht gesehen, daß er neulich das Oberhaupt der Christen begleitete?“

Und Aurelia legte ihren Kopf zwischen ihre Hände und fing an zu schluchzen.

Vibius lief durch's Zimmer, in Nachdenken vertieft und unbestimmte Worte murmelnd. Der Senator sah ungeheuere Ereignisse und schreckliche Gefahren vorher!

„Er muß diesen gottlosen Cultus verlassen“, sagte er endlich.

„Er wird es nicht thun, lieber Vormund . . .“

„Aber das Kaiserthum steht auf dem Spiele!“

„Er wird dem Kaiserthum entsagen . . . er wird auch mir entsagen . . . wenn es sein muß . . . Er hat es mir gesagt . . . Ja, er hat das gesagt!“ schrie Aurelia, die nicht mehr weinte, sondern mit glühendem Blick, zitternd vor Stolz und tief verletztem Gefühle sich erhob.

„Seht, Vibius“, fuhr die Jungfrau nach einigen Augenblicken fort, als sie wieder etwas ruhiger geworden war, „das ist vorgefallen zwischen Vespasian und mir . . . Ich hatte, wie ich Euch gesagt habe, aus gewissen Worten meines Bräutigams errathen, daß er die Ideen von Flavia Domitilla theilte und wenn ich mich darin hätte täuschen können, so würde mir die Art, wie sich alle Christen und Flavius Clemens mit seinen beiden Söhnen gegenseitig auf dem Forum als Gesinnungsgenossen begrüßten, nicht den geringsten Zweifel gelassen haben . . . Ich kehrte nach Hause zurück, unruhig, aufgeregt, ohne recht zu wissen, was ich fürchten oder hoffen sollte . . . Und dennoch beruhigte ich mich, als ich weiter nachdachte. Ich sagte mir, ich würde mit Vespasian reden, ich würde von ihm das Opfer einer unvernünftigen, für ihn gefährlichen, und für die hohe Bestimmung, die unser Beider warte, bedrohlichen Meinung verlangen. Es schien mir unmöglich, daß mein Vetter mich nicht hören sollte . . . Ich dachte mir, er müßte mit Freuden alle Neigungen opfern, die der meinigen entgegen sind . . . Mit einem Worte, ich hoffte noch! . . .“

„Gestern kam mein Vetter hierher. Ich hatte ihn seit jenem Forumtage mehrere Male gesehen, aber ich hatte mich nicht vertraulich mit ihm unterhalten können . . . Er war ganz heiter und zärtlich . . . Er drückte mir die Hände, indem er mir wieder sagte, daß ich gut, edelmüthig gewesen wäre und daß er mir dafür dankte . . .“

„Lieber Vespasian“, sagte ich zu ihm, indem ich diese Gelegenheit ergriff, „was ich für die kleine Cäcilia gethan habe, ist nichts besonderes . . . Was hast Du denn für einen Grund, mir dafür so viel Erkenntlichkeit zu beweisen?“

„Vespasian sah mich bei dieser Frage mit großer Ueberraschung an. Liebe Aurelia, weißt Du nicht“, sagte er ohne Bedenken, „mit welchem Muthe sie unsern Gott für die Rettung unserer Brüder verherrlicht hat?“

„Euer Gott! Eure Brüder! theurer Vespasian! Was ist denn das für eine Sprache? Hast Du einen andern Gott, als die Meinigen? . . . Bin ich es nicht allein, die Deine Schwester ist?“

„Liebe Base“, sagte Vespasian, „weißt Du denn nicht, daß ich Christ bin?“

„Also, Du gestehst es“, bemerkte ich bebend . . . „Du bist Christ! . . .“

„Ja, liebe Aurelia, ich bin Christ . . . Flavia Domitilla, welche meine Eltern in diesem heiligen Gesetze unterrichtete, konnte ihre Kinder nicht vergessen . . .“

„O, Flavia Domitilla hat mich ebenfalls nicht vergessen“, versetzte ich mit Bitterkeit . . . „Beim Jupiter! es ist nicht Ihre Schuld, wenn ich mich nicht zu den Juden bekehrt habe, wie Du! . . .“

„Aurelia, Aurelia“, sagte Vespasian traurig, „warum wehrst Du Dich so unter Anrufung des Jupiter? Nein, unglücklicherweise bist Du noch nicht Christin . . . Aber Du bist würdig, es zu sein. Und wenn ich meinem Herzen glauben darf, so wirst Du es werden . . .“

„Spaß bei Seite, lieber Vespasian . . . Ich glaube noch nicht, daß Du die Vernunft verloren hast. Nun, laß sehen, setzte ich hinzu, indem ich ihn freundlich anlächelte, Du wirst mir das bewilligen, was ich von Dir verlangen werde?“

„Ja, liebe Base, wenn es nicht gegen meine Religion ist!“

„Ist dieser Cultus eine Religion?“

„Es ist die einzig wahre, liebe Aurelia!“

„Wie Du meinst, mein Vetter . . . Thut nichts, Du mußt ihn aufgeben für mich . . .“

Aurelia unterbrach sich, um sich an Vibius Crispus zu wenden, der nach seiner klugen Gewohnheit aufmerksam und ohne etwas zu sagen, ihr zuhörte.

„Ihr seht, lieber Vormund“, sagte sie ihm, „daß ich meinem Bräutigam die Frage offen vorlegte . . . Aber ich wurde erschreckt bei der ernsten Miene, die er sofort annahm . . .“

„Wie?“ rief er, „ist es meine theure Aurelia, welche diese Forderung an mich stellt?“

„Vespasian“, versetzte ich zärtlich, „bist Du nicht Cäsar . . . Und bin ich nicht Deine Braut? . . .“

„Aurelia“, sagte er zu mir feierlich, „liebst Du mich, wie ich Dich liebe?“

„O“, rief ich, in einem Tone des Vorwurfs . . . „Zweifelst Du daran, lieber Vespasian?“

„Nun denn! Liebe Base, anstatt von mir das Opfer meines Glaubens zu verlangen, unterrichte Dich lieber in ihm und tritt den Jupiter mit Füßen, von dem Du so eben sprachst.“

„Vespasian“, sagte ich ganz erstaunt, „es scheint mir, daß wir die Rolle wechseln . . . Es handelt sich um Dich, lieber Vetter, und nicht um mich . . . Antworte mir!“

„Ach, was willst Du, daß ich Dir antworten soll?“

„Aber, lieber Vespasian, denke doch ein wenig an das, was geschehen wird . . . Flavia Domitilla hat uns ins Verderben gestürzt!“

„O!“ versetzte Vespasian! „Ich sehe, was Dich so bewegt . . . Du glaubst, daß ich nicht Christ und Cäsar sein kann . . . Aber was schadet das?“

„Wie? das soll nichts schaden? In der That, Du mußt das eine oder das andere sein.“

„Ich werde Christ bleiben . . .“

„Wirklich! Vespasian“, rief ich mit zweifelnder Miene . . . „Du sagst das im Ernst?“

„Ganz im Ernst und mit Freuden, liebe Cousine!“

„Würdest Du auch mit Freuden sehen, daß Deine Braut nicht Deine Gattin werden kann?“

„Du bist grausam! liebe Aurelia . . .“

Das junge Mädchen hielt wieder inne um das Gesicht des Vibius zu fragen, der ganz kaltblütig blieb. Sie erstickte einen Seufzer und fuhr fort:

„Ich hatte diese Frage mit Lebhaftigkeit gethan, denn es beunruhigte mich die kalte Entschlossenheit, welche Vespasian in seinen Antworten zeigte. Aber es lag so viel Seele in seinem Tone, als er das letzte

Wort zu mir sagte, er warf mir einen so zärtlichen Blick zu, daß ich mich des Sieges sicher glaubte.

„Ich näherte mich ihm . . . Er ergriff meine Hände und drückte sie mir, indem er mir die süßesten Namen gab . . .

„Vespasian," flüsterte ich, seine Zärtlichkeit erwiedernd . . . „Ich bin es nicht, die Dich verlassen wird . . . glaube es wenigstens . . .

„Ich weiß es, theure Aurelia! . . . Ich habe nie an Deinem Herzen gezweifelt!

„Er sagte mir das wieder sehr zärtlich, mit liebkosenden Worten," fuhr die Jungfrau fort, von Thränen überwältigt.

„Aber Vespasian," fügte ich furchtsam hinzu . . . „man kann uns trennen!

„Das würde ein schreckliches Opfer sein! . . .

„Du sagst ein Opfer!" rief ich ganz zitternd. „Und was würdest Du opfern?

„Wozu diese Frage? liebe Cousine . . .

„Vespasian, Du liebst mich nicht! Es ist nur ein einzig Wort zu sagen! ein einzig Wort! Und es kommt nicht aus Deinem Munde!

„O, Vormund, ich weinte bitterlich, denn von diesem Augenblicke an sah ich, daß Alles vorbei sei . . . Aber ich glaubte nicht, daß mein Bräutigam die Kraft haben werde noch weiter zu gehen . . .

„Er stand da vor mir, mich traurig ansehend, die Augen feucht von Thränen . . . kaum zu mir zu reden wagend . . . und dennoch sah ich in seinem Gesicht eine geheime Ruhe und dieselbe Entschlossenheit, die mich so beunruhigte . . .

„Theure Aurelia, sagte er mir, indem er sich Gewalt anthat . . . wenn man mein Leben von mir forderte, es würde mir viel leichter sein!

„Dein Leben! Vespasian . . . Also bin ich nichts mehr für dich?

„Du bist Alles für mich, rief er immer mit demselben Ausdruck der Liebe . . . denn er liebt mich, ich

habe es wohl gesehen! . . . Aber ich kann dich nicht meinem Gotte vorziehen! setze er feierlich hinzu . . .

„O Vormund," fuhr die göttliche Aurelia fort, „als ich diese Worte vernahm . . . ich weiß nicht, was in mir vorging, aber es war zu viel! Ich fühlte, daß ich ohnmächtig wurde und sank rücklings über . . . Ich sah noch Vespasian, der mich in seinen Armen auffing . . . Er rief meine Kammerfrauen . . . Dann sah ich nichts mehr . . . Ich war besinnungslos! . . . Als ich wieder zu mir kam, war ich auf diesem Ruhebett . . . Mein Gedächtniß kehrte zurück . . . Ich sah rings um mich . . . ich erblickte nur noch meine Sclavinnen, die sich beeiferten, mir ihre Pflege angedeihen zu lassen . . . Vespasian war verschwunden!"

Das junge Mädchen war, nachdem sie mit der Erzählung dieser bittern Prüfung zu Ende gekommen, vom Schmerz zermalmt und man sah es ihr an, daß sie sich Gewalt anthat, um nicht von Neuem zusammenzusinken. Aller Stolz war in ihrem in Thränen gebadeten Blick geschwunden. Sie war nur noch eine schwache hinfällige Pflanze, die nach einer Stütze sucht.

Mit schweigender Angst forschte sie auf dem Gesicht des Vibius Crispus, der, endlich die Nothwendigkeit zu antworten begreifend, mit leiser Stimme flüsterte:

„So sind die Christen! Nichts wäre im Stande sie zu besiegen . . . Sie treten Alles mit Füßen! . . ."

„Gibt es denn keine Hoffnung mehr, lieber Vormund?" fragte Aurelia mit flehender Stimme.

Vibius Crispus wußte nicht, wie man solche Wunden behandeln solle. Ein Greis kann unmöglich die Angst begreifen, von der das Herz eines jungen Mädchens zernagt wird.

Und dann hatte der Hofmann ganz andere Gedanken! Was für Ereignisse mußten aus diesen Thatsachen hervorgehen, welche er vermuthet hatte, aber wovon er jetzt die Gewißheit erhielt! Der Kaiser konnte nicht lange mit ihnen unbekannt bleiben . . . und dann? . . . Vibius war voll Schrecken! . . .

„Theure Mündel . . . erlaubt mir zu überlegen,"

sagte er mit dem freundlichsten und zärtlichsten Tone, den er annehmen konnte . . . „Nein, die Sache ist noch nicht hoffnungslos. Die Zeit wird ohne Zweifel euren erlauchten Vetter besiegen . . . Eure Liebe wird gewiß triumphiren. Aber ich bin so überrascht, daß ich nicht weiß, was ich rathen soll . . . Uebrigens ist da nichts auszumachen, wenigstens nicht für jetzt . . . Wir werden ja sehn! . . . Vor Allem hütet Euch, daß der Kaiser nichts erfährt . . . Theure Mündel, rechnet auf euren alten Vormund . . . er gehört Euch ganz und gar! . . .“

Vibius Crispus fuhr noch einige Augenblicke lang fort, dieser armen leidenden und entmuthigten Seele seine Tröstungen zu spenden. Aber die Leerheit seiner Worte ermüdete Aurelia, die sich von der einzigen Hülfe verlassen sah, welche ihr in ihrer Einsamkeit blieb!

Als der alte Senator von ihr Abschied nehmen wollte, hielt sie ihn nicht zurück, aber kaum hatte er den Thürvorhang des Gemachs fallen lassen, so warf sie sich wieder auf ihr Ruhebett.

„O, wie allein bin ich! Wie bin ich allein!“ rief Aurelia schmerzvoll aus, indem sie ihrer schwellenden Brust einen tiefen Seufzer entströmen ließ . . .

Hierauf schloß sie die Augen und blieb so einige Zeit hindurch, ganz in ihren Gedanken versunken.

Als sie wieder aufblickte, stand ein junges Mädchen vor ihr, die sie mit Liebe ansah, ohne zu wagen, ihre Ruhe zu stören.

Aurelia stieß einen fast freudigen Schrei aus und warf sich in die Arme der Jungfrau, die ihr wie eine hülfreiche Gottheit erschien.

Es war, man hat es ohne Zweifel errathen, keine andere als Cäcilia!

Elftes Kapitel.

St. Paulus von Aurelia erklärt.

Aurelia überhäufte Cäcilia mit ihren Liebkosungen und zeigte sich glücklich, sie wiederzusehen.

Cäcilia, ein Mädchen aus dem Volke! Cäcilia, eine Christin! Cäcilia, der Gegenstand einer so großen und so schlecht belohnten Wohlthat! . . .

Wie viel Beweggründe, vorzüglich in diesem Augenblick, für Aurelia, die stolze Patrizierin, die Anbeterin der Götter Roms, die Gebieterin dieser Sclavin, die Braut des Cäsar Vespasian, — die Tochter eines obscuren Steuer-Empfängers, deren Namen sie vor einigen Tagen nicht einmal kannte, geringzuschätzen, zu vergessen, ja sogar zu hassen!

Doch nein! Mit ihrer süßesten Stimme redet sie das arme Mädchen an:

„Cäcilia, meine kleine Cäcilia, da bist Du! Welche Freude, Dich wieder zu sehen! . . . Wie bist Du denn hier hereingetreten, ohne angemeldet zu sein?“

Es war das erste Mal, daß die beiden jungen Mädchen sich zusammen allein befanden. Cäcilia hatte nach ihrer Befreiung ihre edle Wohlthäterin, begleitet von ihrem Vater, von Flavia Domitilla und den andern Verwandten derselben besucht, um ihr ihren Dank darzubringen. Jetzt wollte sie ihr auf eine innigere Weise ihre Erkenntlichkeit bezeugen, und ihr zu gleicher Zeit mittheilen, daß sie in wenigen Tagen Olinthus heirathen würde.

„Gnädige Herrin,“ sagte das bescheidene und anmuthige Mädchen, ganz verwirrt über den zärtlichen ihr widerfahrenen Empfang, ich bin im atrium Euerm Vormund Vibius Crispus begegnet und er ist's, der mich hierher geführt hat, indem er zu mir sagte, ihr wäret recht traurig . . . Was ist Euch, o meine theure und edle Gebieterin?

„Es ist wahr, Cäcilia, ich bin unruhig, aufgeregt, unglücklich . . . Aber siehst Du, das sind Sachen, die

ich nicht sagen kann und die mich nicht abhalten, Dich zu lieben . . . O, wie recht hast Du gethan, in diesem Augenblick zu kommen!"

Aurelia fühlte eine gewisse Verlegenheit, vor Cäcilia die Klagen zu wiederholen, welche sie dem Vibius Crispus anvertraut hatte; sie wollte nicht, daß Cäcilia die ihrem Stolze und ihrer Liebe geschlagenen Wunden kennen lernen sollte. Sie zog es vor, zu schweigen.

„Cäcilia," fuhr sie lächelnd fort, „bist Du zufrieden? Du mußt es sein, weil Du nicht mehr diesen abscheulichen Parmenon zu fürchten brauchst! Nun laß hören, was wird aus Dir werden?"

„Gnädige Gebieterin," sagte Cäcilia, indem sie auf die kleine Patrizierin einen Blick voll der rührendsten Dankbarkeit warf, „ich werde nicht lange genug leben, um Euch zu lieben und Euch zu segnen, wie ich es muß . . . Mein Glück wird vollkommen werden . . . Unsere Brüder bereiten meine Verbindung mit Olinth vor! . . ."

„Du wirst ihn heirathen!" rief Aurelia schmerzvoll aus, indem sie durch diese Nachricht an das Gefühl ihres eigenen Kummers erinnert wurde . . . „Es ist wahr, Olinth war dein Verlobter und es finden keine Hindernisse zwischen euch Beiden Statt! Und wie wird Eure Ehe vollzogen. Ich hoffe, daß meine kleine Cäcilia durch die Confarreation*) eine Frau werden wird?

„O Herrin," sagte Cäcilia lächelnd, „die Christen kennen diese Gebräuche nicht. Wir haben die unsrigen. Vor dem Altar, nach Darbringung des Opfers, von dem Bischof, der uns segnen wird, werden wir verbunden werden . . .

„Sage mir Cäcilia," unterbrach sie Aurelia mit einer gewissen Lebhaftigkeit, „ist es an dem, daß die Christen, die Eheleute werden sollen, sich sehr lieben?"

---

*) Eine der drei feierlichen Arten der römischen Eheschließung.

„Ohne Zweifel," erwiederte das junge Mädchen, über diese plötzliche Frage etwas erstaunt . . . „Warum sollten sie sich nicht lieben? Das ist ihre erste Pflicht nach dem Gesetz."

„Ach! Euer Gesetz sagt das!"

„Ja wohl, gnädige Gebieterin! Der Gatte ist ja Fleisch und Blut der Gattin, und die Gattin Fleisch und Blut ihres Gatten und alle Beide sind nur eines . . . Die Männer sollen ihre Frauen wie ihre eigenen Leiber lieben und die Frauen dieselbe Liebe für ihre Männer hegen. So steht es geschrieben . . . Uebrigens, meine theure Herrin, sollt ihr es selbst sehen," setzte Cäcilia hinzu, indem sie der Aurelia einige Papyrusblätter hinreichte, welche die junge Patrizierin nahm und mit großer Neugier las.

Es war der Brief des h. Paulus an die Epheser über die Pflichten der Ehe.

„Gebieterin," fuhr Cäcilia fort, während Aurelia diese Vorschriften der christlichen Ehe las, . . . „ich bin noch sehr wenig unterrichtet . . . denn es ist noch nicht sehr lange her, daß ich diese heilige Religion angenommen habe . . . Man hat mir daher die Bücher eingehändigt, die mich lehren sollen, wie ich mich in meinem neuen Stande zu verhalten habe. Es ist ein großer Apostel, der diesen Brief geschrieben hat. Unter uns gilt sein Wort als eine Unterweisung Gottes . . ."

„Cäcilia, was bedeutet diese Stelle: Darum wird der Mann seinen Vater und seine Mutter verlassen, um seinem Weibe anzuhangen?"

„Das ist gesagt, um zu zeigen, daß die Ehegatten sich gegenseitig dem vorziehen sollen, das sie am Liebsten haben auf der Welt."

„Und folglich, daß sie einander nie verlassen dürfen," sagte Aurelia, indem sie die Erklärung fortsetzte; „Nicht wahr, ich irre mich nicht?"

„Nein, Gebieterin, Ihr habt Recht, die Ehe bei den Christen läßt keine Theilung der Neigung zu . . . und so bleibt es bis zum Tode . . ."

„Also würdest Du nie einwilligen, Olinth zu verlassen? . . .“

Cäcilia hielt, bevor sie antwortete, einen Augenblick inne, um mit großer Verwunderung die Dame anzusehen, welche diese seltsame Frage an sie richtete.

Man konnte bei der zitternden Stimme der Aurelia, bei der Angst in ihrem Gesichte nicht an dem Gewicht und dem Interesse zweifeln, das sie an diese Frage heftete.

Cäcilia dachte sich, daß vielleicht die junge Patrizierin, um ihre Wohlthaten gegen sie noch zu vermehren, den Plan entworfen hätte, sich mit ihrer Zukunft zu beschäftigen und daß, da Olinth ihren Absichten im Wege stände, sie ihr vorschlagen würde, dieser Verbindung zu entsagen.

So antwortete sie denn auch mit großer Festigkeit:

„Olinth, gnädige Gebieterin, ist erst mein Bräutigam . . . und diese Vorschriften leiden nicht völlige Anwendung auf uns . . . Aber wir haben uns gegenseitig gewählt . . . ich habe ihm mein Herz geschenkt . . . ich sehe ihn schon als meinen Gatten an . . . und aus keinem Beweggrunde würde ich diese Neigung opfern, die mir so theuer ist . . .“

„Aus keinem Grunde, meine kleine Cäcilia?“ wiederholte Aurelia, welche von dieser Antwort entzückt war, und die das auch merken ließ . . .

„Aus keinem Grunde, Gebieterin,“ entgegnete Cäcilia mit demselben feierlichen und bewegten Tone . . . „Man könnte eher mein Leben verlangen, als daß ich dem Olinth entsagte! . . .“

Aurelia hätte gern aufs Neue das naive Kind umarmt, um des Vergnügens willen, das ihr dieser klar ausgesprochene Entschluß verursachte. Aber sie wollte noch weiter gehen, indem sie die Frage berührte, welche sie persönlich interessirte.

„Ich setze den Fall,“ fragte sie, „Du müßtest wählen zwischen Olinth und Deiner Religion . . . was würdest Du thun?“

„O, das ist eine andere Sache," erwiederte Cäcilia lebhaft.

„Wie? das ist eine andere Sache?" rief Aurelia mit derselben Lebhaftigkeit. Verbietet nicht Euer Gesetz dem Manne, seine Frau zu verlassen, der Frau, ihren Mann zu verlassen? Setzen wir den Fall, Du bist verheirathet . . . würdest Du Olinth entsagen?"

„Sicher, Gebieterin, wenn ich um Olinth zu behalten, Gott entsagen müßte. Gott geht über Olinth und unser Gesetz gebietet, ihm Alles zu opfern."

„Cäcilia, was Du da sagst, ist unmöglich . . . Du würdest es nicht thun!"

„Ich habe es gethan," meine theure Herrin, sagte das junge Mädchen mit rührender Einfalt, denn wenn sie auch nicht sah, wohin alle diese an sie gerichteten Fragen zielten, so erkannte sie doch, daß jetzt eine große Lehre des Christenthums derjenigen mitzutheilen sei, deren Herz sie für ihren Glauben gewinnen wollte.

„Du hast es gethan! Und wann denn?" rief Aurelia, sehr erstaunt.

„Als ich in den Händen Parmenons war. Mit einem Worte konnte ich meine Freiheit wieder erlangen . . . und mit ihr Olinth! Ich habe dieses Wort nicht gesagt, weil ich damit Gott in meinen Brüdern verrathen hätte."

„Es ist wahr!" flüsterte Aurelia . . . „Ja, es ist wahr! Vespasian wird dieselbe Kraft haben! . . . O, jede Hoffnung ist nun wohl vorbei!" —

Hierauf brach sie in Schluchzen aus.

Cäcilia hatte ihr eben die ganze Größe der christlichen Seele gezeigt, wie sie oft im Kampfe ist mit den theuersten Gefühlen und diese durch die heilige Strenge der Pflicht beherrscht.

Cäcilia, gleich ihr ein junges Mädchen, gleich ihr im Herzen eine glühende und reine Liebe tragend, hatte nichts desto weniger alle ihre Neigungen geopfert, ihr ganzes Glück, das ihr kostbarer war als das Leben — sie hatte es eben gesagt — und die göttliche Aurelia erinnerte sich an die blutigen Spuren der Riemen, die

auf dem zarten Körper dieses reizenden Kindes als Zeugniß seiner Standhaftigkeit eingedrückt waren.

Das war ein großes Beispiel für die junge Patrizierin. Sie fühlte die Kraft desselben, aber sie war davon niedergeschmettert, denn seit einem Augenblick sah sie, daß Vespasian, ihr herrlicher Bräutigam, ihre süße und einzige Hoffnung, auch seinen Gott ihr vorziehen müßte.

Das arme Mädchen begann das Gesetz der Pflicht zu begreifen.

Indessen hatte Cäcilia die Thränen der edlen Jungfrau gesehen und sofort fühlte sie, warum sie flossen.

Nun gabs ein rührendes Schauspiel.

Das Mädchen aus dem Volke umschlang zärtlich mit ihren Armen die Tochter der Cäsaren; sie blieb so einige Secunden lang und betrachtete sie, indem sie selbst weinte.

Hierauf sank sie vor Aurelia auf die Kniee, küßte ihre Füße und Hände, trocknete mit ihren blonden Haaren die feuchte Spur der Thränen und wagte noch nicht die Stimme zu erheben, um dieses Schluchzen zu stillen.

„Cäcilia! Cäcilia!“ flüsterte die junge Patrizierin ...

„Ich werde daran sterben!“

„Meine vielgeliebte Herrin, kann der Cäsar Vespasian meineidig werden?“

„Also würde Vespasian die Kaiserwürde aufgeben! Ich selbst würde ihm nichts mehr gelten!“

„O Herrin, es ist nicht daran zu denken, daß der gnädige Herr Vespasian dieser Prüfung unterworfen werde ... Bedroht ihn Jemand?“

„Nein, ohne Zweifel ... Aber früher oder später kann das geschehen ... Siehe, das ist's, was mich erschreckt, seitdem ich weiß, daß er Christ ist ... Und dann? ...“

Cäcilia verdoppelte ihre Liebkosungen. Das arme Kind zögerte aus Liebe mit ihrer Antwort auf diese dringenden Fragen. Wie sollte sie auch in der That das Schwert in die Wunde bohren, welche sie schließen wollte?

„Sage mir," versetzte Aurelia . . . „Würde denn Olinth die gleiche Verachtung Deiner Liebe zeigen?"

„Gebieterin," sagte das junge Mädchen mit tief bewegter Stimme, „wenn es sein müßte . . . ich würde das Opfer Olinths versüßen, indem ich selbst ihn ermuthigte."

„O," rief Aurelia . . . „und Du sagst, daß Du Deinen Verlobten liebst?"

„Ja, das heißt lieben, gnädige Gebieterin. Das heißt wohl lieben, sein Glück dem meinigen vorzuziehen!"

„Was willst Du sagen? Sein Glück?"

„Unser Gott, meine theure Gebieterin, legt zuweilen strenge Pflichten auf, aber er belohnt hundertfältig, was man in seinem Namen leidet. Das ist's, was uns Kraft verleiht . . ."

„Ja, das hat mir schon meine Base Flavia Domitilla gesagt . . . Sie hat sogar hinzugesetzt, daß die Kaiserwürde nichts wäre . . ."

„Noch auch das Leben, theure Herrin," unterbrach sie Cäcilia mit ehrfurchtsvoller Zärtlichkeit . . .

Aurelia senkte das Haupt und beobachtete Stillschweigen.

Cäcilia war ein zu glänzendes Beispiel des christlichen Muthes, als daß sie nicht einen lebhaften Eindruck gemacht hätte auf ihre Zuhörerin. Jeden Augenblick war die junge Patrizierin genöthigt, sich an ihre Standhaftigkeit zu erinnern; sie fühlte die ganze Hoheit dieses demüthigen Mädchens, deren Werke so beredt zu Gunsten ihrer Worte sprachen.

Und dann war sie so liebreich, sie hatte eine so sanfte Sprache, sie tröstete mit so viel Bescheidenheit, sie machte die Pflicht so gut begreiflich, daß Aurelia sich unwillkürlich dem Zauber dieser Liebe und Erkenntlichkeit hingab, die nach und nach ihr Herz der Resignation und andern Empfindungen öffnete, deren kostbare Keime sie zu ihrem Erstaunen in sich fand.

In dieser Epoche erfüllte übrigens das junge Christenthum gleich der Blume, die ganz feucht ist von dem nächtlichen Thau, die Seelen mit seinem durchdringen-

den Duft; oft ließ ein Wort, ein Beispiel, ein Gedanke, niedergelegt in dieses schon durch geheimnißvolle Einflüsse vorbereitete Erdreich den Glauben aufblühen, der plötzlich unter der Pflege eines göttlichen Hauchs erstarkte.

Und wer hatte besser als die junge Patrizierin die Wärme dieser durchaus christlichen Atmosphäre empfunden, von der sie so zu sagen ganz eingehüllt war?

Indessen vermochte nicht ein einziger Tag die Bedenken eines noch rebellischen Herzens zu besiegen, noch auch jenen Schmerz zu mäßigen, der in so lauten Klagen sich Luft machte.

Die beiden Jungfrauen blieben noch lange Zeit zusammen, indem Cäcilia bei ihrer edlen Gebieterin ihre durch den Eifer ihrer Dankbarkeit und ihres Glaubens eingegebenen Tröstungen fortsetzte und Aurelia diese Worte des Friedens aufnahm und ungeachtet ihrer Traurigkeit über die neuen Lehren nachdachte, welche sie nach und nach umwandeln sollten.

Als Cäcilia die Patrizierin verlassen mußte, empfand diese schon nicht mehr bittere Muthlosigkeit, die auf die Entfernung des Vibius Crispus gefolgt war; die Oede ihres Lebens wurde belebt; sie nahm eine Liebe wahr, welche sie aufrecht halten würde und der sie sich immer anvertrauen könnte.

Durch die Heirath der Cäcilia wurde das Werk, das sie unternommen hatte, nicht aufgegeben. Sie verfolgte ihr Ziel mit unermüdlichem Eifer, immer voll Liebe, immer voll Respekt gegen die von ihr *theure und edle Gebieterin* genannte, um ihr zu beweisen, daß das Andenken an ihre Wohlthat ihr ohne Unterlaß gegenwärtig sei. Auch triumphirte sie allmählich durch die einfache Gewalt ihres süßen Wortes, durch das Beispiel ihrer Tugenden, durch die Größe, die ohne ihr Wissen aus ihren geringsten Handlungen hervorstrahlte.

Zwölftes Kapitel.

Das atrium regium.

In der achten Region Roms, am Fuße des Palatinischen Hügels, zwischen der Neuen Straße, dem Vicus Fuscus und dem Forum erhebt sich ein alter Tempel, von kreisrunder Gestalt und mit ehernen Platten bedeckt. Daneben ist ein Gehölz, ganz von Mauern umschlossen, was anzeigt, daß dies Gehölz heilig ist. Der Tempel steht im Hintergrunde einen Hofes, der von Säulengängen und Wohnungen umgeben ist. Dieser Umkreis ist geheimnißvoll, Schweigen füllt ihn, seine Jahrhunderte alten, durch die Zeit geschwärzten Mauern stellen den Blicken nur eine düstere und traurige Masse dar, welche den jüngern Glanz der benachbarten Monumente erst recht hervorhebt.

Numa war der Gründer des Tempels; er widmete ihn der Vesta, der Göttin der Erde und des Feuers und stellte zugleich sein Haus, eine enge und bescheidene Wohnung, in den Schatten dieses Heiligthums.*) Jetzt wohnt hier nur die Gottheit mit den Priesterinnen, die beauftragt sind, ihre Altäre zu bedienen. Es sind dies die Vestalinnen.

Der Tempel ist wiedergebaut und prächtig restaurirt worden; aber im Aeußern hat man ihm die bezeichnende Strenge seines ursprünglichen Aussehens gelassen. Für das römische Volk ist es immer die unverletzliche Wohnung des frommen Königs, dem es den Cultus verdankt, der alle Institutionen überlebt hat; das atrium regium oder das Königshaus des Numa, dessen Einfachheit die Empfindlichkeit der republikanischen Sitten nie herausgefordert hat.

Numa hatte nur vier Vestalinnen eingesetzt; Servius Tullius oder Tarquinius der Aeltere brachten ihre Zahl auf sechs. Diese Anzahl ist unveränderlich dieselbe ge-

---

*) Ovid, Fast. Lib. VI. 24. 9 u. fl.

blieben die elfhundert Jahre hindurch, so lange als diese Institution dauerte, d. h. bis zu Theodosius dem Großen, der sie wie man sagt, 389 n. Ch. aufhob.

Alles ist symbolisch im Cultus der Vesta, vom Tempel, in welchem das heilige Feuer unterhalten wird, bis zu den Verpflichtungen, welche auf ihren Priesterinnen lasten.

Der Tempel ist von runder Gestalt, ein Bild der Erde, deren Gottheit die Vesta ist; ihre Priesterinnen müssen Jungfrauen sein, weil das Feuer, das Prinzip der Wärme, die das ganze Weltall belebt, seiner Natur nach unfruchtbar ist.

Die Pflichten der Vestalinnen bestehen also darin: niemals das Feuer erlöschen zu lassen, das Symbol des Feuers, das ewig im Mittelpunkt der Erde brennt und ihre Jungfräulichkeit zu bewahren, die heilige Flamme der Seelen, deren Tempel der Körper ist.

Das Feuer ist Vesta, die Jungfräulichkeit ist wieder Vesta; diese beiden Dinge vermischen sich und in dieser gegenseitigen Vermischung erklären sie sich. Der jungfräuliche Stoff strahlt auf dem Altar, wie die Jungfräulichkeit im Herzen. So machen die beiden Jungfräulichkeiten die materielle, das Feuer, und die geistige Jungfräulichkeit, die der Seelen, den Cultus der Vesta aus.

Weiter! Wenn das materielle Feuer auf den Altären der Vesta erlischt, so ist das ein Unglück, groß genug, daß ganz Rom sich das Angesicht verhüllt und die unheilvollsten Ereignisse fürchtet. Die nachlässige Priesterin wird unbarmherzig gestraft durch eine strenge Züchtigung, die Geißelung.

Aber wenn die Vestalin in sich die Flamme der Keuschheit erlöschen ließ, welche bis in die letzten Jahre der Jugend brennen soll, so ist Rom nicht mehr Rom; es ist nur noch eine unermeßliche Todtenstadt, bestürzt und bewegungslos, die zur Hoffnung erst wiedergeboren wird nach der Büßung des Verbrechens.

Diese Büßung besteht nicht mehr einfach in der Aus-

peitschung; die schuldige Priesterin wird lebendig in den Schooß der Erde begraben.

So zeigt der Unterschied in den Strafen und in dem Schrecken Roms deutlich den Unterschied zwischen den beiden Huldigungen, die der Vesta, der Göttin der Jungfräulichkeit durch jenes in ihrem Tempel unterhaltene Feuer und durch diese im Herzen ihrer Priesterinnen gehütete Flamme dargebracht werden.

Aber die Jungfräulichkeit ist nicht bloß die Reinheit, sondern auch die ewige Jugend. Die Erde und das Feuer, ihre beiden Sinnbilder, können nicht altern. So ist es denn auch nothwendig, daß die Jungfrauen und das Feuer ewig jung seien.

Aus diesem Grunde muß das Feuer, das so zu sagen unrein geworden ist durch seine Berührung und Verbindung mit seinen irdischen Nahrungsstoffen, jedes Jahr aufs Neue an den Strahlen der Sonne entzündet werden, an den Kalenden des März, d. h. gerade an dem Tage, wo ehedem das Jahr wieder begann und wo die Zeit ihre unvergängliche Jugend erneuerte.

Aus diesem Grunde müssen die Priesterinnen der Vesta im Alter von 36 oder 40 Jahren, der äußersten Grenze ihres Opfers, ihr Amt Händen überlassen, in welchem die Fackel der Gottheit, das Bild ihrer unveränderlichen Keuschheit besser strahlt.

Dringen wir nun in diese heiligen Räume ein, deren dicke Mauern eine brennende Neugier zu jeder Zeit hat durchforschen wollen.

Das Alterthum, das nie die consequente Strenge kannte, hat daraus kein unzugängliches Kloster gemacht. Zu jeder Stunde können Frauenzimmer die Vestalinnen besuchen, selbst die Männer sind nicht ausgeschlossen; nur müssen sie sich beim Herannahen der Nacht entfernen.

Ein Theil des Tempels ist dem Publikum geöffnet; das Betreten des andern ist den Ungeweihten absolut untersagt. Allein die Großvestalin und die Oberpriester können die heiligen Gegenstände, welche er einschließt, ansehen. Dort, sagt man, werden die besonderen Götter

des römischen Volks aufbewahrt, und vor Allem ein gewisses Palladium oder eine Bildsäule der Pallas, an welche das Heil des Reichs geheftet ist. Der zugängliche Theil des Tempels ist der, wo das ewige Feuer brennt. Eine Vestalin steht Wache vor dem Heerd. Sie überwacht mit einer von keiner andern Sorge abzuwendenden Wachsamkeit die unaufhörliche Unterhaltung des Feuers. Sie kennt ja die strenge Züchtigung, welche sie auszustehen hätte, wenn das Feuer durch ihre Nachlässigkeit zum Erlöschen käme.

Mit Ausnahme der Parfümerien und der Blumen, welche den Vestalinnen ausdrücklich untersagt sind, sowie der farbigen Kleider, ist ihr Anzug der anmuthigste, den man sich für ein junges Mädchen nur denken kann. Wir haben ihn schon kennen gelernt, als wir die Großvestalin zum ersten Male in unsere Erzählung einführten. Nur einige Bändchen mehr auf dem Kopfputz, und ein etwas breiterer Purpurstreifen, als der, welcher sich von dem Weiß der einfachen Vestalinnenkleider abhebt, zeichnet die Großvestalin vor ihren fünf jungen Gefährtinnen aus, deren Oberin sie so zu sagen ist.

Wir nahmen so eben die Vestalin in Augenschein, welche das immerwährende Feuer unterhält, wo sind die fünf Andern?

Hörst du die Freudenrufe, die in dem von Mauern umschlossenen Gehölz erschallen, welches Numa in der Nähe des Tempels der Vesta gepflanzt hat und das gleichsam der Garten ist, wo ihre Priesterinnen sich erholen und ausruhen unter dem dichten schattenreichen Gebüsch?

Diese fröhlichen Stimmen gehen von drei kleinen Vestalinnen von höchstens zehn bis zwölf Jahren aus, die in das weiße und jungfräuliche Kostüm ihrer älteren Schwestern gekleidet sind und zusammen spielen, indem sie sich auf dem blumenreichen Rasen und auf dem goldgelben Sande herumtummeln.

Die armen Kinder! Sie denken nur noch an die süßen Freuden ihres Alters, sie wissen nicht warum sie an diesen Ort gekommen sind, wie lange sie daselbst

bleiben werden, noch kennen sie die Verpflichtungen, welche ihnen aufgelegt werden und wovon man sie auch schon zu unterhalten anfängt, noch auch warum die Jungfrauen, an deren Stelle sie getreten, verschwunden sind.

Diese Jungfrauen sind die beiden Schwestern Oellates und Varonilla, die angeklagt gewesen sind, ihr Gelübde gebrochen zu haben und denen Domitian — was er in diesem Augenblicke sehr bedauert — die Freiheit gelassen hat, ihre Todesart zu wählen. Sie haben sich erstochen!

Die sechste Vestalin hat seit dem Morgen das atrium regium verlassen. Es ist ihr freier Tag und sie macht sich ihn zu Nutze. In ihrer prächtigen von kräftigen Liburnischen Eunuchen getragenen Sänfte durcheilt sie die Säulengänge, das Marsfeld, die Appische Straße, alle Orte der Zerstreuung, des öffentlichen Verkehrs und des Vergnügens, indem sie auf ihrem Wege die Huldigungen der Menge empfängt. Patrizier und Plebejer, Alle verneigen sich auf den Ruf des vorangehenden Lictors vor der Jungfrau der Vesta; die Matronen verhüllen ihr Gesicht zum Zeichen der Achtung; die Consuln und Prätoren grüßen sie, indem sie ihre Fasces senken lassen und wenn ein Verwegener unter der heiligen Sänfte herzugehen wagte, so würde er sofort mit dem Tode bestraft werden.

Die das atrium regium bewohnenden Jungfrauen gehören, wie wir schon früher angedeutet, drei sehr verschiedenen Kategorien an.

Die Einen, — es sind die Jüngsten — werden in die Mysterien eingeweiht; die Andern, — es sind die vom mittleren Jugendalter — verrichten die Gebräuche und üben die Vorschriften aus; die Letzten endlich sind mit der Einweihung und dem Unterricht beauftragt. Jede Periode dauert zehn Jahre, was die Dauer des den Vestalinnen aufgelegten Opfers sich auf dreißig Jahre belaufen läßt. Und wirklich, nach dieser langen Prüfungszeit werden sie von ihren Pflichten entbunden und können in das gewöhnliche Leben zurücktreten, sie

haben sogar die Freiheit, sich zu verheirathen; aber es ist das ein Ereigniß, worüber sich Rom betrübt und das es als eine üble Vorbedeutung ansieht.

Die Geschichtsschreiber haben angemerkt, daß solche Verbindungen nie glücklich gewesen sind. Darf man darüber sehr erstaunen? Die Vestalin tritt ja aus dem atrium regium ohne Jugend und ohne Schönheit heraus, das Herz ganz durch die ihr auferlegten Bitterkeiten verwelkt. Was für Illusionen kann sich eine Jungfrau von vierzig Jahren noch machen?

Uebrigens hat Rom die Vestalinnen prächtig für die Entbehrungen belohnt, welche die Religion ihnen auferlegt und für die strengen Verpflichtungen, welchen sie unterworfen sind. Es ist nichts vernachlässigt worden, um das atrium regium zu einem reizenden Aufenthalte, zu einem Ort der Ruhe zu machen, wo die Seele im Schweigen und in der Stille sich sammeln kann. Man hat um die Vestalinnen alle Genüsse des Luxus gehäuft; man hat gewollt, daß sie nichts von dem Prachtaufwand des Lebens zu vermissen haben.

Die Gottheit, deren Cultus ihren jungen und reinen Händen anvertraut ist, verlangt nicht zu viel; wenn nur ein Heerd ihres Cultus nie kalt wird und seine Flamme sich ohne Unterlaß zum Himmel erhebt, so lächelt sie und hat keine andere Huldigung nöthig. Ihre Priesterinnen werden wie verzogene Kinder behandelt, wie junge eigensinnige Mädchen, deren Gedanken man errathet und deren eitle Wünsche man befriedigt. Nicht die geringste Sorge trübt scheinbar die Heiterkeit ihrer Tage; man verlangt von ihnen nur, ihren weichlichen Müssiggang durch Vergnügungen zu zerstreuen. Der Staat sorgt für den glänzenden Unterhalt der Vestalinnen; aus dem öffentlichen Schatze werden die zahlreichen Sclaven bezahlt, von denen das atrium regium voll ist, sowie die weichen Sänften, um welche die jungen Damen aus den reichsten Familien sie beneiden; und jene prunkhaften Wagen, welche die Damen der Aristokratie mit heimlichem Aerger vorüberfahren sehen.

Außerdem erhält noch jede Vestalin zum Ueberfluß eine ansehnliche Besoldung.

Ist also das Leben der Priesterinnen der Vesta nicht ein köstliches und überaus genußreiches zu nennen, vorzüglich wenn es noch durch alle öffentliche Ehrenbezeugungen und durch enthusiastische Huldigungen der Menge verschönert wird, welche ohne Aufhören die Eigenliebe dieser Jungfrauen kitzeln und allen leichtsinnigen Regungen ihres eiteln Geschlechts schmeicheln?

Und dennoch, wenn eine zum gesetzlichen Alter gelangte Vestalin ihre heiligen Functionen aufgibt, oder in ihrer Ausübung stirbt; wenn die einer Jungfrau, welche sich gegen ihren Cultus vergeht, beraubte Gottheit verlangt, daß diese durch eine andere ersetzt werde, woher kommt es, daß sich in Rom Bestürzung verbreitet und daß alle Familien sich schon bei dem Gedanken beunruhigen, daß man ihr Kind nehmen könnte, um es ins atrium regium zu führen, wo es dieses angenehme, reiche, geehrte Leben finden wird, das wir zu beschreiben versucht haben?

Vor Alters tröstete der religiöse Glaube über dieses Opfer, welches die Devotion gegen die Schutzgottheiten des Vaterlandes verlangte, jetzt und schon seit langer Zeit brechen die Thränen eines Vaters und einer Mutter, die gezwungen sind, sich von einer zärtlich geliebten Tochter zu trennen, in so bitteres Schluchzen, in so verzweiflungsvolle Schreie aus, daß diese schreienden Wehklagen durch die Jahrhunderte gedrungen und bis auf uns gelangt sind.

Was war denn der Grund zu diesem allgemeinen Schauder vor einem Amte, das mit so großen Vortheilen umgeben war?

Hier ist der Grund.

In der sechsten Region Roms (alta Semita) nicht weit von der porta Collina liegt ein Feld, dessen Name schon Schauder einflößt und weithin Schauder verbreitet. Man nennt es das verfluchte Feld, campus sceleratus. Keine Wohnung ist in der Nähe dieser verrufenen Stätte errichtet worden; kein menschlicher

Schritt, es sei bei Nacht oder sogar bei Tage, stört ihr trauriges Schweiges und ihre ewige Einsamkeit. Es scheint, daß die Natur sich mit dieser Traurigkeit in Einklang gesetzt habe. Nicht einmal die niedrige Pflanze verlassener Gegenden wächst auf diesem zu einer schrecklichen Unfruchtbarkeit verurtheilten Erdboden; der Thau der Nächte läßt hier nie ein bleiches Grün aufkeimen, um die Trauer zu verbergen, welche die Seele ergreift und mit den schmerzlichsten Eindrücken erfüllt.

Dieser unheimliche Ort erhebt sich etwas über die benachbarten Gegenden; es ist eine leichte Erhöhung, die an die Mauern Roms stößt, man sieht sie vollständig vom agger Servius aus, hinter welchem sie liegt.

Weder der Glanz des atrium regium, noch die Ehrenbezeugungen, mit welchen man ihr Leben schmückt, können den Vestalinnen diesen Winkel verdecken, der sich im Schatten der Monumente der Welthauptstadt verbirgt; ihre Blicke wenden sich immer mit einer düstern Traurigkeit nach dieser porta Collina hin, wo die Verzweiflung und der Tod schon so viele Opfer in ihre unbarmherzigen Arme geschlossen, die einst wie sie jung und schön mit öffentlichen Huldigungen und Ehrenbezeugungen umgeben waren.

Dort ist die Hinrichtungsstätte der Priesterinnen der Vesta, welche sich gegen die ihnen von ihrer ersten Jugend auferlegte Jungfräulichkeit vergangen haben.

Aus alten Zeiten her öffnet sich mitten in dem verfluchten Felde ein kellerartiges Gewölbe, mit dickem Mauerwerk bekleidet und tief ausgehöhlt, damit die Angstschreie und die letzten Seufzer des Todeskampfes nicht gehört werden. Man steigt nur auf einer Leiter in diesen Abgrund hinab, der zugemauert bleibt bis zu dem Augenblick, wo eine Vestalin verdient hat, zu jenen zugesellt zu werden, deren Gebeine der öffentliche Henker vorher gesammelt hat.

Ein kleines Bett wird in dem Leichengewölbe aufgestellt; vor das Bett stellt man eine angezündete Lampe, ein wenig Brod und Wasser, auch ein wenig Milch, Vorräthe auf einen Tag, die ein höhnisches

Mitleid der unglücklichen lebendig in dieses Grab Gesenkten bewilligt.*

Allerdings ist diese schreckliche Strafe selten gewesen;*) aber wo fände sich das junge Mädchen, das ein Leben möchte, dessen Freuden mit einem so furchtbaren Tode endigen können? Mußten nicht die Jungfrauen des atrium regium ohne Unterlaß zittern, wenn sie sahen, daß die unbestimmtesten Thatsachen, der allerunbegründetste Argwohn oft genügte, um die unbeugsame Strenge der Oberpriester zu bestimmen, die beauftragt waren mit der Bestrafung dieses Verbrechens, welchem die Religion eine außerordentliche Wichtigkeit beilegte.

Die Denunziation eines Sclaven oder die durch die Tortur erpreßten Geständnisse dienten gewöhnlich zur Grundlage für diese Anklagen, die die reinste Jungfrau in das Gewölbe der porta Collina führen konnten, es sei denn, daß der Himmel sich durch Wunder zu ihren Gunsten erkläte. Die alten Schriftsteller berichten drei Fälle, die so merkwürdig sind, daß man verstatten wird, sie in unsere Erzählung aufzunehmen.

Aemilia, der Unzucht verdächtig einzig deshalb, weil das Feuer durch ihre Nachlässigkeit erloschen war, rief die Göttin an und bat sie ihre Unschuld durch ein Wunder zu beweisen, das alle gegen die Reinheit ihres Lebens erhobene Anklagen zu Schanden mache. Hierauf zerriß die Priesterin, voll Vertrauen auf die Hülfe der Gottheit, der sie fast dreißig Jahre hindurch gedient hatte, einen Zipfel von ihrem leinenen Gewande

---

*) Während des elfhundertjährigen Bestandes der Vestalinnen gab es nur 20 Jungfrauen, die überführt wurden, das Gelübde der Keuschheit gebrochen zu haben. Nur 13 sind lebendig begraben worden; die 7 übrigen kamen auf verschiedene selbst gewählte Weise um. Unter der Regierung Domitians sind 4 Vestalinnen zum Tode verurtheilt worden, nämlich die beiden Schwestern Ocellates und Varonilla, die sich erstachen und die Großvestalin Cornelia, deren Hinrichtung mit der ganzen Strenge befohlen wurde.

und warf ihn auf den Altar, der in Folge der Erlöschung des Feuers seit langer Zeit kalt war. In demselben Augenblicke verzehrte eine lebhafte und leichte Flamme den Fetzen und hob sich gen Himmel zum Zeugniß einer Unschuld, welche die Menge durch ihre begeisterten Zurufe proklamirte. *)

Tuccia, im Begriff wegen desselben Verbrechens verurtheilt zu werden, antwortete, sie würde die Verleumdung darthun und betete dann zur Vesta: „Wenn ich immer Deinen Altären mit reinen Händen gedient habe, so mache, daß ich Wasser in dieses Sieb füllen könne und es so bis zu deinem Tempel trage.“ Und wirklich, so erzählt die Sage, stieg sie zum Fluß hinab, schöpfte Wasser in einem Siebe und goß es, nachdem sie über das Forum in seiner ganzen Ausdehnung geschritten war, zu den Füßen der Priester aus, die gezwungen waren sie loszusprechen. **)

In noch älterer Zeit hatte Claudia, Jungfrau der Vesta, einer vornehmen Familie angehörig, das Glück, ihre Keuschheit durch ein noch augenfälligeres Wunder als die vorhergehenden erwiesen zu sehen. Als Hannibal Italien siegreich durcheilte, bat das bestürzte Volk die Götter um Rettung von den Karthagern. Nachdem die Priester die Sibyllinischen Bücher um Rath gefragt, erklärten sie, man müsse die Statue der Mutter der Götter, die seit langer Zeit in Pessinus verehrt wurde, nach Rom übertragen.

Das Fahrzeug mit dem theuern Bilde erschien vor dem Hafen Ostia; aber die stürmischen Wogen hinderten es in die Mündung der Tiber zu kommen und warfen es ins offene Meer zurück.

Das Volk murrte am Ufer als es das unbewegliche Fahrzeug betrachtete, das keine Anstrengung vorwärts bringen konnte. Plötzlich erscheint Claudia, die von

---

*) Dionys. Hal. II. 68.; Val. Max. I., 7.

**) Dionys. Hal. ib. 69.; Val. Max. VIII. 1., 5.; Plin. Hist. Nat. XXVIII., 2.

dem Richterstuhle der Priester entflohen war, die im Begriff waren, sie zu verurtheilen.

„O Jungfrau", rief sie, mitten in der Menge stehend, „verleihe mir vermittelst dieser heiligen Binde zu beweisen, daß ich Deine Gesetze niemals verletzt habe, und das Schiff zu mir heranzuziehen, das aller Kraft der Ruder widersteht."

Mit diesen Worten band die Jungfrau ihren Gürtel los, den die Schiffer an das Vordertheil des Fahrzeuges befestigten und siehe da! die Wellen glätten sich vor der Trireme, welche majestätisch bis zum Hafen heranrückt, geführtvon dem schwachen Bande, welches die triumphirende Vestalin in ihrer Hand hält*).

Man hat die Abbildungen von diesen drei Wundern im Heiligthum der Vesta angebracht, und der Aberglaube zweifelt keineswegs, daß die Göttin ihre Macht durch neue Mirakel erweisen würde, wenn sie nothwendig wären, um einer falsch angeklagten Vestalin zu Hülfe zu kommen.

Die Jungfrauen indeß, welche von diesen schrecklichen Anklagen getroffen werden können, haben nicht ein solches Vertrauen wie die Menge auf diesen Beistand des Himmels, der sich so selten offenbart hat, und dieser Gedanke allein reicht hin, um ihnen das Leben ganz zu vergiften.

Vorzüglich in gegenwärtigem Moment werden die das atrium regium bewohnenden Jungfrauen von den unheilvollsten Vorgefühlen beherrscht.

Während der Regierung des Vespasian und des Titus hatten sie eine große Freiheit genossen und sich ihrer schrecklichen Verpflichtungen entledigt glauben können.

Aber Domitian hatte nicht gezögert, ihnen zu zeigen, daß das Joch der alten Religion noch auf ihnen lastete und der Tod der beiden Schwestern Ocellates und Varonilla, die gezwungen wurden sich zu tödten,

*) Livius, Ovid, Plinius, Sueton, Val. Max.

hatte ihren Seelen einen Schrecken eingeflößt, den die Zeit noch nicht hatte schwächen können.

Außerdem sahen sie ein, daß die unversöhnliche Strenge der Oberpriester sie auf's Neue bedrohte und der gegen die Großvestalin gerichtete Argwohn wendete ihre Gedanken unwillkürlich auf die furchtbare und feierliche Sühnung, welche im Gewölbe des campus sceleratus sich vollzog.

Und dann, wer weiß denn nicht, daß ein glückliches Dasein nicht der Antheil derjenigen sein kann, welche es nicht frei gewählt haben?

Aber um diesen Schmerz besser zu würdigen, der fast immer die Vestalinnen nach Verlauf einiger Jahre ergreift, müssen wir uns denselben lebendig und verkörpert vor Augen führen in dem Beispiele der Jungfrau, welche nach so vielen Jahren seine ermattenden Schläge auszustehen hatte.

Gehen wir denn zur Großvestalin, die sich über ihre Leiden mit einer jungen Frau unterhält, der sie ein Gemälde von ihrem trostlosen Leben entwirft, indem sie von ihrer Liebe und Theilnahme einigen Trost erbittet.

Diese junge Frau, ist, wie man erräth, keine andere als Cäcilia; man ist ja sicher ihr immer zu begegnen, wo sie sich bei den Leiden derer betheiligen kann, welche ihr selbst beigestanden haben, und überall, wo Thränen zu trocknen und Kümmernisse zu lindern sind.

Dreizehntes Kapitel.

Die Bedrängnisse der Cornelia.

Wir können mit Hülfe einer Stelle im Tacitus genau das Jahr bestimmen, in welchem Cornelia, die gegenwärtig zur Würde der Großvestalin erhoben ist, das atrium regium zu bewohnen anfing.

„Als Cäcilia, die vestalische Jungfrau — berichtet dieser Geschichtsschreiber — verschieden war, wurde Cornelia aus der Familie der Cossus an ihre Stelle gewählt“ *).

Dies Ereigniß fand Statt gegen das Ende des Jahres 815 nach der Gründung Roms (n. Chr. 62) unter dem Consulat des P. Marius Celsus und des L. Asinius Gallus, etwa fünf Jahre vor dem Ende der Regierung des Nero.

Die jetzt fünf und dreißigjährige Großvestalin Cornelia war noch immer von imposanter Schönheit. Die Bedrängnisse ihres Lebens hatten den ursprünglichen Glanz ihrer Gesichtszüge nicht ganz tilgen und die strahlende Würde ihrer Persönlichkeit nicht vermindern können. Man nahm ihre Leiden und die Spuren der Zeit nur an der matten Bläße ihres noch unvergleichlich anmuthigen Gesichtes wahr, und ihre patrizische Hoheit zeigte sich in ihrem Blick, in welchem jedoch bei gewissen Gelegenheiten eine Milde ausgeprägt war, die mit der allgemeinen Härte ihrer Physiognomie contrastirte.

Für gewöhnlich streng, kalt und traurig, weil die Gewohnheiten ihres Lebens es fast immer verlangten, konnte sie heiter, mittheilsam und lebhaft werden, wenn ein Wort, eine Handlung, ein Gefühl in ihrer allen Eindrücken offnen Seele die bezaubernden und anmuthigen Tugenden weckte, die dort schlummerten.

Die Großvestalin gehörte der größten Familie des republikanischen und kaiserlichen Roms an, jener Familie der Cornelier, deren zahlreiche Zweige zu allen Zeiten mit den höchsten Würden und durch die berühmtesten Namen der römischen Geschichte geschmückt worden waren.

Der Glanz dieses Geschlechts verdunkelte besonders die so neue und so zweifelhafte Größe des kaiserlichen Hauses, welches, die Wahrheit zu sagen, erst in Vespasian und Titus begonnen hatte, an deren bescheidenen

---

*) Tacitus, Annal. XV. c. 22. in fine.

Ursprung die Aristokratie oft sich erinnerte, um sich an Domitian zu rächen.

Die Großvestalin hatte zum Vater den Cossus Cornelius Lentulus, der der College des Nero in seinem vierten Consulat war (Jahr Roms 813, n. Chr. 60) und zum Onkel Cornelius Cossus, Consul mit Asinius Agrippa im Jahre 778 der Gründung Roms (nach Chr. 25)*).

Diese Details sind nicht unwichtig, um die Lage der Großvestalin dem Metellus Celer gegenüber recht zu erklären und um ihre gegenseitige zärtliche Anhänglichkeit wahrscheinlich zu machen.

Eine große Wohlthat hatte, wie wir gesehen haben, Beziehungen zwischen Beiden hervorgerufen, welchen sich allmählig Empfindungen bedeutungsvollerer Art und lebhafteren Charakters zugesellt hatten.

War wirklich etwas Wahres daran, daß diese unmerklich entstandene Neigung auf beiden Seiten empfunden wurde?

Die Großvestalin war gründlich verliebt in den jungen Mann von acht und zwanzig Jahren, den sie vom Tode errettet hatte und der ihr die lebhafteste Erkenntlichkeit bezeugte.

Eine Hoffnung hielt sie heimlich aufrecht; sie sah den Augenblick herannahen, wo ihre gelösten Bande ihr erlauben würden, daran zu denken, ihr Glück durch eine Verbindung zu sichern, deren Idee schon ihr Herz mit unaussprechlichster Freude erfüllte.

Aber flößte sie dem Metellus Celer die nämlichen Empfindungen ein und würde seine Hingebung so weit gehen, daß er keine Rücksicht nähme, auf die religiösen Vorurtheile, die den Vestalinnen ihren geheiligten Charakter beizulegen fortfuhren, selbst nach ihrer gänzlichen und endgültigen Befreiung? Würde übrigens das verhältnißmäßig vorgerückte Alter der Cornelia nicht ein

---

*) Tacitus, Annal. XIV. c. 20. — Derselbe, Annal. IV. c. 34.

anderes Hinderniß bilden, vor dem seine Jugend erschrecken und muthlos werden würde?

Das war das Geheimniß, in welches die Großvestalin noch nicht hatte eindringen können, denn Metellus Celer, obschon er sie mit sichtbarer Zuneigung behandelte, hatte doch nie ein einziges Wort ausgesprochen, das solche Absichten hätte errathen lassen.

Und dennoch war dies Wort vorhanden; es war von Metellus Celer in jenem gefährlichen Briefe geschrieben, den Marcus Regulus dem Kaiser übergeben hatte; aber die Großvestalin wußte es nicht; dieser aufgefangene Brief war ihr noch nicht überbracht worden und wir wissen, in Folge welcher eigenthümlichen Ereignisse er in die Hände des Bischofs der Christen gelangt war.

In dem Schlupfwinkel in Germanien, wohin Metellus Celer hatte flüchten müssen, verließ ihn der Gedanke an Cornelia keinen Augenblick; er sah sie wieder in der verschönerten Gestalt, wie sie Trennung und Entfernung immer schaffen und die für die Phantasie ein verführerisches Spiegelbild wird. Verdankte übrigens nicht ihrem Edelmuthe Metellus sein Leben und konnte er vergessen, daß eine so große Wohlthat ganz natürlich ihre Belohnung verlangte? Und endlich war nicht diese Liebe der edlen Tochter des Cornelius, deren Glanz alle anderen patrizischen Größen überragte und welche ihre Geburt über die Könige erhob, außerordentlich schmeichelhaft für den einfachen Ritter, dessen Unbedeutendheit durch den Glanz einer solchen Verbindung gehoben wurde?

Cornelia war also die Gattin, die Metellus Celer in seinen Träumen sah, indem er die Götter anflehte, das Jahr abzukürzen, während dessen sie noch im Heiligthum der vestalischen Jungfrauen wohnen würde? —

Die Großvestalin hatte während ihres Aufenthalts im Hause der Aurelia für den Heldenmuth der Cäcilia eine Bewunderung gezeigt, welche bald in ein Gefühl der Zuneigung überging.

Als die Priesterin ihre Functionen wieder aufnehmen und in das atrium regium zurückkehren mußte, ließ sie sich von Cäcilia das Versprechen geben, sie oft zu besuchen.

Das junge Mädchen willigte gern ein; doch wartete sie mit der Erfüllung der Wünsche der Großvestalin bis ihre Hochzeit mit Olinth gefeiert war.

Das erste Mal, als Cäcilia das geheiligte Asyl des atrium regium besuchte, brachte sie eine große Freude mit. Den Tag vorher hatte ein Bote einen Brief von Metellus Celer gebracht, den sie der Cornelia einhändigte.

Diese hatte keine Nachrichten von dem jungen Manne, seitdem er Rom verlassen; sie kannte nicht einmal den Ort, wohin er sich zurückgezogen hatte.

Der Brief des Metellus enthielt alle diese für die Großvestalin so interessanten Einzelheiten; er kündigte außerdem an, daß andere Briefe ankommen würden, um häufig die Langeweile ihrer Einsamkeit zu zerstreuen und sie in ihrer Traurigkeit zu trösten.

Cäcilia kannte nicht die Natur dieser Correspondenz; sie sah darin nur ein Zeichen der Erkenntlichkeit. Sonst würde sie vielleicht Bedenken getragen haben, die Briefe zu befördern.

Sei dem, wie ihm wolle, die Großvestalin unterhielt sich ungemein gern mit Cäcilia und mehrere Gründe, wie wir gleich sehen werden, belebten ohne Unterlaß auf's Neue ihre Freundschaft und Theilnahme für die bescheidene junge Frau, welche so viel Edelmuth und Seelengröße offenbart hatte.

Man wird sich des Besuches des Bischofs Clemens bei Aurelia erinnern und des Mitleids, welches er bei dieser Gelegenheit für das Schicksal der Großvestalin zeigte, die von der Schmach jener von Helvius Agrippa über sie verhängten strengen Züchtigung noch ganz zermalmt war. Die Worte des Bischofs der Christen machten einen tiefen Eindruck auf Cornelia; sie konnte den Blick nicht vergessen, mit welchem der Priester seine mitleidigen Klagen über die Jungfrau begleitete, die

ein barbarischer Cultus zu einem durch die Gewalt auferlegten und durch den Schrecken verewigten Opfer verdammte. Die Großvestalin fühlte in sich das Verlangen entstehen, eine Religion besser kennen zu lernen, deren Mysterien sie oft hatte tadeln hören, und die doch in dem beredten Munde des Hauptes der Christen ihr so schön erschienen war.

Die Jungfräulichkeit war gleichfalls eine der heiligen Tugenden dieses neuen Cultus; Clemens hatte sie in zwei herrlichen Briefen gefeiert, welche die Großvestalin, von einer eigenthümlichen Neugier getrieben, gelesen hatte; sie hatte daraus gelernt, daß eine große Anzahl junger christlichen Mädchen sich eine Ehre daraus machten, die unbefleckten Bräute des Gotteslammes zu sein; aber sie verstand nicht den bildlichen Sinn dieser Ausdrücke; was sie gelesen und was man ihr gesagt hatte, ließ in Ermangelung einer angemessenen Erklärung in ihrem Geiste eine Verwirrung zurück, welche aufzuhellen sie lebhaft wünschte.

Wer konnte besser als Cäcilia diese Finsterniße vertreiben, Ruhe an die Stelle dieser Unruhe setzen, diese glühende Neugierde befriedigen?

Einige Unterhaltungen mit dieser jungen Frau erfüllten Cornelia mit Erstaunen und eröffneten ihr neue Gesichtskreise.

Unter andern befragte sie sie eines Tages über die christliche Jungfräulichkeit und ob es einige Beziehungen gäbe zwischen den Vestalinnen und den jungen Mädchen, welche sich für Christus zu denselben Pflichten verurtheilten.

Zu allen Zeiten haben diejenigen, welchen ihre Verpflichtungen lästig wurden, wissen wollen, ob diese Verpflichtungen von Andern ertragen, dieselbe Traurigkeit und Niedergeschlagenheit zur Folge haben.

„Christus", sagte Cäcilia, indem sie auf die Frage der Großvestalin antwortete, „legt es nicht auf: ihn als einzigen Gatten zu wählen; aber wenn man in das Opfer einwilligt, so verlangt er, daß es ganz sei . . ."

„Wie so?“ sagte die Großvestalin gespannt . . .

„Es genügt nicht, daß der Körper keusch bleibe; die Seele muß die versprochene Treue bewahren und kein Verlangen darf ihre Reinheit beflecken.“

Cornelia beobachtete einige Augenblicke hindurch Stillschweigen; sie erkannte in diesen einfachen Worten die Verurtheilung ihrer geheimen Gefühle.

„Ich begreife“, versetzte sie sodann, „daß die Einwilligung in das Opfer verlangt, daß es ohne Vorbehalt gebracht werde; das ist ganz einfach, wenn man nicht dazu gezwungen ist.“

„Gott unterstützt und belebt“, erwiederte Cäcilia; „er weiß die Seele mit einer unermeßlichen Freude zu erfüllen.“

„Die Vestalinnen kennen diese Tröstungen der Seele nicht; man hat ihnen nur die Traurigkeit und die Sehnsucht gelassen, murmelte die Priesterin mit Bitterkeit. Wie sollten sie nicht, setzte sie hinzu, ihre Verpflichtungen verwünschen?“

„Ohne Zweifel, gnädige Herrin“, sagte Cäcilia, „findet der große Unterschied zwischen Euch und unsern Jungfrauen Statt, daß diese mit Freuden das Joch tragen, das sie freiwillig auf sich genommen haben und daß Ihr Euch einem Zwange unterzieht, der Eure ach! nur zu berechtigten Klagen erweckt. Indeß, fuhr sie lächelnd fort, gleichen doch die Vestalinnen in vielen Stücken den jungen Mädchen, von welchen wir sprechen . . . und es würde nicht schwer sein zu zeigen, daß die Pflichten die nämlichen sind und daß sie auch desselben Trostes in ihrer Erfüllung theilhaftig werden könnten.“

„Wirklich?“ rief die Großvestalin mit einem leisen Anflug von Ironie, „ich bin begierig zu erfahren, wie Du mir beweisen wirst, daß ich glücklich sein kann?“

„Hochwürdige Frau“, sagte Cäcilia, „eine der großen Vorschriften unserer Religion ist, sich in den Willen Gottes zu ergeben und seinen Rathschlüssen sich zu unterwerfen . . . Er ist es in der That, der die Freuden und die Leiden vertheilt, und wir müssen das anneh-

men, was ihm gefällt uns zu senden . . . Die Vollkommensten unter uns bitten eher um Leiden und Trübsale als um Glück und Freude . . . die Andern fügen sich in die Trübsale, wenn seine Vorsehung sie ihnen zuschickt, . . . und diese Ergebung wird bald ein unendlicher Trost . . . Ihr seht, daß die Selbstverleugnung die unglücklichste Lage umwandeln kann . . ."

„Das ist sehr schön, liebes Kind", erwiederte die Großvestalin, etwas nachdenklich... „aber ich bin nicht Christin und habe nicht die Hülfsquelle eurer Tugenden."

„Allerdings, Ihr seid nicht Christin, aber wenn die Tugend gut ist und uns dienen kann . . . warum es nicht mit ihr versuchen?"

Die Großvestalin lächelte die liebenswürdige junge Frau an, welche mit so viel Freimüthigkeit zu ihr sprach.

„Theures Kind", versetzte sie, „Du hast mir gesagt, daß man bei euch den Zwang nicht zulasse. Wenn man darunter leidet, sollte man nicht suchen, ihm zu entgehen? Ist der Gedanke nicht frei in der Person, die wider ihren Willen gewissen Pflichten unterworfen ist? Was denkst Du davon?"

Cäcilia merkte leicht die Anspielung, welche die Großvestalin auf ihre eigene Lage machte. Sie sah im Geist die Empfindungen, die in ihr herrschten und ihr diese Frage eingaben, deren Bedeutung durch die Aufregung in ihren Gesichtszügen verrathen wurde.

„Hohe Frau", antwortete Cäcilia ernst . . . „die Pflicht, sei sie welche sie wolle, ist immer Pflicht . . . Freiwillig oder nicht, unser Gesetz verbietet sie zu verletzen."

Cornelia zitterte und sammelte sich einen Augenblick.

„Cäcilia!" rief sie dann, indem sie plötzlich in Thränen ausbrach, „Du weißt nicht was ich alles gelitten habe und noch leide . . . Deine Religion würde die Klage nicht verdammen können . . . Höre sie . . . Indem ich Dir erzähle, wie man mich zur Vestalin gemacht hat, wirst Du allein mein Unglück verstehen und die Bedrängniß meiner Seele kennen lernen, die ich Dir bis auf diesen Moment habe verbergen wollen . . ."

Diese letzten Worte der Vestalin bedürfen einer Erklärung.

Die bisher ziemlich häufige Correspondenz des Metellus Celer war plötzlich unterbrochen worden, ohne daß die Vestalin die Ursache dieses unerwarteten Schweigens errathen konnte.

Jedes Mal, wenn die Großvestalin Cäcilia wieder sah, fragte sie sie ängstlich, ob sie nicht den Besuch des Boten erhalten hätte, und die junge Frau war genöthigt zu antworten, daß diese geheimnißvolle Persönlichkeit völlig verschwunden sei.

Wir kennen den Grund davon; aber Cornelia konnte nicht wissen, daß die Unterbrechung des Briefwechsels des Metellus Celer mit der Entdeckung der Verschwörung des Lucius Antonius und mit der Abreise des Domitian zusammenhing.

Sie wußte vor Allem nicht, daß der letzte Brief, der das von ihr mit Ungeduld erwartete Wort enthielt, von Regulus aufgefangen, dem Kaiser vorgelegt worden war und sich gegenwärtig in den Händen des Bischofs der Christen befand.

Cornelia konnte ihre Unruhe nicht mehr bezwingen und, wie es in solchen Umständen zu geschehen pflegt, sie starb fast vor Verlangen, ihre Klagen in ein treues und besonnenes Herz auszuschütten.

Auf der andern Seite begehrte Cäcilia aus einem doppelten Beweggrunde nichts so sehr, als immer mehr in das Vertrauen der Großvestalin einzudringen.

Zunächst wollte sie sie zum Christenthum bekehren und hatte ihr das nicht verborgen.

Cäcilia, hatte die Großvestalin lächelnd geantwortet, ich glaube nicht, daß es möglich sei, vom atrium regium nach der porta Capena zu gehen.

Ehrwürdige Frau, hatte Cäcilia entgegnet, es ist schon lange Zeit her, daß ihr durch die Jungfräulichkeit euch ihr so genähert habt, daß nur noch einige Schritte zu machen übrig bleiben . . .

Und dann verband sich mit diesem ersten Grunde noch ein Gefühl lebhafter Neugier, das die junge Frau

nicht zu verhehlen suchte. Als Tochter eines Freigelassenen war sie nie dem Unglück Vestalin zu werden ausgesetzt gewesen. Sie wußte wohl so im Allgemeinen, daß die Jungfrauen des atrium regium von ihrer Kindheit an gewaltsam ihren Familien entrissen worden wären; aber sie war nie Zeuge dieser feierlichen Besitznahme gewesen, welche sich nur sehr selten erneuerte, wegen der sehr beschränkten Anzahl der Vestalinnen und der beträchtlichen Dauer ihrer Gelübde. Auch kannte sie nicht die verschiedenen Amtsverrichtungen dieser Priesterinnen und sah in ihnen, wie überhaupt die Menge, nur Jungfrauen, die gewissen Verpflichtungen unterworfen wären, welche sich scheinbar auf die Unterhaltung des immerwährenden Feuers und auf die Bewahrung ihrer Keuschheit bezogen.

„Ehrwürdige Dame", sagte Cäcilia, indem sie sich der Großvestalin näherte und ihr zärtlich die Hände drückte, „ich bin ganz die Eurige . . . redet, ich bitte Euch darum . . ."

„Liebes Kind, Du wirst sehr seltsame Dinge hören, und ich werde oft genöthigt sein, sie theilweise zu verschleiern, um nicht Dein Zartgefühl zu beleidigen . . . Aber Du wirst wenigstens das ganze Unglück einer Vestalin kennen lernen und wirst mir sagen, ob ich nicht Recht habe, mich gegen dieses Joch aufzulehnen, dessen ganze Wucht Du nicht ahnst."

Und die Großvestalin begann folgendermaßen.

Vierzehntes Kapitel.

Die Geschichte einer Vestalin.

„Ich bin", sagte die Großvestalin, „im Schooße des Ueberflusses und der Hoheit geboren. Meine Familie ist stets als die erste Roms angesehen worden! O, daß ich nicht wie Du, theure Cäcilia, die Tochter eines

Freigelassenen gewesen bin! Dieser bescheidene Ursprung hätte mich vor dem furchtbaren Schicksal gerettet, welches für immer auf mir lasten und sich — ich habe das schreckliche Vorgefühl davon! — nur in dem Gewölbe der porta Collina enden wird!

„Ich gehe schnell über die ersten Freuden meiner Kindheit hinweg, dieser seligen und nur zu kurzen Zeit, an welche ich mich ohne Unterlaß erinnere, obschon ich jetzt durch dreißig Jahre der Leiden, des Kummers und der Thränen auf sie zurückblicke.

„Ich war die einzige und mit allen Liebkosungen überhäufte Tochter eines Vaters und einer Mutter, deren Alter ihnen nicht mehr die Hoffnung auf ein anderes Kind gestattete; man sagte mir, ich wäre schön und alle die Schmeicheleien der drei oder vier hundert Sclaven, welche unser Haus bevölkerten, vermehrten noch das Glück, mit dem ich mich von allen Seiten umringt fühlte.

„Ich sehe noch den Tag, an welchem all' diese Glückseligkeit verschwand, all' die gebrechlichen Hoffnungen eines Kindes, dem das Leben zulächelt und das die Zukunft nur im rosenfarbenen Lichte sieht!

„Meine Mutter hatte mich zum ersten Male in einer weichen und reichen Sänfte in die prächtigen Säulengänge des Rom geführt, dessen Herrlichkeiten ich noch nicht kannte; wir hatten die Huldigungen gesammelt, welche die Menge an die Familien verschwendet, welche ihr theuer sind; ich fühlte mich aufgeregt durch die Lobeserhebungen der Clienten meines Vaters, welche mit jedem Schritte unser Gefolge vergrößerten; noch so jung hatte ich angefangen, die glänzenden Vorrechte des Rangs und des Vermögens zu begreifen.

„Als ich in unsere Wohnung zurückkehrte, war ich ganz entzückt und wie umgewandelt; aber bald änderte sich die Scene.

„Mein Vater saß mitten im Atrium in tiefe Niedergeschlagenheit versunken. Als er mich sah, bebte er und bittere Thränen flossen langsam von seinen durch eine geheime Angst gebleichten Wangen. Ich stürzte

mich in seine Arme, die er mir zärtlich öffnete, und während er mich eng umschlungen hielt, als wenn ich von irgend einer unbekannten und dringenden Gefahr bedroht wäre, hörte ich, wie er mit niedergeschlagener Stimme zu meiner Mutter bloß die Worte sagte:

„Lälia ist gestorben!“

„Sie ist gestorben!“ wiederholte meine Mutter gleich niedergeschlagen und alle Heiterkeit, die sie bis dahin gezeigt hatte, verschwand plötzlich und machte auf ihrem Gesichte einer eben so tödtlichen Bläße Platz, als die war, welche zu meinem großen Erstaunen die Züge des Cornelius umdüsterte.

„Sie ist diese Nacht gestorben“, fuhr mein Vater in demselben Tone fort. „Ich habe es auf dem Forum erfahren . . . Nun ist ein Platz leer im atrium regium. Wer wird ihn ausfüllen?“

„Und ich fühlte, wie mein Vater mich noch stärker an sein Herz drückte, und ich sah, wie meine Mutter schweigend niederkniete und ihre Thränen mit den Thränen ihres Gemahls und mit den meinigen vermischte, die ich in Folge eines geheimen Vorgefühls vergoß.

„Die Sclaven, welche uns von der Promenade zurückgeführt hatten, bildeten einen weiten Kreis um uns; es schien mir, als theilten sie die Traurigkeit ihrer edlen Herrschaft, nach ihrer Haltung und dem Schluchzen zu urtheilen, das ihnen von Zeit zu Zeit entschlüpfte.

„Indeß suchte meine Mutter sich etwas zu ermuthigen und ich hörte, wie sie mit schwacher Stimme sagte:

„Cornelius, sind wir denn wirklich bedroht von diesem gräßlichen Unglück?“

„Die hartherzige Göttin“, antwortete mein Vater, „verlangt, daß man die Jungfrau ersetze, die sie verloren hat, und welche andere wird ihr angenehmer sein als dieses Kind? . . . Alle meine Freunde, von derselben Ahnung wie ich ergriffen, haben es mir nicht verhehlt, daß sie meine Besorgnisse theilen. Fabia,

unsere Tochter wird uns geraubt werden! Glaube es, wir werden sie bald verlieren."

„Cornelius, die Götter werden es fügen, daß Du Dich irrst. Und höre, gestern erst habe ich die Augure über die Zukunft unserer Tochter um Rath gefragt... sie haben mir geantwortet, daß sie nichts als Glück für sie sähen eine lange Zeit hindurch."

„Fabia", erwiederte mein Vater, indem er sie gerührt ansah, „die Augure schmeicheln immer unseren Wünschen. Theure Gattin, wenn Du nichts fürchtest, warum weinst Du denn?"

„Ein langer Seufzer, der der Brust meiner Mutter entquoll, bewies, daß sie vergebens versuchte, sich selbst die ernsten Gründe der Besorgniß zu verhehlen, von der sie eben so grausam gequält wurde als Cornelius.

„Lange Zeit hindurch besprachen sie sich. Mein Vater hatte seine Freunde auf dem Forum gesehen, wo der Tod der Lälia natürlich zum Gegenstand aller Unterhaltungen gedient hatte.

„Man rechnete alle jungen Mädchen zusammen, die in dem Alter und in der Lage waren, gewählt zu werden. Mein Vater gewahrte mit Schrecken, daß man Mühe haben würde, die gesetzliche Zahl derjenigen voll zu machen, welche den Oberpriestern bei der nächsten feierlichen Loosung auf der Area Palatina vorgestellt werden sollten. Es mußten nach dem Gesetz zwanzig junge Mädchen zwischen sechs und zehn Jahren sein, aus welchen eine durch das Loos gewählt wurde. Alle gegenwärtigen Patrizier zählten die Befreiungsgründe auf, welche diese oder jene Familie beruhigen mußten. Für die Einen war es das zu weit vorgerückte oder zu junge Alter ihrer Tochter; für die Andern war es das Privilegium der drei Kinder (jus trium liberorum); bei diesen war der Vater Priester, Augur, Vorsteher bei den Göttermahlen, Salier, Ausnahmegründe, die stets zugelassen wurden, bei Jenen hätte das Mädchen alle andern Bedingungen vereinigt, aber sie hatte nicht mehr Vater und Mutter zugleich am Leben; kurz aus tausend Gründen, wahren oder angeblichen, schien es

klar, daß ich in der ersten Reihe der sich bedroht findenden wäre."

„Fabia!" rief mein Vater schmerzlich aus, als er mit diesen Details zu Ende war, „ein Opferflötist würde seine Tochter retten . . . Dieser unbedeutende Rechtsanspruch ist nie verkannt worden . . . Und mir, einem Consular, wird man dies Kind entreißen! Vesta, die unerbittliche Gottheit, verlangt vor Allen für ihren Cultus die schönen und vornehmen Jungfrauen! . . . Bin ich nicht der erste Patrizier Roms und ist Cornelia nicht das reizendste von den jungen Mädchen ihres Alters?"

„Die Stimme des Cornelius erstickte in Schluchzen und meine arme Mutter sank zermalmt von einem schrecklichen Schmerz zusammen . . . Ich selbst, obwohl ich nichts von dieser Trostlosigkeit meiner Eltern begriff und zuerst ruhig und gleichgültig geblieben war, ich weinte endlich auch, wie ein Kind weint, wenn es sieht, daß Andere es thun.

„Einige Tage nachher, brachte ein Herold von den Oberpriestern den Befehl, mich nach der area Palatina zu führen. Schon den nächsten Morgen sollte die feierliche Ceremonie stattfinden, welche Rom tief beunruhigte und zugleich vor Furcht und Hoffnung bewegte.

„Mein Vater und meine Mutter, gezwungen bei der Wahl zugegen zu sein, die über mein ganzes Leben entscheiden sollte, begleiteten mich zitternd auf den Platz, wo der Kaiser in Person als pontifex Maximus sich der Jungfrau bemächtigen sollte, welche Vesta verlangte.

„Unser Hausgesinde und die Clienten der Familie hätten sie gern begleitet; aber sie verbaten sich diese Ehre, welche, indem sie zu sehr an ihr Vermögen und an die Größe ihres Namens erinnerte, die Gefahren, welche sie fürchteten, noch vermehrt haben würde.

„Als wir auf dem Platze der area Palatina erschienen, füllte eine ungeheure Menschenmenge schon seit dem Morgen alle Zugänge. Die Menge wogte bis unter die Säulengänge der Tempel der Juno — Sospita, der Cybele und des Bacchus; das Volk hatte sogar, um

das Schauspiel besser zu genießen, die Mauern und Dächer aller umliegenden Gebäude besetzt.

„In dem Augenblicke, wo ich durch die dichten Reihen dieser tumultuösen Versammlung drang, waren die von den Oberpriestern bezeichneten jungen Mädchen schon gegenwärtig, begleitet von ihren ernsten und sorgenvollen Familien. Es waren ihrer neunzehn und ich machte die zwanzigste *).

„Ein Herold ließ mich mitten unter ihnen Platz nehmen. Es schien mir, als würde diese erste Trennung von den Meinigen eine Ursache der Freude für die Eltern, welche vor meiner Ankunft vor Unruhe geweint hatten, sich aber jetzt beruhigten, da sie mich erblickten, als ob ich das zum Voraus durch ein unvermeidliches Schicksal bezeichnete Opfer wäre.

„Seltsamerweise nannte man in der That meinen Namen in allen Unterhaltungen, die ich um mich hörte, indem man behauptete, daß das Loos auf Cornelia fallen würde.

„Plötzlich wogte die Menge auseinander und öffnete sich, um einem schweigend auf die Area zuschreitenden Zuge den Durchgang zu verschaffen.

„Es war der Kaiser Nero, im Kostüm des pontifex Maximus, begleitet vom ganzen Priestercollegium.

„Alles Geräusch verstummte und die Unbeweglichkeit der Menge bezeugte die Feierlichkeit des Moments.

„Ein Augur besprach sich einige Augenblicke mit dem Kaiser. Er erklärte, die Vogelschau sei vorgenommen und kein übles Vorzeichen widersetze sich der Ceremonie.

„Der Herold verkündigte sodann die Namen der jungen Mädchen.

---

*) Aulus Gellius, der uns die Beschreibung der Wahl der Vestalinnen aufbewahrt hat, berichtet wirklich, daß man zuerst zwanzig junge Mädchen bezeichnet, unter welchen sodann das Loos entschied: „Virgines e populo viginti legantur; sortitioque in concione ex eo numero fiat.“ Noct. att. 1, 12.

„Unterdessen waren die Namen aufgeschrieben und in eine Urne gelegt worden. Der Kaiser tauchte seine Hand hinein und auf dem Täfelchen, das er herauszog, stand der von ihm mit lauter Stimme verkündigte Name Cornelia, den so viele zum Voraus genannt hatten!

„Der ganze Platz hallte wieder von den Beifallsbezeugungen der Menge, welche das herzzerreißende Schreien meiner Mutter und die düstern Verwünschungen übertönten, welche mein Vater in seiner Verzweiflung an die Götter richtete.

„Der Kaiser schritt auf mich zu und indem er die Hand auf mich legte, wie man sie auf einen Sclaven legt, von dem man Besitz nehmen will, ließ er die Worte der geheiligten Formel hören:

„Amata" — rief er mit feierlicher Stimme, „ich nehme Dich!" . . .*)

„Die Priester stießen jetzt einen Schrei aus, der ohne Zweifel deshalb so stark war, damit man die letzten Flüche meiner Eltern nicht vernehmen sollte und das Volk setzte ihn mit einem so wahnsinnigen Enthusiasmus fort, daß der Kaiser genöthigt wurde, sich zu unterbrechen.

„Amata", fuhr er fort, sobald wieder Ruhe eingetreten war, „ich nehme Dich, um Priesterin der Vesta zu sein und um die heiligen Gebräuche zu vollziehen; um nach dem Rechte der Vestalinnen alles zu thun, was im Interesse des römischen Volkes und der Quiriten ist . . . Möge ein günstiges Gesetz diese Wahl weihen!"

„So war ich Vestalin! So waren mein Vater und meine Mutter mir nichts mehr, denn eine Vestalin hat keine Familie! So sollte ich alle die, welche ich gekannt und geliebt hatte, für immer verlieren! . . .

---

*) Amata war der Name der ersten Vestalin, welche auf diese Weise genommen wurde und, in Nachahmung der alten religiösen Ueberlieferungen fuhr man fort, diesen Namen im Moment der Inbesitznahme zu gebrauchen.

„Theure Cäcilia, konnte ein kleines, kaum sechs Jahre zählendes Mädchen die verhängnißvollen Folgen einer Ceremonie begreifen, deren Pomp sie amüsirte und deren eitles Gepränge sie betäubte?

„Dennoch weinte ich sehr heftig, denn ich sah meine jungen Gefährtinnen sich in die Arme ihrer Mütter werfen, welche sie mit ihren leidenschaftlichen Liebkosungen überschütteten, während die Meinige vergebens flehete, man möchte mich ihr zurückgeben! . . .

„Aber ich war in den Händen der Oberpriester, die mich nach einer geschlossenen Sänfte schleppten, in welche man mich zu steigen zwang, ohne auf mein Geschrei zu achten und ohne Mitleid mit meinen Thränen zu haben! . . .

„Einige Augenblicke nachher trat ich ins atrium Regium ein, wo mein Haar unter der Scheere der Priester fiel und wo man mich mit dem Gewande der Vestalinnen bekleidete.

„Von da an habe ich beinahe dreißig Jahre lang nur ein einziges Mal dieses Asyl der Verzweiflung verlassen, das man in bitterer Ironie in einen üppigen und bezaubernden Schlupfwinkel hat verwandeln wollen, als wenn Prunk und Genüsse den Gram verhindern, die Freuden der Familie ersetzen und über die Oede des nach Liebe schmachtenden Herzens trösten könnten!“

Die Großvestalin, von der Bitterkeit ihrer Erinnerungen überwältigt, hielt ein wenig inne, bevor sie ihre Erzählung fortsetzen konnte.

Cäcilia verhielt sich schweigend, indem sie nicht wußte, wie sie einen Schmerz besänftigen sollte, den leere Worte noch mehr hätten aufregen können.

Cornelia bewies sich übrigens würdig und ruhig. Sie trocknete schnell einige Thränen, womit der erste Moment der Gemüthsbewegung ihre Augen befeuchtet hatte, dann fuhr sie fort:

„Ich habe meine Eltern nie wieder gesehen. Sie erlagen ihrem Grame im ersten Jahre meines Dienstes. Um die Trennung besser zu vollenden, die eine ewige

sein sollte, hatte man uns nicht einen einzigen Augenblick wieder zusammen zu kommen verstattet!

„Dennoch — so veränderlich und wenig dauernd sind die ersten Eindrücke der Kindheit! — gefiel mir anfangs das Leben im atrium Regium.

„Wie sollte mich auch dieses Leben nicht angelächelt haben? Wie groß auch der Reichthum meiner Familie gewesen, nie war ich von so viel Glanz umgeben worden, wie dieser Aufenthaltsort meiner leicht verführbaren Jugend darbot. Ich liebe die Ehrenbezeugungen; ich bin nicht unempfindlich für die eitlen Schmeicheleien der öffentlichen Huldigung; wo anders hätte ich diesen Beweisen religiöser Ehrfurcht und diesen begeisterten Zurufen begegnen können, die uns hier überall begleiten?

„Die hier lebenden jungen Mädchen sind alle von hoher Geburt und ihr Umgang ist bezaubernd; ich schloß mich an diejenigen an, welche ihr Alter dem meinigen näherte und ich liebte sie mit der ganzen Gluth eines Herzens, das keine andern Neigungen kennt.

„Freundinnen meiner Kindheit, ihr seid nicht mehr! ... Ein grausamer Tod hat uns seit langer Zeit geschieden! Welche Oede habt ihr an dem Orte zurückgelassen, den eure Gegenwart belebte! Welche schmerzliche Erinnerungen zerreißen mir die Seele, wenn ich mich in die Tage versetze, wo ich in euch die einzigen Wesen verlor, deren mit dem meinigen verbundenes Dasein mir die köstlichsten Freuden bereitet hat, die ich jemals gekannt habe! . . ."

Die Stimme der Großvestalin war wieder zitternd geworden und unwillkürlich wurden ihre Augen trübe von Thränen.

Sie fuhr jedoch fort:

„Es war ein schrecklicher Tag, als Varonilla und die beiden Schwestern Ocellates starben . . . Von diesem Moment an betrachtete ich mein Leben mit Entsetzen . . . und die Zukunft erschien mir düster und trostlos, wie sie es auch wirklich nicht aufgehört hat zu sein . . .

„Es sind zehn Jahre her, theure Cäcilia, seit jene Ereignisse sich zugetragen haben, denn es war im Anfange der Regierung des Domitian, und jeder Tag seit jener Zeit ist mit solchen Bedrängnissen bezeichnet gewesen, daß ich nicht weiß, warum ich ihnen nicht unterlegen bin! . . .

„Bisher hatte ich, wenn nicht glücklich, wenigstens ruhig gelebt. Ich fühlte in meinem Innern eine drückende Traurigkeit, aber ich wurde mir ihres Grundes nicht bewußt.

„Man sagt, die Zugvögel, welche am Ende des Sommers nach milderen Himmelsgegenden wandern, zittern und werden unruhig in dem Moment, wo sie übers Meer fliegen sollen, wenn eine grausame Hand sie gefangen zurückhält!

„So war ich auch aufgeregt und unruhig in meinem Uebergang von den Jahren der Kindheit zu denen der Jungfrau als ich, ergriffen von dem unbestimmten Verlangen nach einem andern Loose, nur die düstern Mauern dieser engen Wohnung als meinen Gesichtskreis wahrnahm. Indessen, ich schwöre es bei Vesta, war mein Leben so rein und mein Herz so lauter, daß ich nicht begriff, was ich empfand.

„Ich erstarrte nach und nach, gleich den nämlichen Vögeln, welche ihr geheimer Trieb nach laueren Lüften hinruft und die zuletzt sich doch an den Winter unseres Klima's gewöhnen.

„Ich war fünf und zwanzig Jahre alt und ließ mich einschläfern durch die klagenden Stimmen, deren Flüstern sich in mir regte; aber ich legte ihnen keinen Sinn bei und sagte mir nur, daß die Natur auch seufze und daß das Wehen der Lüfte die Seufzer ihrer verborgenen Schmerzen seien.

„Seltsam ist es in der That und vielleicht gut! Die Vestalinnen werden von den ersten Tagen an in die Uebung des Gottesdienstes und der Mysterien eingeweiht; aber außerhalb ihrer materiellen Pflichten, spricht man zu ihnen nie von jenen strengeren und furchtbaren Verpflichtungen ihrer Seele, die ihnen auferlegt

sind. Man überläßt der Zeit die Sorge sie zu unterrichten; man überläßt es ihrem Herzen zu ahnen und zu fassen; den Umständen sie mit einem Male zu erleuchten!

„So geschah es mit mir!

„Eines Morgens erwachte ich, erschreckt durch unheilvolle Schreie und durch den Lärm der hastigen Schritte unserer Sclaven, welche das atrium Regium nach allen Richtungen hin durcheilten.

„Ich horchte und hörte eine Stimme, welche rief: Sie sind todt! . . . Ihre Körper sind schon kalt! . . .

„Wer, todt? schrie ich meinerseits, indem ich die Frau fragte, welche mich gewöhnlich bediente und in diesem Augenblick ganz in Thränen in mein Gemach trat.

„Varonilla und die beiden Schwestern Ocellates! Man hat es eben wahrgenommen!

„Varonilla und die beiden Schwestern Ocellates! wiederholte ich mit einer vom Schreck erstickten Stimme.

„Ich hatte sie den Abend vorher verlassen; sie strahlten von Gesundheit . . . Ich konnte das mir Gemeldete nicht begreifen . . .

„Es ist unmöglich! sagte ich zu dieser Frau . . . Wie? alle drei zu derselben Zeit? Wer kann solchen Unsinn behaupten? . . .

„Und dennoch war meine Angst so groß, daß ich schon von meinem Lager gesprungen war und ganz außer mir nach der Seite hin lief, wo die drei jungen Vestalinnen wohnten.

„Ich hörte nur, daß, auf meine Frage antwortend, meine Sclavin mit dumpfer Stimme sagte:

Man hat sie getödtet! . . .

„O, meine liebe Cäcilia, welch' ein Schauspiel hatte ich, als ich mit zitternder Hand den Thürvorhang von dem Gemach entfernte, welches der dichte Haufe der Diener des atrium Regium umringte.

„Ich stieß einen durchdringenden Schrei aus und sank in völliger Ohnmacht auf den Boden hin.

„Mit einem einzigen Blicke hatte ich die leblosen und blutbefleckten Gesichter meiner jungen Gefährtinnen

gesehen, welche ich wie Schwestern liebte und nun starr und todt wiederfand.

„Wie lange blieb ich so, meiner Sinne beraubt?

„Ich weiß es nicht, obschon man mir gesagt, daß ich mehrere Tage wie todt dagelegen hätte.

„Als ich wieder zu mir kam, war ich auf meinem Bett ausgestreckt und neben mir stand ein Priester, Helvius Agrippa!

„Ich zitterte! Indeß waren alle meine Erinnerungen erloschen!

„Helvius Agrippa sagte zu mir mit feierlicher und strenger Stimme:

„Cornelia, der Tod der Varonilla und der Schwestern Ocellates ändert Eure Lage . . . Ihr seid jetzt Großvestalin!

„Ich unterbrach ihn mit Schluchzen.

„Jetzt erwachte mein Gedächtniß wieder und mit ihm die unvertilgbare Erinnerung an das blutige Schauspiel, das ich doch nur halb gesehen hatte.

„Große Götter, rief ich aus, es ist also wahr! Sie sind nicht mehr! . . .

„So sterben die Jungfrauen, welche ihr Versprechen brechen, sagte Agrippa in demselben feierlichen und düstern Tone . . . Cornelia, vergeßt es nicht!

„Was meint ihr? sagte ich, indem ich die Blicke auf den Oberpriester heftete, der mich seinerseits mit einem eigenthümlichen Erstaunen ansah.

„Das ist seltsam, murmelte er! . . . Wie? versetzte er nach einer kleinen Pause, solltet ihr nicht wissen, daß die Schwestern Ocellates und Varonilla der Unzucht überführt und ihre Verführer verbannt worden sind? . . . Cornelia! Cornelia! auch Ihr seid desselben Verbrechens angeklagt worden . . . und wenn Ihr jetzt nicht auf dem campus sceleratus neben diesen drei unwürdigen Vestalinnen schlummert, so danket dafür der Gnade des Kaisers . . . dessen Nichte Euerer Pflege anvertraut ist . . . dies Kind hat euch gerettet . . .

---

*) Sueton, Domit. c. III.

„Nach diesen ebenso drohenden als geheimnißvollen Worten erhob sich Helvius Agrippa und verschwand.

„Es blieb mir überlassen, ihren unergründlichen Sinn zu erfassen!

„Man erzählte mir Folgendes:

„Am Abend vor dem Tage, wo man die blutigen Leichname meiner Gefährtinnen entdeckte, einige Augenblicke nachdem ich diese jungen Mädchen verlassen hatte, bei welchen ich oft einen Theil der Nacht verweilte, drang ein Centurio, begleitet von einem Oberpriester ins atrium regium. Er ging geradezu in das Gemach, wo Varonilla und die beiden Ocellates heiter zusammen plauderten.

„Ihr müßt sterben! sagte der Oberpriester bei seinem Eintreten barsch, indem er die drei Jungfrauen anredete, welche erbleichten und einen Schrei des Entsetzens ausstießen.

„Ihr habt Euer Gelübde gebrochen! Ihr müßt sterben! wiederholte der Priester mit unbarmherziger Stimme. So lautet der Befehl des Kaisers, der Euch als Pontifex Maximus verurtheilt hat.

„Und der Hauptmann zeigte sein breites Schwert, das er diesen Unglücklichen hinhielt.

„Sie warfen sich, sagte mir Antonia, eine junge Vestalin, von der ich alle diese Einzelheiten habe — denn da sie dicht daneben wohnte, schlich sie sich im Dunkeln hin und konnte Zeuge der gräßlichen Scene sein — sie warfen sich vor diesen beiden Männern auf die Kniee, indem sie um ihr Leben baten . . . und flehten, man möchte ihnen wenigstens erlauben sich zu rechtfertigen.

„Nein, sagte der Priester, die Sclaven Eurer Verführer sind der Folter unterworfen worden und haben die Verbrechen ihrer Herren bekannt . . . In diesem Augenblicke erleiden sie die Geißelung, worauf sie ins Exil geschickt werden. Was Euch betrifft, so hat der Kaiser Euch die Macht Eurer Todesart frei gelassen. Aber der Spruch ist unwiderruflich.

„Das ist unmöglich! . . . Wir sind unschuldig! Man kann uns nicht so tödten ohne uns zu hören.

„Die unglücklichen jungen Mädchen wanden sich in Verzweiflung zu den Füßen ihrer Henker, welche sie mit kaltem Blick ansahen.

„Hier ist das Schwert, sagte der Hauptmann.

„Oder das Gift," setzte der Priester hinzu, indem er ein Fläschchen hervorzog. „Wählet!"

„Und als die Opfer immer noch fleheten, rief er:

„Zieht ihr das Gewölbe der porta Collina vor, welches der Kaiser in seiner Milde euch ersparen möchte! Nehmt euch in Acht! Wenn der Tag, der nach dieser Nacht leuchten wird, euch noch lebend findet . . . ganz Rom wird zu eurer Hinrichtung seinen Beifall bezeugen! Hört ihr den Lärm, der sich draußen erhebt?

„Die drei Vestalinnen horchten bebend. Ein Gemurmel verworrener Stimmen drang wirklich bis zu ihnen.

„Draußen steht, fuhr der Priester fort, eine Cohorte, deren Befehlshaber der Hauptmann ist und die auf eure Entscheidung wartet . . . Wenn ihr nicht in diesem Moment sterbt, so hat sie Befehl Euch fortzuführen . . . und morgen werdet ihr lebendig in den Abgrund hinuntersteigen, wo der Hunger die Sühnung übernehmen wird . . .

„Diese Drohung war so schrecklich, daß ich — erzählte mir Antonia — sah, wie sich die Haare meiner Gefährtinnen sträubten. Sie öffneten den Mund zu einem letzten Flehen, aber ihre Stimmen erstarben, durch jene Todesangst, die so groß ist, daß sie die Kraft hat, sogar die Bitte der Opfer zu ersticken.

„Jetzt, da alle Hoffnung verloren war, ergriff Baronilla das Schwert des Centurio und versetzte sich mit unsicherer Hand einen Stoß . . . Aber sie hatte nicht die Kraft, ihn zu vollenden und reichte ihre Kehle hin, die der Soldat mit dem schon vom Blute der ohnmächtig werdenden Jungfrau gerötheten Schwerte durchbohrte.

Die beiden Schwestern Ocellates hielten sich eng umschlungen, indem sie zusammen sterben wollten und

sich in schmerzvollen Zuckungen wanden ... Sie hatten sich in das Gift des Priesters getheilt!

„Ihr Todeskampf war so gräßlich und so langsam, daß der Hauptmann aus Mitleid oder Ungeduld ihn beendigte, wie er den Tod der Baronilla beschleunigt hatte.

„Die Sclaven des atrium regium hoben am andern Morgen die Leichname auf und legten sie auf ihre Lager; die beiden Henker waren verschwunden.

„Man hob auch Antonia auf, welche am Fuß der Säule in Ohnmacht gefallen war, von wo aus sie diesem Schauspiel des Todes beigewohnt hatte ... Einige Monate nachher erlag dieses unglückliche Kind selbst den entsetzlichen Visionen, welche sie bedrängten und dem schauerlichen Wahnsinn, der sie nur auf kurze Zwischenräume verließ.

„So meine liebe Cäcilia sind diese Mädchen untergegangen, deren jungfräuliche Keuschheit nie auch nur der geringste Hauch trübte.

„So hätte ich selbst beinahe ihr Loos getheilt, denn ich wurde, wie mir Helvius Agrippa sagte, nur durch die göttliche Aurelia gerettet, die meiner Pflege seit einigen Jahren übergeben war! Sie allein hat mich an das Leben fesseln können, und an was für ein Leben!

„Wie sollte ich nicht zittern, wenn schon die Denunziation, wenn die geheime Feindschaft eines Priesters, wenn die durch die Folter entrissenen Geständnisse zu einer Verurtheilung berechtigen können; denn das ist die unglückliche Lage der Vestalinnen, daß diese so zweifelhaften Beweisgründe fast immer hinreichend gegen sie erschienen sind.

„O welch' unheilvolles Licht haben diese Ereignisse in meine Seele geworfen! ... Bis jetzt hatte ich kaum über unsere Pflichten nachgedacht, und über die Versprechen, die wir niemals geleistet haben! Ich habe begriffen, wie schrecklich sie sein; aber ich nahm zu gleicher Zeit mit Schauder wahr, daß dies unerbittliche Schicksal uns oft wider unsern Willen dem Abgrund zutreibe, in welchem mich die Hand der Priester einst begraben

wird, denn dieses Vorgefühl hat mich nie verlassen!... Man wird dann auch zu mir mitten in der Nacht kommen und sagen: Cornelia, du kannst wählen zwischen dem Gift und dem Schwert!

„Liebes Kind, mögen die Götter mir verzeihen! Aber was ist das für eine Religion, wo man verlangt, daß wir bei Strafe der Hinrichtung rein bleiben und wo man uns auferlegt, Zeugen der furchtbarsten Ausschweifungen zu sein! . . .

„Du hast von den Mysterien der Bona-Dea (gute Göttin) reden hören, bei welchen die Großvestalin persönlich den Vorsitz zu führen hat! — Ach, als der Bischof der Christen vor einiger Zeit begleitet von dem jungen Cäsar Vespasian kam, um Dich von der göttlichen Aurelia zu reklamiren, rief er mit Recht in meiner Gegenwart aus, daß die Vestalinnen erschrocken aus diesen schändlichen Mysterien fliehen! . . .

„Es ist wichtig, daß ich einen Zipfel des Schleiers lüfte . . . Aber beruhige Dich . . . zunächst verstattet mir eine gebieterische Pflicht nicht, das zu enthüllen, was dort vorgeht . . . und dann möchte ich nicht sagen, was Du nicht hören dürftest!“

In diesem Augenblick entfernte eine Hand leise den Thürvorhang, der das Zimmer der Cornelia von dem inneren Hof trennte, und ein ehrwürdiger Greis erschien auf der Schwelle.

Die beiden Frauen hatten es nicht bemerkt; ihre Unterredung gelangte so zu den Ohren des Unbekannten, der leicht erbebte und aufmerksam und unbeweglich stehen blieb.

„Du weißt, meine theuere Cäcilia,“ sagte die Priesterin, „daß man diese Mysterien der „guten Göttin“ an den Kalenden des Mai (1. Mai) feiert und daß die Nacht der Moment ihrer Vollziehung ist. *)

*) Man hat nie gewußt, wer die Bona-Dea war, noch worin ihre Mysterien bestanden. Die alten Autoren nennen sie bald Fauna bald Fatua, Name einer Ehefrau, deren eheliche Keuschheit so streng war, daß kein Mann

„Nur Frauen werden dort zugelassen.

„Den Abend vorher begibt sich die Großvestalin, die heiligen Geräthe mit sich nehmend, entweder in das Haus des Prätors oder in das des Consuls, denen es von diesem Augenblicke an untersagt ist, in ihrer Wohnung zu bleiben.

„Ich weiß nicht, ob, wie ein Dichter behauptet, *) der in unsern Tagen mit solchem Recht die furchtbare Zügellosigkeit dieser Mysterien gebrandtmarkt hat, diese ehedem mit etwas Anstand begleitet gewesen; aber heut zu Tage, von welcher Schamlosigkeit, von welcher Gluth wahnsinniger Ausschweifung, von welcher unglaublichen Tollheit sind nicht alle diese Frauen erfüllt, welche sich unter dem Vorwande, die eheliche Keuschheit der Frauen zu ehren, versammeln! —

„Das erste Mal, wo ich in meiner Eigenschaft als Groß-Vestalin diesen Mysterien beiwohnte, glaubte ich zuerst, sie würden sich in völliger Ehrbarkeit vollziehen und ich wurde sogar eigenthümlich bewegt von den ängstlich genauen Vorsichtsmaßregeln, welche die Frauen ergriffen, um jeden Gegenstand zu verhüllen, der geeignet war, ihr Schamgefühl zu beleidigen. So bedeckten

---

so lange sie lebte, sie sah oder ihren Namen erfuhr. Deshalb, sagt man, feierten die Ehefrauen ihr Fest während der Nacht, in Abwesenheit jedes männlichen Individuums. (Alexander ab Alexandro VI. 8.) — Andere Schriftsteller behaupten, daß die Bona-Dea, die Opi, die Maia-Majesta, die Cybele, Ceres, Venus-Cottyto gewesen sei. Es war den Männern nicht erlaubt, ihren Namen zu erfahren. (Cic. de Arusp. resp. 17., Lact. Inst. 1, 22.) — Man ist gleichfalls uneinig über die Zeit, wo ihre Mysterien wiederkehrten. Einige verlegen sie auf den 4. Dezember. Wir haben die gewöhnlichste Meinung annehmen zu müssen geglaubt, welche den 1. Mai angibt, Diese Meinung stützt sich übrigens auf die Autorität des Ovid (Fast. V., 148 u. fl.) und auf die des Macrobius (Saturn. I., 12). In dem einen Punkt ist indeß alle Welt einstimmig, daß diese nächtlichen Feste von erschrecklicher Zügellosigkeit waren.

*) Juvenal VI., 334 u. 335.

sie mit ihren Schleiern die Gemälde der Ahnen des Consuls Petilius Rufus, in dessen Hause man sich versammelt hatte, um buchstäblich die rituelle Vorschrift zu beobachten, welche die absolute Ausschließung der Männer fordert.

„Bald jedoch wurde ich getäuscht über die Sittenreinheit dieser so zartfühlenden Damen! Sie waren nicht mehr Frauen, sondern wirkliche Mänaden, trunkene Bacchantinnen, welche das Gelage zu allen seinen Ausgelassenheiten mit fortriß!

Einige Jahre später beim Fortgehen aus einer dieser nächtlichen Mysterien geschah es, daß ich den Metellus Celer retten konnte, den man zur Hinrichtung führte!

„Cäcilia, ich werde Dir nicht weiter sagen, wie theuer er mir geworden ist! Du kennst diesen jungen Mann und Du hast sehen können, ob er der Zuneigung würdig ist, welche ich ach! im Grunde meines Herzens unterhalte.

„Ist also diese Neigung ein Verbrechen, und sind meine Wünsche nicht berechtigt, weil ich sie lange Jahre hindurch nicht habe hegen dürfen?

„Würde eure Religion, die, wie Du sagst, die Klage untersagt, wenn man leidet und die Freude in der Traurigkeit gebietet, meine Gefühle verdammen?

„Werde ich nicht bald frei werden? Und dann?...

„Aber was sage ich? Und wozu diese Hoffnungen?“ rief die Großvestalin, indem sie sich plötzlich erhob und eine ungemeine Aufregung zeigte.

„Metellus Celer ist verbannt! . . . Er ist der Denunziation des Regulus entflohen und dennoch, ich fühle es, bedroht uns noch der furchtbare Zorn der Oberpriester! . . .

„Was ist aus ihm geworden? Was hat man mit ihm gemacht? Warum werden seine Briefe Dir nicht mehr übergeben?

„Im letzten, den Du mir brachtest, begann er mich errathen zu lassen, daß meine Wünsche die Seinigen wären! Er sagte mir . . . bald . . . werde ich mich noch offener aussprechen können!

„Es sind drei Monate her, daß er mir das schrieb und dieser Brief, der so bald kommen sollte, ich habe ihn noch immer nicht erhalten!

„Cäcilia, theures Kind! Große Trübsale bereiten sich vor . . . Die Zukunft stellt sich meinen Augen mit düsteren Farben dar!

„Metellus, ich sehe dich sterbend, zerrissen von den Streichen ihrer grausamen Geißeln, und . . . ich . . . o Entsetzen! ich steige lebendig in jenes Gewölbe der porta Collina hinab, das niemals seine Opfer wiedergegeben hat! . . .

„Große Götter! Wer wird mich retten? — Wer wird mich von diesem furchtbaren Schicksal erlösen?“

„Ich werde es thun!“ sagte die ernste und feierliche Stimme des Greises, der seit einem Augenblick auf der Schwelle zuhörte und nun plötzlich vortrat. Die Großvestalin und Cäcilia stießen zusammen einen Schrei der Ueberraschung aus. Sie erkannten so eben in diesem Greise den Bischof der Christen!

„Ihr hier, gnädiger Herr!“ sagte Cornelia, indem sie auf Clemens ihre von tiefem Erstaunen und lebhafter Unruhe erfüllten Blicke richtete . . . „Welcher Grund kann Euch an diesen Ort führen?“

„Ehrwürdige Jungfrau, sagte der Greis, „ich habe bei Euch einen wichtigen Auftrag übernommen und ich habe in den Händen die Antwort auf einen Theil der Fragen, welche ich Euch an diese junge Frau habe richten hören . . . Aber zu gleicher Zeit muß ich ernsthaft mit Euch reden . . . Könnt ihr mir diese Unterredung bewilligen?“

Die Großvestalin deutete durch eine Geberde ehrfurchtsvoller Willfährigkeit an, daß sie dem Bischof zu Diensten stehe und indem sie ihm einen Sitz anbot, setzte sie sich selbst.

„Meine Tochter,“ sagte Clemens, sich zu Cäcilia wendend . . . „Du kannst Dich entfernen . . . Deine Gegenwart ist hier nicht mehr nöthig. Mir kömmt es zu, das Werk fortzusetzen, das Du angefangen hast

und auf die Fragen zu antworten, die Dir gestellt wurden, als ich mitten unter euch erschien."

Cäcilia drückte zärtlich ihre Lippen auf die Hände der Großvestalin, verneigte sich vor dem ehrwürdigen Greise und verschwand.

Cornelia und Clemens blieben jetzt allein. Es waltete zwischen ihnen einen Augenblick tiefes Schweigen ob. Der Bischof brach es zuerst, indem er der Cornelia einen Brief hinreichte, dessen sie sich eilig bemächtigte.

Fünfzehntes Kapitel.

Clemens erfüllt den Auftrag des Gurges.

„Ehrwürdige Dame," sagte Clemens, „dieser Brief des Metellus Celer ist ziemlich alt . . . Es ist schon einige Zeit her, daß ich versprochen habe, ihn Euch zuzustellen . . . Aber ich habe überlegen müssen, bevor ich diesen Auftrag erfüllte . . . Es ist möglich, daß mein Schritt von ernsten Folgen begleitet ist . . . Ich wollte in der Lage sein, sie zu beschwören . . . wenn sie wirklich Statt haben sollten . . . Cornelia hörte diese Worte nur in Zerstreutheit an und ohne sich zu fragen, ob sie einen beunruhigenden Sinn hätten oder nicht.

Vertieft in die Lectüre des Schreibens von Metellus Celer, welches zugleich die Enthüllung von öffentlichen für ihre künftigen Pläne so wichtigen Ereignissen und die erste sichere Hoffnung enthielt, welcher der junge Mann seiner Liebe aussprach, schien sie ganz von einer unermeßlichen Freude hingenommen.

Da Clemens nur zu sicher war, dieser Heiterkeit einen schrecklichen Streich zu versetzen, wartete er auf den Augenblick, wo es ihm möglich sein würde, dies so schonungsvoll als möglich für die unglückliche Vestalin zu thun und zugleich mit Vortheil für die geheimen Absichten, die er selbst in seinem Geiste hegte.

Er beobachtete daher stillschweigend die Physiognomie der Cornelia und ihren Ausdruck, während sie die Lectüre vollendete.

Mit einem Lächeln auf den Lippen und mit dem Ausdruck einer lebhaften Befriedigung in ihrem strahlenden Blick wandte sich die Großvestalin nach einigen Augenblicken zu dem Bischof und sagte ihm:

„Hochwürdiger Herr, es würde lächerlich sein, in eurer Gegenwart die Götter, welchen ich diene, anzurufen, um Euch für die große Wohlthat zu danken, die Ihr mir erwiesen habt durch das Herbeibringen dieser schon so lange Zeit erwarteten Nachrichten . . . Aber ich werde gern den Gott der Christen bitten, die Schuld meiner Erkenntlichkeit gegen Euch zu übernehmen . . .“

Clemens verneigte sich, ohne zu antworten.

Die Großvestalin fuhr fort:

„Also wird denn Domitian gestürzt werden durch Lucius Antonius und seine Großneffen werden an seine Stelle als Kaiser proklamirt werden! Das Ereigniß ist unermeßlich wichtig für Euch und für mich. Für Euch! Denn es ist der Triumph Eurer Lehre . . . Für mich, denn mit dem Tyrannen verschwinden meine unversöhnlichen Verfolger und die gräßlichen Befürchtungen, die mich anfechten . . . Ich wiederhole es, Herr, ihr wißt es nicht, ihr könnt nicht wissen, was für eine große Wohlthat Ihr mir erweiset!

Jetzt war für Clemens der Moment gekommen, die peinliche Aufgabe zu beginnen, welche er sich auferlegt hatte.

„Würdige Jungfrau,“ sagte er mit eben so trauriger, als zärtlicher Stimme, „ein Greis kann das Recht haben, sich mit einer Person, wie Ihr, zu beschäftigen . . . und es gibt nichts . . . verzeiht mir meine geheime Theilnahme . . . es gibt nichts von dem was Ihr zu fürchten habt, oder was Euch interessirt, was mir unbekannt wäre! Aber hat man Euch denn gesagt, daß wenn Domitian Rom seit drei Monaten verlassen hat, dies geschehen ist, um mit allen seinen Streitkräften gegen Lucius Antonius zu marschiren?“

„Große Götter! Sollte es wahr sein . . . hochwürdiger Herr!“

„Es ist eine Begebenheit, die Niemand in Rom unbekannt geblieben ist. Der gesammte Senat begleitet den Kaiser. Ich wundere mich, daß diese Nachricht Euch überrascht.“

„Ich kannte, Herr, die Abreise des Domitian nach Germanien, aber Niemand konnte mich von den Plänen des Lucius Antonius unterrichten. Erst seit einem Augenblick und in Folge Eures Besuchs ist es mir möglich, dieser Expedition, deren Zweck ich nicht ahnte, einige Wichtigkeit beizulegen . . . Aber ohne Zweifel wird der General siegen. Domitian ist ja so verabscheut!“

„Lucius Antonius wird vernichtet werden . . . einige positive Mittheilungen erlauben mir das zu versichern . . . Schmeichelt euch daher nicht mit einer eiteln Hoffnung!“

„Aber es wird doch,“ meinte erbleichend die Großvestalin, „wenigstens Zeit vergehen, bevor man die Muße hat sich mit der gegen uns ausgedachten Rache zu beschäftigen . . . und in einem Jahre spätestens, wenn ich aufhöre Großvestalin zu sein, entgehe ich den Denunziationen des Regulus, der Rache der Oberpriester, der Allmacht des Kaisers! Hochwürdiger Herr! verdammt Ihr die Hoffnungen, welche mir dieser Brief gewährt, und würdet ihr mich schuldig finden, wenn ich daran festhalte?“

Mit dieser Frage heftete Cornelia auf den ehrwürdigen Greis einen angstvollen Blick, denn sie gewahrte in seinen Zügen einen Schmerz, den er nicht zu verbergen suchte und ein leichtes Beben, dessen er nicht Herr gewesen, schien neue Beängstigungen anzukündigen, noch schrecklichere und schwerere als die ersten . . .

„Ihr denkt, würdige Jungfrau,“ antwortete der Bischof langsam, „an Metellus Celer und ihr fragt mich, ob ich eure Pläne billige oder tadele? . . . Ach, die Ereignisse, welche euch bedrängen, machen die Prüfung dieser Frage unnütz. O mein Gott!“ rief er, die Augen zum Himmel erhebend und seine Hände über

den Kopf der Großvestalin ausbreitend, „verleihe, daß diese Jungfrau, welche schon Deinen Namen kennt und, ohne es zu wissen, Dich durch ihre Keuschheit verehrt hat, die Kraft empfange, den Streich auszuhalten, den ich ihr versetzen muß!“

„Was wollt Ihr sagen?“ rief jetzt die Großvestalin ganz außer sich . . .

„Jungfrau, diesen Brief, den ich Euch übergeben habe . . . der Kaiser hat ihn in seinen Händen gehabt.“

„Der Kaiser hat diesen Brief gelesen!“ wiederholte die unglückliche Vestalin, indem sie einen so herzzerreißenden Schrei ausstieß, daß er im ganzen atrium regium gehört werden konnte.

Zu gleicher Zeit hatte sie sich in der ganzen Länge ihrer imposanten Figur aufgerichtet und stand aufrecht vor dem Bischof, zitternd und bestürzt, das Gesicht bald blaß bald roth werdend, das Auge thränenlos, glühend und von unsäglichem Schreck weit ausgedehnt!

Sodann ließ, wie es zu geschehen pflegt, dieser Starrkrampf des Entsetzens allmählig nach; die Muskeln erschlafften und einige Thränen begannen ihre Augenlieder zu befeuchten; die Großvestalin stieß einen neuen Schrei aus und sank wie todt auf ihren Sessel zurück.

Indessen war sie nicht ohnmächtig geworden! Aber ihre Thränen flossen reichlich.

Der heilige Bischof erwartete unter eifrigem Gebet den Moment, wo dieses arme Weib, wieder zu sich gekommen, durch seine Tröstungen und vielleicht auch durch einige Hoffnungen erquickt werden könnte.

Es verfloß eine lange Zeit, ehe die Großvestalin im Stande war, auf's Neue den Greis zu fragen, den ihr Blick keinen Augenblick verließ.

Endlich that sie sich Gewalt an und sagte langsam:

„Hochwürdiger Herr, Euer Wort ist heilig und Euer Charakter ist geweiht; Ihr würdet nicht eine Unglückliche durch eitle Schreckbilder in Furcht setzen wollen; aber kann es nicht sein, daß Ihr im Irrthum seid oder daß man Euch getäuscht hat?

„Ich wünschte es, Jungfrau . . . unglücklicherweise verhält es sich nicht so," antwortete Clemens mit von Rührung geschwächter Stimme.

„Dieser Brief, Herr," versetzte die Groß-Vestalin niedergeschlagen, „ist, sagt Ihr, in den Händen des Kaisers gewesen . . . Wie kommt es, daß er in diesem Augenblick in den Eurigen ist?"

„Das, Jungfrau, ist der einzige dunkle Punkt, den ich nicht habe aufhellen können . . . Ich weiß, wer ihn mir übergeben hat . . . Es ist Gurges, der Leichenbesorger, dessen Name Euch nicht unbekannt ist . . . Er hat mir gesagt, während der Nacht hätte ein Fremder ihm diesen Brief gebracht, mit der Versicherung, daß der Kaiser ihn gelesen hätte. Wie wußte das dieser Fremde? Wie hat Domitian den Brief aus den Händen gegeben? Das allein weiß ich nicht. Allerdings begreife ich, würdige Jungfrau, daß Ihr diese Thatsachen unbestimmt und ungewiß findet. Indeß glaube ich versichern zu können, daß man Gurges nicht getäuscht hat. Ja, Jungfrau, der Kaiser hat diesen Brief gelesen: Was liegt jetzt daran, daß ich nicht weiß, warum er ihn nicht verwahrt hat?"

„Es ist wahr, Herr," sagte die Großvestalin mit ruhigem, gemessenem Tone, „daran liegt wenig. Das Gedächtniß versagt dem Domitian nicht und die Beweisstücke sind für ihn beinahe überflüssig!... Und," setzte sie mit Bitterkeit hinzu, „als Ihr ganz sicher gewesen seid, da habt Ihr Euch beeilt, ihn mir zu bringen... Das ist ja wirklich die Mission, welche die Oberpriester sich ertheilen!

Der Priester erhob überrascht den Kopf, um auf die so Sprechende einen Blick zu richten, in welchem sie ein Gefühl so zärtlichen Mitleids lesen konnte, daß sie ihrerseits unter leichtem Erröthen die Augen niederschlug.

„Jungfrau," sagte Clemens, „alle Tage gehe ich zu denjenigen meiner Brüder, welche die Hand Gottes getroffen hat um ihnen anzukündigen, daß dies der Moment ist, sich seiner Barmherzigkeit anzuvertrauen und

auf seine Allmacht zu hoffen . . . Warum sollte ich denn nicht auch zu Euch gekommen sein, um Euch dieselbe Hülfe zu bringen, wenn wirklich die Vorsehung irgend ein großes Unglück über Eurem Haupte schweben läßt?

Die Groß-Vestalin irrte mit ihren Augen auf dem Boden umher und antwortete nichts.

Der Bischof betrachtete sie mit Erstaunen.

Das war nicht mehr jenes von Schmerz zermalmte Weib, unterliegend den übermächtigen Erschütterungen einer ebenso niederschmetternden als unvorhergesehenen Offenbarung, das der Kraft beraubt ist, sich gegen die Ohnmacht der Natur aufrecht zu halten und die ganze Schwäche ihres Geschlechts verräth.

Die stolze Patrizierin hatte sich allmählich völlig umgewandelt, man hätte sagen können sie wäre gleichgültig gegen das, was sie eben gehört und sie gefiele sich darin ihre Geringschätzung gegen ein unvermeidliches Unglück zu zeigen.

Cornelia war ja ein Abkömmling eines jener römischen Geschlechter, in welchem die angeborne Tugend der Standhaftigkeit überrascht werden und einen Augenblick wanken kann, der sich aber mit erstaunlicher Energie wieder erhebt und bald einen bewunderungswürdigen Muth entfaltet.

In diesem Augenblick bemerkte man in ihren Augen keine Thräne mehr, kein Zittern in ihrer Stimme, sondern nur in ihrer ganzen Haltung eine würdige Traurigkeit.

„Ehrwürdige Jungfrau," fuhr der Bischof fort, „hat denn das junge Weib, das mit Euch sprach, als ich hier erschien, Euch niemals gesagt, daß die Diener Christi sich um die Betrübten nur bemühen, um ihnen die Hoffnung zu zeigen und bisweilen auch, um ihnen die Rettung zu versprechen?"

„O!" sagte die Großvestalin, „die Hoffnung! die Rettung! Dem ist nicht so . . . wenn ich jemals in die Hände unserer Oberpriester gerathe.

„Und ich, Jungfrau, ich sage, daß ich Euch retten werde!“ rief der Priester, indem er in seine Stimme die ganze Sicherheit legte, welche der Blick in sich schloß, mit welchem er die Vestalin ansah . . . „Wie das geschehen werde? Davon weiß ich noch nichts . . . Aber habt Vertrauen . . . und erinnert Euch an meine Worte . . . Ja, wäret Ihr schon hinabgestiegen in das Gewölbe der porta Collina, ich werde Euch retten! . . . Diese abscheuliche Opferung darf unter meinen Augen nicht vollzogen werden!

Bei dem plötzlich heraufbeschworenen Andenken an den Abgrund, der sie verschlingen konnte und der, so oft schon von ihr im Geist aus der Ferne angeschaut, in diesem Moment sich fast als unvermeidlich und gegenwärtig darstellte, konnte sich die unglückliche Vestalin des Schauderns nicht erwehren.

„O Herr,“ flüsterte sie mit vor Gemüthsbewegung zitternder Stimme, „das würde ein Wunder sein! Und ich darf nicht darauf rechnen! Bittet nur Euren Gott, daß er meinen Feinden und dem Kaiser eingeben möge, diesen Brief zu vergessen, der das Zeugniß einer unschuldigen Neigung ist, aus der man ein Verbrechen macht . . . Ich habe nicht das Recht, etwas Anderes zu hoffen!“

„Mein Gott, würdige Jungfrau, ist ein Gott der Wunder! Er hat seinen Dienern, die seinen Namen anrufen, verheißen sich durch die größten Wunderthaten zu offenbaren. Er ist der Gott der Wahrheit und des Lebens . . . Ich werde ihn bitten, an Euch seine Macht kund zu thun. Und Er wird es thun!“

„Gehöre ich denn zu den Eurigen, Herr, daß dieser so mächtige Gott sich würdigen sollte zu mir ins Grab zu kommen . . . und daß er mich auf Euer Wort daraus hervorgehen lasse?“

„Jungfrau der Vesta!“ rief der Priester, „seit dreißig Jahren bist Du bekleidet mit dem weißen und fleckenlosen Gewande, welches auch die Bräute Christi tragen . . . Ohne Zweifel hast Du ihn wie jene mit dem Opfer des Herzens verehrt, welches ihm vor Allem gefällt;

aber die Jungfräulichkeit ist in Dir aufgeblüht und es ist eine so schöne Blume, daß unser Gott sie mit Liebe selbst in den Seelen wahrnimmt, die ihm noch nicht angehören . . . So tröste Dich denn und hoffe!“

Diese einfachen Worte rührten die Groß-Vestalin tief.

Einige Augenblicke hindurch betrachtete sie schweigend den ehrwürdigen Greis, der sie so eben gesprochen und in schnellem Gedankenfluge vergegenwärtigte sie sich die Worte eines andern Oberpriesters, welchen sie auch in ähnlichen Verhältnissen bei sich gesehen hatte.

Welch ein Unterschied zwischen dem heidnischen Priester und dem Priester Christi! zwischen Helvius Agrippa und Clemens!

Alle Beide hatten zu ihr von der Furcht vor denselben Gefahren geredet; aber wie wenig glich sich ihre Sprache!

Der Eine hatte ihr die Zukunft nur aufgethan, um sie mit den düstersten Drohungen beschwert zu zeigen; und der Andere nur, um sie sofort wieder zu beruhigen, indem er ihr das Versprechen der Rettung leuchten ließ!

Welche Härte! Welche mitleidslose Strenge! Welche Gleichgültigkeit wenigstens in Jenem! Welche Milde! Welches Mitleid! Welche Hingebung in Diesem!

Einige vage Vermuthungen hatten für Helvius Agrippa hingereicht, um sie für schuldig zu erklären; er hatte der Reinheit ihres früheren Lebens keinerlei Rechnung getragen! Clemens dagegen, obschon er die Schwächen ihres Herzens und ihre geheimen Gesinnungen kannte, ehrte die so viele Jahre lang tadellos gebliebene Jungfrau und enthielt sich diejenige zu verdammen, die sich begnügt hatte, von der Zukunft eine Milderung ihrer Langenweile zu erbitten.

Diese Nachsicht war es, die die Groß-Vestalin in der Antwort des heiligen Bischofes am Meisten rührte.

„Ich sage Euch Dank, hochwürdiger Herr,“ sagte sie zu ihm, indem sie mit Clemens einen Blick wechselte, der beredter war als Worte.

„Lebt wohl, würdige Dame,“ sagte dieser, „mein

Auftrag ist vollzogen . . . Wenn die Zeit schlimmer wird, werdet ihr mich wiedersehen!“

Und ehrfurchtsvoll die Groß-Vestalin grüßend, verschwand er, indem er sie den Gedanken überließ, welche diese Unterredung in ihr erzeugt hatte.

Um die porta Capena wieder zu gewinnen, ging der Bischof der Christen wieder durch den vicus Fuscus nach dem Forum Boarium, als ein großes Volksgedränge ihn zwang, in dem Theile der letzteren Straße still zu stehen, der der linken Seite des großen Forums parallel läuft.

Eine lebhafte Bewegung machte sich im Schooße dieser Menge Luft. Man hörte aus der Ferne das wiederhallende Getöse der Ausrufungen, die ihr irgend ein außerordentliches Ereigniß entlockte.

Clemens sah in die Höhe und es bot sich ihm ein seltsamer Anblick dar. Ein Adler von ungeheurer Größe war auf das Haupt einer der Bildsäulen des Domitian herabgeschossen und hüllte es ganz mit seinen Flügeln ein, die er von Zeit zu Zeit ausstreckte, indem er die Luft mit seinem Geschrei erfüllte.

In einer Stadt, wo die öffentliche Leichtgläubigkeit die unbedeutendsten Thatsachen als glückliche oder unglückliche Vorzeichen annahm, konnte dieses Ereigniß nicht verfehlen zu allerlei Auslegungen Anlaß zu geben. Diese Deutungen bezogen sich ganz natürlich auf Domitian, der seit einigen Monaten abwesend war, und auf seine Expedition gegen den General der Germanischen Armee, womit die Gemüther besonders beschäftigt waren.

„Lucius Antonius ist unterlegen! Domitian siegt!“ so rief man um den heiligen Bischof herum.

„Lucius Antonius ist getödtet worden! Die Nachricht ist sicher! Die Götter kündigen sie in Rom an! Dieser Adler ist ihr schneller Bote!“ so wiederholten die am Meisten bei dem Siege des Kaisers Interessirten.

In sehr wenigen Augenblicken gewann diese zweifelhafte Thatsache, die wegen der beträchtlichen Entfer-

nung der Oertlichkeiten, wo jene von der Menge angedeuteten Ereigniſſe ſtattfanden, nicht bekannt ſein konnte, immer mehr Conſiſtenz und Geſtalt und wurde als eine unbeſtreitbare Wahrheit angenommen.

Alle Welt ſchenkte ihr Glauben. Die Beamten eilten herbei, um ihren loyalen Eifer zu dokumentiren; die Prieſter um den Göttern Dankopfer darzubringen; das Blut der Opferthiere floß; die Tempel wurden mit Guirlanden geſchmückt; überall brach jene heuchleriſche Freude los, welche der verkündigte oder einfach vorgeahnte Erfolg zu jeder Zeit der charakterloſen und furchtſamen Maſſe eingeflößt hat. *)

Beim Anblick dieſer unſinnigen Kundgebungen und dieſer frevelhaften Opferhandlungen hatte Clemens ſich ſchnell zurückgezogen.

Er war wieder umgekehrt, indem er eine andere Straße ſuchte, wo er bei ſeiner Rückkehr zu den Seinigen nicht durch Menſchengewühl aufgehalten würde.

Sicher ließ der Biſchof der Chriſten den Aberglauben mit den leeren Vorbedeutungen nicht zu, und nichts deſtoweniger war ſein Herz gepreßt und ſein Geiſt von geheimen Vorgefühlen beunruhigt.

Kann Gott nicht in der That zulaſſen, daß wichtige Ereigniſſe zum Voraus durch myſteriöſe Thatſachen angekündigt werden und daß das Volk durch die Mahnungen ſeiner Vorſehung erleuchtet plötzlich eine Meinung von den noch im Schooße der Zukunft verborgenen Dingen erlangt, die ſich ſpäter beſtätigen wird?

Die römiſche Geſchichte bot davon ein berühmt gebliebenes Beiſpiel dar, wovon dieſes hier eine Wiederholung ſein konnte.

Hatte man nicht in dem in Mazedonien gegen Perſeus geführten Kriege ſchon am Tage der Schlacht es in Rom gewußt, daß Paulus Aemilius den Sieg davon getragen?

---

*) Dieſes Ereigniß wird berichtet von Sueton (Domit. c. 6. in fine) und von dem ernſten Plutarch, der es abſolut als ein Wunder angeſehen wiſſen will.

Der heilige Bischof befand sich wieder angesichts des atrium regium, im Augenblicke, wo diese Gedanken schnell durch seinen Geist flogen.

„O mein Gott!“ flüsterte er, „in diesem Asyl ist ein armes Weib, dem ich so eben die Hülfe deiner Allmacht versprochen habe und die nicht daran denkt, daß die Gefahr vielleicht nahe ist! Verleihe, o Herr, daß mein Wort nicht fruchtlos gewesen ist und daß ich Dich durch die Rettung dieser Jungfrau verherrliche, welche dich kennen lernen und sich dir widmen wird!“

Clemens streckte seine Hand aus, um unsichtbar die Jungfrau zu segnen, welche gerade in diesem Augenblicke auch den Gott der Christen bat, sie vor der Wuth ihrer Feinde zu beschützen.

Einige Tage später verkündigte ein Courier, der in aller Eile von Germanien ankam, dem Volke, daß Domitian die Empörung des Lucius Antonius besiegt und daß dieser Feldherr den Tod im Kampfe gefunden hatte.

Indem man das Datum verglich, fand man, daß man sich nicht geirrt hatte in der Deutung des Vorzeichens, zu welchem die Erscheinung des Adlers Anlaß gegeben hatte und daß gerade am Tage der Schlacht sich der Adler mitten auf dem Forum auf die Statue Domitians herabgelassen.

Kaum ein Monat war verflossen, da kehrte der Kaiser aufs Neue nach Rom zurück, nicht wieder als Triumphator und im Siegesrausch, aber mit Wuth im Herzen und auf die unheilvollsten Rachethaten sinnend.

Bestürzung verbreitete sich in der Hauptstadt der Welt, als sie sich dem düstern Zorn des Tyrannen ausgesetzt sah, der unversöhnlicher als je zurückgekehrt war und sich bald der unbarmherzigsten Wiedervergeltung widmete.

Hören wir nun, was in Germanien während des Feldzuges des Domitian vorgegangen war und was in Rom geschah, als er zurückkehrte.

Sechszehntes Kapitel.

Stunden der Erwartung.

Man wird sich erinnern, daß Hirsutus, der unsichtbare Zeuge jener verhängnißvollen Unterredung des Regulus mit dem Kaiser, sofort einen Courier an den General Lucius Antonius geschickt hatte, um ihn zu drängen, seine Fahnen zu entfalten und auf Rom zu marschiren, wo ihn eine mächtige Partei, ganz bereit auch ihrerseits loszuschlagen, erwartete. Am nächsten Morgen hatte sich der Plan des Hirsutus gründlich geändert.

Als in der auf Veranlassung der Söhne Davids zusammenberufenen Versammlung der Kaiser angekündigt hatte, er würde sofort gegen Lucius Antonius ziehen und als der Kaiser in der kurzen auf jene Versammlung folgenden Unterredung mit Marcus Regulus erklärte, er würde seine Rache aufschieben, um sie vollständiger zu machen, erkannte der häßliche Krüppel, daß Alles verloren wäre, wenn nach der Besiegung des Lucius Antonius die Schriftstücke und Pläne der Verschwörung in die Hände Domitians fielen.

Nun sah aber Hirsutus die Niederlage des Lucius Antonius voraus, der nicht Zeit gehabt hatte, die zum Gelingen seiner Unternehmung nothwendigen Streitkräfte zu sammeln und sich durch die unvermuthete Entdeckung des Complotts überrascht fand.

Wie sollte nun das Unglück verhindert werden, das auf den wahrscheinlichen Sieg Domitians folgen würde, wie sollte man vornehmlich seiner Wuth widerstehen, wenn er nach Rom zurückkehrte in Besitz der Namen aller derer, die darauf gesonnen hatten, ihn zu stürzen?

Hören wir, was Hirsutus ersann, um so viele Personen zu retten, welche später durch neue und ungefährlichere Conspirationen, als die eben entdeckte, ihm in seinen geheimen Racheplänen gegen den Tyrannen dienen konnten, dem er den Untergang geschworen hatte.

Zwischen Rom und Germanien stand an der Spitze starker Legionen ein General, den die Schriftsteller bald Lucius Maximus bald Appius Norbanus nennen, und der wie so viele als Mitglied der Verschwörung des Lucius Antonius ihn stützen sollte, indem er sich mit ihm vereinigte, wenn dieser gegen Rom vorrücken würde, umgeben von einer nach und nach durch den Aufruf zur Empörung angewachsenen Armee.

Hirsutus benachrichtigte ohne Zaudern den Lucius Maximus von der bevorstehenden Abreise des Domitian, indem er ihn aufforderte, sofort gegen Antonius Kehrt zu machen, um dem Kaiser die Möglichkeit zu rauben, ihn in Person zu bekämpfen und zu verhindern, daß die Papiere, an welchen das Wohl des Senats und das Leben einer so großen Anzahl angesehener Bürger hing, in seine Hände fielen.

Eine sichere Person wurde von Hirsutus mit dieser wichtigen Mission beauftragt. Vor ihrer Abreise von Rom konnte sie übrigens noch mit den Häuptern der Verschwörung verkehren und ihre besonderen Instructionen empfangen.

Allerdings handelte es sich darum Lucius Antonius zu opfern; aber ein einzelner Mensch konnte nicht in Anschlag gebracht werden gegen alle die, welche sich bedroht fänden, und würde nicht Maximus selbst unter der Zahl der Opfer sein, da am Ende Domitian von der Unterstützung benachrichtigt werden konnte, die er dem Aufstande habe leihen wollen?

Im Gegentheil, wenn er den ihm gemachten Vorschlag annahm und ihn schnell zur Ausführung brachte, so gab er einen so offenbaren Beweis von Hingebung und Eifer, daß jede Anklage sich von ihm entfernen mußte und er sogar daraus ein Mittel der Empfehlung und der Gunst bei dem Fürsten machen konnte.

Zu keiner Zeit haben die vom Glück Verlassenen Freundschaften gefunden, die treu und stark genug waren, um nicht im Unglück verrathen zu werden.

Maximus, in Schrecken gesetzt durch die wichtigen ihm von Rom zugehenden Nachrichten, besser als irgend

jemand wissend, daß Antonius weder zur Offensive noch zur Defensive befähigt war, überdieß für sich selbst beunruhigt, beschloß seinen Mitschuldigen aufzugeben.

Er hob in aller Eile sein Lager auf und befand sich bald mit seinen Legionen dem Lucius Antonius gegenüber. Ein plötzliches Anschwellen des Rheins hatte noch die Verlegenheit des Generals vermehrt, der sich fast von allen seinen Streitkräften isolirt und zur Unthätigkeit gezwungen sah. Maximus benutzte diesen Umstand um ihn zu überwältigen und trug einen leichten Sieg über ihn davon. Ein Soldat hieb ihm den Kopf ab und bewahrte diese blutige Trophäe, um sie dem Domitian darzubieten.

Dieser kam bald an, nicht um zu kämpfen, denn die Arbeit war schon gethan, sondern um die Früchte des Sieges seines Feldherrn zu sammeln. Indessen ward er in seinen Hoffnungen getäuscht. Maximus hatte sich vorher beeilt, alle vorgefundenen compromittirenden Zeugnisse über die unterdrückte Revolte zu vernichten.

Domitian knirschte vor Zorn, als er wahrnahm, daß er die Spuren der Mitschuldigen des Lucius Antonius nicht verfolgen könne, und als er erkannte, daß die gegen ihn gefaßten Pläne undurchdringlich blieben. Jedoch berichtet die Geschichte nicht, daß Lucius Maximus von ihm für seine Handlungsweise gestraft worden sei.

Vielleicht wagte er es nicht.

Gewiß ist, daß er in Germanien, wo er eine Zeit lang blieb, um zu versuchen, einige Fäden des gegen sein Leben und seine Macht angezettelten Gewebes wieder aufzufinden, sich einer unerhörten und unbarmherzigen Strenge überließ.

Keiner von denjenigen, welche er in Verdacht hatte, entging seiner Rache. Er erfand neue Foltern. Die Feuerstrafe, so entsetzlich schon, genügte kaum zur Befriedigung seiner grausamen Barbarei. Sueton meldet, daß es ihm gelang der Flamme eine verzehrende Thätigkeit zu verleihen, indem er sie an die empfindlichsten

und zartesten Theile des Körpers anbrachte.*) Derselbe Schriftsteller erzählt auch, daß er denen, die er ins Exil schickte, die Hände abhauen ließ.

In dieser Stimmung und voll von diesen Rachegefühlen kehrte Domitian nach Rom zurück.

Niemals hatte die Hauptstadt der Welt unglücklichere Tage erlebt; nie war sie von einem furchtbareren Schreck niedergeschmettert worden.

Ueberlassen wir der unnachahmlichen und energischen Sprache des Tazitus die Sorge, uns das Gemälde dieser Zeit zu entwerfen:

„Man sah, sagt er, das Meer sich mit Verbannten bedecken, seine Felsen wurden mit ihrem Blute gefärbt, und Rom hatte noch schaudervöllere Trübsal auszuhalten. Geburt, Reichthümer, ausgeschlagene oder verwaltete Ehrenstellen wurden ebenso viele Verbrechen. Vor Allem die Tugend war eine unfehlbare Ursache des Todes. Die Belohnungen der Denunzianten waren nicht weniger gehässig als ihre Frevelthaten. Die Einen, mit reicher Beute, mit dem Consulat und der Priesterwürde geschmückt, die Andern, geringer, mit Haufen Geldes bereichert oder sich in die Macht beim Fürsten theilend, erregten allgemeinen Schreck und Haß.

„Man wiegelte die Sclaven gegen ihre Herren, die Freigelassenen gegen ihre Patrone auf. Denen, welche keine Feinde hatten, fand man Freunde, um sie zu verderben.

Indeß waren diese Zeiten nicht dermaßen unfruchtbar an Tugenden, daß sie nicht bewunderungswürdige Beispiele hervorgebracht hätten. Mütter begleiteten ihre Kinder ins Exil, Gattinnen ihre Gatten. Es fehlte nicht an muthigen und unerschütterlich standhaften Verwandten; an Sclaven, deren Treue den Foltern trotzte; an angesehenen Bürgern, welche durch ihre Festigkeit in dem niederbeugendsten Ungemach hervorragten. Mehrere zeigten eine Unerschrockenheit, die sich nie verleug-

*) Sueton, Domit. c. 10.

nete und es gab manchen Tod, der den Gefeiertsten des Alterthums vergleichbar war." *)

Plinius der Jüngere hat seine Briefe mit den nämlichen Klagen über diese trostlosen Zeiten angefüllt. Aber er beweint vorzüglich die zahlreichen Freunde, welche der Tod oder die Verbannung ihm entrissen.

Aber Domitian überließ sich seinen blutigen Rachegelüsten nicht allein gegen die Männer, deren politische Talente und Bedeutung in ihm Argwohn erregen konnten. Auch die Philosophen, die schon von ihm aus Rom und Italien vertrieben worden waren, die Gelehrten, die Geschichtsschreiber, die Dichter wurden in seine mitleidslosen Verfolgungen verwickelt und seine ersten strengen Austreibungsedikte wurden mit absichtlicher und unerbittlicher Härte erneuert oder ausgeführt.

Alle diejenigen, welche den früheren Ordonanzen entschlüpft waren, Dio, mit dem Beinamen Chrysostomus, der berühmte Epiktet, Artemidorus, Schwiegersohn des Musonius Rufus mußten sich entschließen, zu fliehen. **)

Plinius der Jüngere war es, der dem Philosophen Artemidorus die Gelder lieh, deren er bedurfte, um sich den Drohungen des Tyrannen durch das Exil zu entziehen. Es ist verwunderlich, daß dieser öffentlich einem in Ungnade gefallenen Manne erwiesene Dienst nicht den Blitz auf den berühmten Redner herabgezogen hat. Domitian hatte ihn nicht vergessen können, denn nach seinem Tode fand man unter seinen Papieren eine Denkschrift, welche Metius Carus einer der gefährlichsten Denunzianten dieser Epoche ihm gegen den Vertheidiger der Cäcilia eingereicht hatte. ***)

Auch kennt man nicht die Beweggründe, welche den Kaiser veranlaßten, die Christen nicht in die Aechtung zu verwickeln, welche die Philosophen und die Schön-

---

*) Tacitus, Histor. I. c. 2 u. 3.
**) Plinius, l. III. Ep. II.
***) Plinius, l. III. Ep. 26.

geister traf. Weder Flavius Clemens, noch seine beiden Söhne, die beiden jungen Cäsaren Vespasian und Domitian wurden damals beunruhigt.

Man muß einen Zeitraum von 2 Jahren überspringen, um zu dem Beginn der Verfolgung gegen die Christen zu gelangen, in welcher Flavius Clemens den Märtyrertod erlitt.

Man erfuhr nur, daß der Kaiser ein doppeltes Verbannungsdekret unterzeichnet hätte gegen die beiden Flavias Domitillas, seine eigenen Nichten. Die erste, die Gattin des Clemens wurde zum Exil auf der Insel Pandataria; die zweite, die christliche Jungfrau, deren bewunderungswürdige Tugenden wir gerühmt haben, zu derselben Strafe auf der Insel Pontia verurtheilt.

Aber Domitian verschob freiwillig die Ausführung dieser Sentenz.

Es ist glaublich, daß der Kaiser, wenn er in diesem Augenblicke sich enthielt, gegen seine Verwandten zu wüthen, der Besorgniß nachgab, welche ihm noch die kaum erstickte Empörung des Lucius Antonius einflößte. Wenn sein schon durch so viele Mordthaten blutbefleckter Arm diejenigen bedrohte, welche das Volk liebte, und deren Thronbesteigung es wünschte, war da nicht zu fürchten, daß das gesammte Rom sich gegen den Tyrannen erhöbe, den es hatte stürzen wollen?

Und dann, rieth nicht auch ein anderes Gefühl der Furcht dem Domitian einige Schonung an? Das seltsame Abenteuer mit der von einem mächtigeren Gott als Jupiter entwaffneten Minerva war seinem Andenken noch gegenwärtig, und er konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß er vielleicht selbst unterliegen würde, wenn er es wagte die Anbeter dieser geheimnißvollen und schrecklichen Gottheit anzugreifen.

Mag es sich nun mit diesen Betrachtungen verhalten, wie es wolle, genug, eine entsetzliche Angst verzehrte unaufhörlich das Herz aller derer, welche von der Rache Domitians getroffen werden konnten.

Rom, von Staunen und Schauder ergriffen, beobachtete das Schweigen des Todes, eines der beunruhigendsten Symptome der öffentlichen Bestürzung, das in den Augen der Tyrannen nur ein Verbrechen mehr ist.

Was wurde nun aus der Großvestalin, mitten in dieser allgemeinen Trauer der Stadt?

Was wurde auch aus Marcus Regulus, dessen unversöhnliches Gesicht sich nicht in diesem Moment wieder gezeigt hat, wo die Denunzianten doch bei dem Kaiser eine so wichtige Rolle spielen mußten?

Seit der Rückkehr des Kaisers hatte Cornelia in steter Angst gelebt. Sie wäre sicher den Qualen dieses Daseins erlegen, dessen immerwährende nagende Unruhe alle Kräfte ihrer Seele verzehrte, wenn sie nicht durch die Trostworte der göttlichen Aurelia und der Cäcilia aufrecht erhalten worden wäre, die allein sich nicht von ihr zurückgezogen hatten und sie fast nicht mehr verließen.

Cäcilia, in dem Bestreben ihr Werk zu vollenden, unterhielt sie mit zärtlicher Ausdauer von den himmlischen Hoffnungen des Christenthums und sprach zu ihr über die Verachtung, welche die größten Trübsale denen einflößen müssen, welche in einem bessern Leben eine unvergängliche Belohnung und die Gewißheit einer ewigen Ruhe schauen.

Aber die Groß-Vestalin, zu grausam aufgeregt, war nicht im Stande diese Worte des Heils zu fassen. Alles drängte sich bei ihr zusammen in die gräßliche Aussicht der Todesstrafe in dem Gewölbe der porta Collina und es schien ihr, als wenn das Christenthum, weit davon entfernt, sie diesem furchtbaren Schicksal zu entreißen, ein Motiv mehr für die Oberpriester werden würde, den Tod der untreuen Priesterin zu befehlen, welche ihren Gottesdienst abgesagt hätte.

Besser gefielen ihr daher die Versicherungen, welche ihr die göttliche Aurelia gab, bei dem Kaiser für sie

Fürsprache einlegen zu wollen, sobald man die, welche Mutterstelle an ihr vertreten hatte, ernstlich bedrohen würde, und sie so noch ein Mal zu retten. Domitian würde nicht widerstehen können, wenn er seine Nichte zu seinen Füßen sähe.

Man wird sich vielleicht fragen, warum Cornelia, welche mit solcher Gewißheit die Anklage vorhersah, die wirklich über ihrem Haupte schwebte und nur durch die von uns erwähnten Umstände verzögert wurde, nicht versuchte, sich durch die Flucht ihrem fürchterlichen Schicksale zu entziehen, und warum sie sich darin ergab, es zitternd zu erwarten?

Ein Schriftsteller, der die Epoche der Kaiser gründlich studirt hat, ist gleich uns frappirt worden von dieser Gleichgültigkeit, wie sie im Moment der äußersten Lebensgefahr von allen Opfern der Raserei und der Verbrechen der Tiberius, Caligula, Nero und Domitian gezeigt wird.

Dieselben Menschen, welche die Todesfurcht nach allen Launen des Herrn beugte und für alle Erniedrigungen des Servilismus fähig machte, suchten, wenn sie verurtheilt waren, nicht einmal dem Urtheilsspruch zu entgehen, dessen Ausführung oft nicht auf der Stelle stattfand.

„Der Angeklagte, sagt dieser Autor, blieb fast immer in Freiheit und dennoch dachte er nicht daran zu fliehen; warum? Wir wissen es nicht; es ist das eine Thatsache, welche in der antiken Gesellschaft tausend der unserigen fremdartige Umstände enthüllt. Das Reich war so ungeheuer groß, daß die Flucht unmöglich schien. Wo du auch sein mögest, schreibt Cicero an Marcellus, bedenke, daß der Arm des Siegers dich dort erreichen kann. Wir kennen das Beispiel eines einzigen Mannes, der der Macht des Kaisers zu entschlüpfen suchte; es war ein römischer Ritter, der zu den Parthern entfloh. Man fand das seltsam; man verhaftete ihn und führte ihn nach Rom

zurück. Tiberius kümmerte sich so wenig darum, daß er ihn leben ließ“ *).

Außerdem hegte man für Rom, für diese prächtige Stadt, den allgemeinen Mittelpunkt des Lebens, die unermeßliche Sonne, nach welcher sich alle Blicke wandten, eine zugleich abergläubische und leidenschaftliche Zuneigung; außerhalb seiner Mauern schien es, als wenn es nicht die nöthige Freiheit gäbe und jeder wollte in diesem Lichte leben, auch auf die Gefahr hin, nachher daran zu sterben, wie die Nachtfalter, welche die Flamme verzehrt, deren Glanz sie anzieht.

Metellus Celer hatte indeß gedacht, daß man nach seinem Verschwinden aus Rom aufhören würde, sich um ihn und die Großvestalin zu bekümmern, welche er um den Preis der größten Opfer vor einer drohenden Anklage schützen wollte. Er hatte sich daher nach Germanien geflüchtet, und nach der Niederlage des Lucius Antonius hatte er in andern Gegenden einen sicheren Schlupfwinkel gesucht.

Domitian schien nicht mehr daran zu denken, Rom durch die Hinrichtung einer Vestalin in Schrecken zu setzen, die verurtheilt wäre nach der ganzen Strenge des alten Religionsgesetzes, dessen Traditionen er wieder herzustellen wünschte.

Endlich aber erinnerte er sich seines früher gefaßten Entschlusses.

Es war ein Mittel, seiner Regierung einen neuen Glanz zu verleihen. Er ließ daher den Regulus rufen und erklärte ihm, er würde als pontifex maximus gegen die Großvestalin und gegen den Metellus Celer verfahren, welcher in die Projekte des Lucius Antonius eingeweiht gewesen wäre und auch aus diesem Grunde von seinem Zorn gestraft zu werden verdiente.

„Ja, Herr“, hatte Regulus geantwortet; „aber Metellus Celer ist nicht in euren Händen, und ohne die-

*) Graf Franz de Champagny, les Césars, 2. Ausg. I. S. 241.

sen dem Volke zu zeigenden Mitschuldigen wird die Anklage gegen eine Vestalin schwer und verfehlt auf alle Fälle ihre Wirkung."

„Regulus, es ist deine Sache, diesen Menschen wiederzufinden; du hast diese Angelegenheit übernommen; sorge dafür, daß sie zu Ende komme" . . .

Der Kaiser war mißvergnügt . . . Er verabschiedete den Denunzianten.

Entschieden trugen die beiden großen Unternehmungen, denen sich Regulus gewidmet und in welchen er sehr viel Thätigkeit verwendet hatte, wenig dazu bei, sein Ansehn zu befestigen und ihn in Gunst zu setzen.

Seine Denunziationen gegen die Christen waren ohne Zweifel verwegen und gefährlich erschienen, denn der Kaiser war weit davon entfernt, neue Enthüllungen zu provoziren und duldete nicht, daß er ihm davon wieder vorredete.

Die Anklage gegen die Großvestalin war besser gelungen, weil sich endlich Domitian entschloß, ihr Folge zu geben, und doch kamen immer einige Umstände vor, welche in dem Geiste des Fürsten die hohe Meinung schwächten, welche er zuerst von der großen Gewandtheit des Angebers gefaßt hatte. Das Verschwinden des Metellus Celer gerade in dem Augenblick, wo er ihn in seiner Hand hätte haben sollen, war nicht geeignet, sein geschwächtes Vertrauen auf die Verdienste des Regulus wieder zu beleben.

Dieser begriff es und machte unsägliche Anstrengungen, um den angeblichen Mitschuldigen der Cornelia wiederzufinden. Uebrigens war das eine diesem furchtbaren Menschen auferlegte Aufgabe, die wieder Rom zu Gute kam.

Regulus war einige Zeit lang in lebhafter Unruhe darüber, ob ihm diese letzte seiner Thätigkeit anempfohlene Aufgabe gelingen werde. Metellus Celer konnte von den zahlreichen Agenten des Denunzianten nicht entdeckt werden und des Beistandes eines Sclaven, den er in der Umgebung desselben untergebracht hatte, war er beraubt worden, da Metellus die geheimen Verbin-

dungen jenes Sclaven mit seinem unversöhnlichen Feinde entdeckt und ihn auf dieselbe Weise behandelt hatte wie den Parmenon.

Endlich eines Tages als der Denunziant in Verzweiflung die Götter um den verabscheuungswerthen Erfolg der Nachforschungen anflehte, welche einen unglücklichen jungen Mann dem Henker überliefern sollten, brachte ein Courier dem Regulus die Botschaft, daß Metellus Celer, in seinem Schlupfwinkel ergriffen, sich Rom in einer festgeschlossenen Sänfte und unter guter Eskorte näherte.

Der Elende verließ sofort triumphirend sein Haus, um dem Kaiser diese wichtige Nachricht zu überbringen.

Aber auf dem Wege von seiner Wohnung zum Palatinischen Hause hatte Regulus ein so seltsames Abenteuer auszustehen, daß wir es unmöglich mit Stillschweigen übergehen können.

Siebzehntes Kapitel.

Die Saturnalien.

Um von seiner Wohnung nach dem Palatinischen Hause zu gelangen, konnte es Marcus Regulus kaum vermeiden, über das Forum zu gehen.

Nun war aber in dem Momente, wo er daselbst erschien, der ganze, weite Platz, von einer unermeßlichen, ungewohnter Lust und Aufregung sich hingebenden Menschenmenge angefüllt.

Der Denunziant, bis jetzt nur mit der Nachricht beschäftigt, die er dem Kaiser überbringen wollte, erinnerte sich nun, daß man die Saturnalien feierte, und daß diese tolle Menge, einzig aus Sclaven zusammengesetzt, die in diesem Augenblicke die Herren spielten in ganz Rom, sich hier befand, um sich der ganzen Zügellosigkeit hinzugeben, welche diese wenigen Tage der Freiheit ihnen verstatteten.

Marcus Regulus hätte gern umkehren wollen, aber es war zu spät. Ein Sclave, der auf dem Richterstuhl des Prätors saß, hatte ihn wahrgenommen und schrie sofort:

„Bei Saturn! Seht, ich glaube, da ist der Verbrecher Marcus Regulus! Lictoren, man bemächtige sich dieses Menschen und führe ihn zu mir!“

Das Individuum, das diesen seltsamen Befehl gab, wobei es den Denunzianten schauderte, ist einer unserer ältesten Bekanntschaften. Es ist der Sclave Palästrion, Thürhüter bei der göttlichen Aurelia, begleitet von seinem durch gebackene Frösche so wohlgenährten Molossus, von dem er, wie er geschworen hatte, dem Regulus die Beine zerreißen lassen wollte, am ersten Tage, wo er ihm begegnen würde.

Ja, es ist Palästrion in Person, nicht mehr in seinem Verschlag um die Mitte seines Leibes angekettet, sondern triumphirend, geehrt, mit Macht ausgerüstet, in die Insignien des Stadtprätors eingehüllt, auf seinem Tribunal sitzend, über Lictoren verfügend, Befehle ergehen lassend, die mit der nämlichen Schnelligkeit, als die des Richters ausgeführt werden.

Und in der That, kaum hat er ausgeredet, so haben sich die Lictoren unter den lustigen Acclamationen der Menge auf den Denunzianten gestürzt.

Jetzt steht Regulus unruhigen und flehenden Blicks, in ganz zusammengesunkener Figur und demüthiger Haltung zu den Füßen Palästrions, dessen geringschätziger und spöttischer Blick ihn verhöhnt.

Aber wie hat denn Palästrion in diesem Augenblick eine so große Macht, und warum finden wir ihn wieder mitten im Gepränge, welches den Prätor, diesen volksthümlichen und gefürchteten Beamten umgab?

Wir könnten diese doppelte Frage mit einem einzigen Worte beantworten:

Palästrion war der Held des Festes der Saturnalien.

Am Abend des dreizehnten Tages vor den Kalenden des Januar (17. Dezember), des Jahres 843 (92 n. Chr.) um die Stunde, wo das Abendessen endigte,

war der Sitte gemäß ein Oberpriester unter dem Säulengang des Tempels des Saturn erschienen, der nach der Mitte des Forums zu lag, und hatte mit feierlicher, starker Stimme drei Worte gerufen: Saturnales! Saturnales! Saturnales!

Auf diese schon lange Zeit von einer ungeduldigen und tumultuösen Menge erwartete Verkündigung steigen tausend Freudenrufe in die Lüfte und antworten dem Priester, indem sie den geheiligten Ausruf wiederholen: Jo! Jo! Saturnales! Jo! Saturnales!

In einem Augenblick ist das Forum besetzt. Schaaren von Sclaven laufen von allen Seiten herbei, indem sie sich auf seine weiten Räume mit einem wüthenden Ungestüm stürzen, dem der Tiber kaum gleichkommen würde, wenn er, plötzlich seine Deiche zerreißend, austräte.

Alle diese Sclaven sind mit der Mütze der Freiheit geziert, als wenn sie eben freigelassen worden wären. Eine ausgelassene Freude, die schon in eine allgemeine Unordnung ausbricht, belebt sie. Die Luft wird von ihren Gesängen und Jubelrufen erschüttert.

Bald können die, welche ankommen, um sich in diese tolle Aufregung zu mischen, keinen Platz mehr finden auf dem vollständig von einer dichtgedrängten und jubelnden Menge angefüllten Forum. Nun zerstreuen sich die Neuangekommenen nach allen Richtungen hin, indem sie die Stadt durcheilen, welche ganze sieben Tage hindurch den wahnsinnigen Ausschweifungen der Gelage und allen Excessen einer Zügellosigkeit hingegeben sein wird, welcher Gesetz und Sitte gemeinschaftlich Berechtigung ertheilen.

Das ist der erste Moment der Saturnalien, das ist der erste Ausbruch des Volksrausches, dessen zunehmende Kundgebungen erst nach einer absoluten Erschöpfung aller Genüsse und nach der Ersättigung in allen Lüsten erlöschen werden.

Man könnte versucht sein zu fragen, ob dieser ausgetretene Strom in sein Bett zurücktreten werde; ob diese Sclaven, die während einiger Tage Herren sind,

einwilligen werden, ihr Joch wieder auf sich zu nehmen. Aber Rom, welches jedes Jahr dieses Fest der Freiheit sich erneuern und endigen sieht, hat sich niemals, diese ohne Zweifel unnütze Frage vorgelegt.

Von allen Seiten macht sich die Freude Luft, und die Bürger, wie ihre Diener zeigen die heitere Physiognomie der glückseligen Tage.

Das ist die Zeit, wo die Synthesis, das Feierkleid bei Schmausereien, das gewöhnliche Gewand wird; es ist die Zeit, wo man mit seinen Freunden sich gegenseitig die angenehmsten Besuche abstattet.

Arme und Reiche, Klienten und Patrone schicken sich gegenseitig Geschenke. Niemand würde sich dieser alten Sitte entziehen wollen. Von dem kostbaren Juwel, dem silbernen Becher, bis zu der Flasche Glühwein und der Wachsfackel wird Alles dankbar angenommen und wie ein Andenken von guter Vorbedeutung angesehen. Da sieht man Leute — es sind die Eifrigsten — die haben beide Hände voll bepackt mit Geschenken, die sie darbringen wollen; da sieht man andere, — es sind die Vergnügtesten — welche sich mit den in einigen Häusern empfangenen Geschenken entfernen.

Die Einen tragen Gegenstände der Toilette, wie Schuhschnallen, kleine Kinderröcke, Kleider; die Andern auserlesene Lebensmittel, z. B. einen Korb mit weißen Pflaumen, einen Topf mit Lybischen Feigen, Austern, Krammetsvögel, kranzförmig aufgereiht, Thunfische aus Antipolis; einige tragen Werkzeuge zum Spiel oder zum Studiren, Würfel aller Art, Wachstäfelchen, ein Packet mit Schreibrohren und Griffeln; andere wieder haben sich auf die spärlichsten Spenden beschränkt und verstecken unter ihren Gewändern ein kleines Bündchen Zahnstocher, Nüsse, Käse, oder gar Zwiebeln, wie es ihnen ihr geringes Vermögen erlaubt.

Alle Bürger scheinen in diesem gegenseitigen Schenken und Beschenktwerden ganz selig. Es gibt auch nichts Angenehmeres als diesen Austausch kleiner Gaben. Und wir unsererseits, dürfen nach einem Zeitraum von achtzehnhundert Jahren nicht Gebräuche tadeln, denen wir

unsere Neujahrsgeschenke und sogar unsere Glückwunschbriefe entlehnt haben; denn in den Saturnalien übten sich die des Schreibens kundigen Leute im schönen Style und richteten an ihre Freunde alle Zartheiten oder alle Späße, welche ihnen eine anmuthige oder muthwillige Phantasie eingab.

Der Kaiser selbst zahlte in dieser Zeit allgemeiner Freigebigkeit den Tribut der Geschenke. Augustinus gab deren sehr schöne und zahlreiche; er hatte sogar die Verlosungen erfunden*), um seinen Spenden mehr Reiz zu verleihen, indem er sie den Launen des Zufalls unterwarf; aber wir haben nirgends gelesen, daß Domitian sich dieser liebenswürdigen Gewohnheit angeschlossen hätte. Es ist freilich nicht jedermann gegeben, sich angenehm zu machen; es ist das ein Talent, das den Neronen, den Caligula's, dem Tiberius gefehlt hat und das auch dem Domitian absolut versagt war.

Die Saturnalien reichen in das höchste Alterthum hinauf. Sie wurden eingerichtet zum Andenken an jene fabelhaften Jahre des Reiches Saturns, während welcher es weder Herren noch Sclaven gab, wo alle Güter gemeinsam waren und wo Frömmigkeit, Gerechtigkeit und Eintracht allgemein auf Erden herrschten. Die Poeten haben diese glücklichen Jahrhunderte mit dem Namen des goldenen Zeitalters bezeichnet und man hat ihr Andenken durch ein jährliches Fest verewigen wollen, welches an diese ursprüngliche Gleichheit, an diesen Frieden und an dieses für immer verschwundene Glück erinnerte.

Im Anfang wurde dieses nur einen einzigen Tag lang gefeiert, am vierzehnten vor den Kalenden des Januars (19. Dezember). Julius Cäsar setzte bei der Verbesserung des Kalenders dem Monat Dezember zwei Tage hinzu, welche den Saturnalien zu Gute kommen. Wirklich verlegte sie um aller Ungewißheit ein Ende zu machen, ein späteres Edict auf den sechszehnten vor

---

*) Sueton. Octav. c. 75.

den Kalenden des Januar (17. Dezember), und fixirte gesetzlich ihre Dauer auf drei Tage.

Später verband man damit die Opalien oder Feste der Ops, der Göttin der Erde, der Gemahlin des Saturn und die Sigillarien*), so daß die Saturnalien eine sieben ganze Tage hindurch dauernde Reihenfolge von Feiertagen wurden.

Diese Feste des Saturn sind in der Geschichte berühmt geblieben. Jedermann hat reden hören von dieser momentanen und fast unbegreiflichen Umkehrung der socialen Verhältnisse in einer Stadt, wo dieselben so unbarmherzig getheilt sind, daß man zwischen dem Herrn, der Alles und dem Sclaven, der nichts war, als eine lebendige Sache, nicht die geringste Vermittelung wahrnimmt.

Die Saturnalien sind die einzige Milderung für das Schicksal der Sclaven geworden, die allen Launen, Gewaltthätigkeiten und Rohheiten einer Macht unterworfen waren, welche keine Grenzen kannte.

Nur die männlichen Sclaven konnten diese Freiheit der Dezembertage genießen; aber ohne Zweifel, damit die Sclaven vom andern Geschlecht nicht ihrerseits eine Sclaverei ohne Entschädigung und Erholung zu beweinen hätten, wurden an den Kalenden des März (1. März), dem ursprünglichen Jahresanfang, die Dienerinnen zu Herrinnen und die Frauen der stolzesten Aristokratie, die es je gegeben, waren genöthigt, sich ihren Forderungen zu fügen. Man nannte diese Feste die Matronalien. Sie dauerten nur einen Tag.

Wenn man dem Macrobius Glauben schenken darf, so war außer der Erinnerung an die ursprüngliche

---

*) Die Sigillarien waren gleichfalls dem Saturn gewidmete Feste. Sie bekamen diesen Namen von den kleinen Statuen aus Gold, Silber, Thon oder Gyps, die man dieser Gottheit opferte und die die Kaufleute in zeitweilig unter dem Portikus der Argonauten auf dem Marsfelde errichteten Buden verkauften.

Gleichheit, noch ein anderer edelmüthigerer Gedanke bei der Stiftung dieser beiden Feste wirksam gewesen.

„In den Saturnalien, sagt dieser Autor, bedienen die Herren ihre Sclaven aus Erkenntlichkeit für die Hingebung, welche sie während des ganzen Jahres gezeigt haben; und in den Matronalien erweisen die römischen Damen dieselben Dienste ihren Dienerinnen, um sie durch diese Ehrenbezeugung zu größerer Genauigkeit in der Erfüllung ihrer Pflichten zu ermuntern“ *).

Hauptsächlich in Schmausereien verliefen die Saturnalien. Vorzüglich in diesen Zusammenkünften machte sich mit rohem Uebermuth die wochenlange Freiheit Luft, die während der bittern Tage der Knechtschaft ungeduldig ersehnt worden war.

Die Mahlzeiten wurden auf Kosten der Herren geliefert, welche eine unabänderliche Sitte zwang, sie ihren Sclaven zu bereiten. Manchmal gewährten diese ihnen das Vorrecht, sie mit ihnen zu theilen, und dann mußten sie mitten in der Verwirrung und der Zügellosigkeit, zu welcher diese ehr- und zuchtlosen Gelage berechtigten, von Seiten ihrer durch Rausch erhitzten Sclaven ungerechte oder verdiente Vorwürfe, beleidigende Spöttereien, harte Wahrheiten aushalten, — eine Rache, wie sie von dem lebhaften Gefühl der erduldeten Leiden eingegeben wurde, oder bloß von dem Verlangen, diejenigen zu erniedrigen, welche Gesetz und Sitte vorübergehend zu diesen Prüfungen verurtheilten.

Ein anderes Mal dagegen spannten die Sclaven ihre Forderungen noch höher und zwangen die Bürger vom höchsten Range, sie selbst zu bedienen. In diesem Falle wurden oft lächerliche Befehle, Gebote, deren Ausführung unmöglich war, Unterwürfigkeit unter die unglaublichsten Launen wie ein bitterer Hohn zu dem Zwange des Gehorchens gefügt.

Man hat gesehen, wie Sclaven, zu Tafelkönigen gewählt, ihren Herren vorschrieben, sich ganz laut

*) Macrob. Saturn. l. I. c. XII.

Beleidigungen zu sagen, oder den Kopf in ein mit Wasser gefülltes Gefäß zu tauchen, oder sich mit Ruß zu beschmutzen, oder wie sie sogar befahlen, sie in einen Fischbehälter zu stürzen, um sie für eine geringe Nachläßigkeit zu bestrafen.

Was auch den Sclaven zu ersinnen beliebte, denen man, blutige Gewaltthat ausgenommen, Alles erlaubte, man mußte sich schweigend fügen. Es durfte sogar keine Wiedervergeltung geübt werden, wenn der Sclave, nachdem er seinen Herren den unerträglichsten Neckereien hingegeben hatte, unter das Joch zurückkehrte. So empfahl es wenigstens die Sitte; aber es ist zu glauben, daß die Reihe an jeden kam, und daß der Vorsatz den Uebermüthigen den Mißbrauch seiner verschwundenen Macht nicht bereuen zu lassen, sich nicht lange erhielt.

Dem sei nun, wie ihm wolle, die Schmausereien der Saturnalien waren nicht die einzigen Freuden, nach welchen diese Unglücklichen schmachteten, die einige Tage lang den grausamen Entbehrungen ihrer gewöhnlichen Existenz entzogen waren.

Nach den Schwelgereien der Mahlzeiten paßte es auch, in den Ehrenbezeugungen zu schwelgen.

Man hatte den Herren in ihren Lastern nachgeahmt; man wollte auch wie sie, sich mit den Würden brüsten.

Das Forum wurde nothwendig der Schauplatz dieser neuen und possirlichen Darstellungen der gewöhnlichen Scenen des socialen Lebens.

Die Sclaven spielten da Republik und vertheilten unter sich die Verwaltungs- und richterlichen Aemter. Das Alles fand mit ernsthafter Miene statt und mit der nöthigen Begleitung des jeder Würde eigenthümlichen Zubehörs, wie Amtsgewänder, Lictoren, kurulische Sessel und sogar die Tribüne der improvisirten Redner*).

---

*) Wir haben von den Saturnalien ein, wie wir glauben, genau für die fragliche Epoche passendes Gemälde entworfen. Indeß läßt es sich nicht leugnen, daß die Mehr-

Die Functionen des Prätors waren in diesen oft satyrischen stets komischen Gaukelspielen des öffentlichen Lebens am gesuchtesten, weil sie zu den unterhaltendsten Entscheidungen Anlaß gaben.

Diesesmal hatte die Wahl sie in nachgemachten Comitien dem Palästrion übertragen. Palästrio, der Thürhüter der göttlichen Aurelia, der Nichte des Kaisers, der künftigen Kaiserin der Römer hatte sogleich eine der erhabenen Bestimmung dieser edlen Dame angemessene Bedeutung und Wichtigkeit erworben. Man pflegte den Wiederschein der Größe des Herrn auf den Diener auszudehnen, und so war Palästrion mit einem Nimbus umgeben, in welchem er, ohne es zu wissen, strahlte.

Niemals hatte ein Sclave besser als er die Freiheit der Saturnalien genossen; niemals hatte eine ähnliche Pracht sein niedriges Dasein geschmückt. Ungestümer als jeder andere, hatte er sich der Ketten entledigt, die ihn in seinem Verschlage gefangen hielten und war nach dem Forum gestürzt, begleitet von seinem treuen Molossus, von dem er sich nie trennte. Er war als

---

zahl der Herren den sie bei diesen Festen erwartenden Anfechtungen entgingen, indem sie sich entweder auf's Land zurückzogen (Horat. Serm. II, 3, 4 und 5), oder sich mitten in der Stadt isolirten, wie es der 18. Brief des Seneka beweist, sowie die Saturnalien des Makrobius, die nichts anderes sind als eine Reihe von Unterhaltungen zwischen Freunden während dieser Tage allgemeiner Ausschweifung. In diesem Werke ist in der That nur vorübergehend von dem Feste der Saturnalien die Rede; es besteht ganz aus philosophischen, wissenschaftlichen und vorzüglich literarischen Unterhaltungen, welche einige vornehme Personen an einem für den Lärm der Stadt unzugänglichen Orte führen. Man muß vermuthen, daß Marcus Regulus, der nicht der Mann dazu war, sich den Launen seiner Sclaven bloß zu stellen, es wie viele andere gethan und sich in seinem Hause eingeschlossen gehalten hatte, bis zu dem Augenblicke, wo er es verlassen mußte, um dem Kaiser die Botschaft zu bringen, die ihm so eben selbst zugegangen war.

einer der ersten auf dem weiten Platze angekommen, gerade in dem Augenblicke, wo die Proklamation der Saturnalien erscholl.

Paläſtrion hatte sich tollkühn in alle Genüsse der Saturnalien gestürzt, er hatte alle die, welche es unternommen hatten, ihm zu folgen, weit hinter sich gelassen; er hatte sich vor Allem bei den Schmäusen nach Art der Helden Homers ausgezeichnet.

Dank der gewaltigen Fähigkeiten seines Magens konnte er mit mehr Recht als Cicero, der auch seine Probe bei einer berühmten Gelegenheit machte, wiederholen: „Ich habe mich wirklich als Mann bewiesen“ *).

Kurz, Paläſtrio beneidet, geehrt, mit Beifall überhäuft, wurde, wie wir gesagt haben, der Held der Saturnalien.

Bei allen Gastmählern war er der Tafelkönig.

Und als man die letzten Scenen dieses Freiheitsfestes, dessen Wiederbeginn der folgende Tag nicht sehen sollte, von den Tafelzimmern auf den herrlicheren Schauplatz des Forums verlegte, so wurde dem Paläſtrio, da ihn der nämliche Enthusiasmus und dieselbe Gunst begleitete, einstimmig die Prätorwürde zuerkannt.

Paläſtrion legte keck seine Amtsrobe an, wählte seine Lictoren, bestieg sein Tribunal und schickte sich zum Rechtsprechen an. Aber für jeden Richter bedarf es wenigstens eines sich darbietenden Prozesses. Doch vergebens strengte sich sein Ausrufer an, die, welche den kurulischen Sitz des improvisirten Würdenträgers umgaben, aufzufordern, seine Klugheit und Gerechtigkeit zu probiren; kein Prozessirender trat vor.

Paläſtrion fing an sein Richteramt lästig zu finden und an seinem Ansehn zu verlieren. Einige Spötte-

---

*) Bei dem Mahle, das er dem Cäsar in seinem Hause zu Puteoli gab, und wozu er alle Vorsichtsmaßregeln traf, um den Kampf mit diesem ungeheueren Esser auszuhalten. „Quid multa? homines visi sumus.“ Ad Att. XIII, 52.

reien, die einen ernsthaften Charakter anzunehmen begannen, summten ihm um die Ohren.

In diesem Augenblicke wachsender Verlegenheit erschien Marcus Regulus.

Palästrion erkannte sogleich den Mann wieder, der ihn durch seine Verführungsversuche der Gefahr der Züchtigung ausgesetzt hatte, woran Doris, die Friseurin der Aurelia, gestorben war; er richtete sich hoch auf in seinem Sitz und indem er den Menschen seinen Lictoren bezeichnete, befahl er, ihn zu ergreifen und vor ihn zu führen.

Die Freiheit der Saturnalien erlaubte sogar gegen Bürger gewisse Demonstrationen, vorausgesetzt, daß sie sich in den gehörigen Schranken der Mäßigung hielten.

Der Sclavenprätor hatte nicht die Absicht, sie zu überschreiten; er hatte jedoch beschlossen, den Spaß ziemlich weit zu treiben. Das deutete er durch einen ziemlich lebhaften Ruf an, den er mit heller Stimme an Cerberus richtete, der in der Versammlung umherging.

Mit zwei Sätzen war der Molosser bei seinem Herrn.

„Cerberus! es wird was zu lachen geben", sagte Palästrion, indem er seine Hand auf den Rücken des Thieres legte, dessen Schweif vor Freuden wedelte. „Pass' auf! . . ."

Der gescheidte Molosser nahm sofort eine offensive Stellung an und begann seine Zähne zu zeigen.

Marcus Regulus, der sich dem Tribunal näherte, sah dies von der Seite mit an und die Unruhe verbreitete ihre Bläße auf seinen vor Aufregung zuckenden Wangen.

Unterdessen erschallte ein wildes Freudengeschrei von allen Seiten. Man hatte den Denünzianten erkannt und seine Angst vermehrte die allgemeine Befriedigung. Die Sache war auch wirklich dazu angethan, das öffentliche Interesse lebhaft zu kitzeln, und Palästrion hatte die einen Augenblick von ihm gewichene Volksgunst wieder erlangt.

Tausend Rufe stiegen in die Lüfte, vermischt mit dem dumpfen Murren des Hundes, dessen Augen nicht

von den Augen seines Herrn wichen und der sich ganz bereit hielt auf das geringste Zeichen loszustürzen.

„Jo! Jo! Saturnales! — Jo! Jo! Paläſtrion!“ wiederholten die rasenden Zurufe der Menge.

Paläſtrion wollte einige Zeit hindurch seinen Triumph und das Entsetzen des Marcus Regulus genießen. Er verschlang sein Opfer mit seinen Blicken und gefiel sich darin, durch sein Schweigen, dessen ängstliche Sorge zu verstärken. Endlich streckte der Sclavenprätor seine Hand aus und verlangte Aufmerksamkeit.

Er schritt zum Verhör. Der Tumult hörte auf wie durch Zauberei. Alle Ohren spitzten sich, um Paläſtrion zu hören.

„Wie heißt Du?“ sagte der Richter, indem er sich an Regulus wandte.

„Ich bin Bürger, und ich proteſtire gegen jedes Attentat auf meine Person“, suchte der Denunziant mit einer gewissen Sicherheit zu betonen.

„Sehr schön“, erwiederte der Sclavenprätor . . . „aber wir sind in vollen Saturnalien und Du bist angeklagt . . .“

„Was kann man gegen mich erdenken?“ fragte Regulus.

„Bist Du es nicht“, entgegnete Parmenon, „der durch Bestechung die Treue einer gewissen Doris, Sclavin im Hause der göttlichen Aurelia, versucht hat und Ursache ihrer Züchtigung gewesen ist, an der sie gestorben ist? Was hast Du zu antworten?“

Der Denunziant bebte und schwieg.

„Bist Du es nicht ferner“, fuhr der Richter fort, „der zu wiederholten Malen und unter Verschweigung seines Namens gekommen ist, um einem armen Sclaven, Namens Paläſtrion, die Freiheit anzubieten, indem Du versucht hast, durch hinterlistige Fragen die Geheimnisse des Hauses seiner Herrin zu erhaschen, und indem Du ihn so der Gefahr ausgesetzt hast, wie Doris unter den Ruthenstreichen des öffentlichen Henkers zu erliegen?“

„Paläſtrion, Paläſtrion“, ſchrie Regulus mit flehentlicher Stimme . . . „ich ſchwöre Dir, daß meine Intentionen in Bezug auf Dich rein waren und daß es nicht an mir gelegen hat, wenn ſie ſich nicht verwirklicht haben . . .“

„Schweige, Elender! . . . Hier bin ich nicht mehr Paläſtrion . . . Ich bin nur der Richter, dem Du antworten ſollſt . . . Nun laß uns ſehen, ſind dieſe Thatſachen wahr oder ſind ſie falſch? Bei Saturn! Hüte Dich zu lügen!“

Aber in dieſem Augenblick, ſtieß Marcus Regulus, anſtatt der an ihn gerichteten Aufforderung zu genügen, einen durchdringenden Schrei aus und fuhr ſchnell zurück.

Während des Verhörs hatte der Moloſſer ſich allmählig dem Denunzianten genähert und hatte gewiſſe, zu ſcharfe Spitzen in den Schenkel des Regulus eingegraben, was wenigſtens zu vermuthen war, nach der Richtung ſeines Mauls, das noch einen der Zipfel ſeiner Tunika zerrte.

„Cerberus! Cerberus!“ rief Paläſtrion mit aufgebrachter und ſchallender Stimme. Sogleich ließ der Hund los.

„Lictoren, züchtigt dieſes ungelehrige Thier, das die Zeit nicht erwarten kann.“

Die Lictoren zogen einige Ruthen aus ihren Bündeln und ſchlugen damit den Moloſſer, der ſeinerſeits jämmerlich heulte.

Die Verſammlung klatſchte der hohen Gerechtigkeit des Paläſtrion Beifall.

„Regulus“, fuhr der Sclave fort, augenſcheinlich befriedigt von den Zeichen der öffentlichen Billigung, „haſt Du bezüglich der ſo eben präciſirten Thatſachen Rechtfertigungsgründe anzubringen? Sprich . . . ich höre Dich . . .“

Der Elende beſchränkte ſich auf feige Bitten.

„So erkennſt Du alſo“, ſagte Paläſtrion, „die Wahrheit der Anklage an, und Du haſt nichts anderes zu ſagen? . . .“

„Paläſtrion . . . ich ſchwöre Dir noch einmal . . . ich wußte nicht . . . ich konnte nicht wiſſen, daß ich Dich einer Gefahr ausſetzte . . .“

„Es handelt ſich nicht um mich, Regulus; höre alſo auf, meine Worte zu mißverſtehen und meinen Namen auszuſprechen; es handelt ſich um das Handwerk, das Du treibſt und um das Unglück, das Du durch Deine Denunziationen herbeigeführt haſt . . . Iſt es nicht genug, daß Du den Verrath in die Wohnung meiner edlen Herrin haſt einführen wollen und daß ein junges Mädchen als Opfer Deiner Beſtechung zu Grunde gegangen iſt . . . Das iſt's, worüber Du Dich rechtfertigen ſollſt . . . Oder wo nicht, ſo erwartet Dich die Strafe . . . Was mich betrifft, ſo verachte ich die Lockungen, die Du mit mir verſucht haſt . . . und als Richter muß ich ſie vergeſſen . . . Zum letzten Mal antworte und ohne Umſchweif . . .“

Paläſtrion hatte dieſe Worte mit eben ſo viel Feſtigkeit in der Stimme als Würde im Geberdenſpiel geſprochen. Je mehr er in der Uebung ſeiner richterlichen Functionen fortſchritt, deſto mehr ſchien der niedrige Sclave von ihrer Größe durchdrungen zu werden und in die Fiction führte er allmählig die Wahrheit ein.

Marcus Regulus, ganz beſtürzt, ſuchte nur noch nach einem Mittel der Flucht und ſein Auge drehte ſich nach allen Seiten herum, um bei der erſten Gelegenheit ſich ſacht davon zu ſchleichen. Aber das war keine leichte Sache. Cerberus wachte aufmerkſam, und die dichtgedrängten Reihen der Menge ſchienen wie eine undurchdringliche Schranke. Kein befreundetes Geſicht zeigte ſich innerhalb dieſes engen Horizonts; der Denunziant nahm nur die ſpöttiſchen und lächelnden Geſichter der Sclaven wahr, die ſich an ſeiner Angſt weideten, indem ſie das Urtheil Paläſtrions erwarteten.

Wirklich ſann der Prätor, nachdenklich und ſchweigſam, ſchon über die Sentenz nach, die er fällen ſollte.

Plötzlich unterbrach ein neuer Zwiſchenfall die Verſammlung und wandte ihre Aufmerkſamkeit ab.

Die zugleich melodischen und hellen Töne einer unter dem Portikus des Tempels des Saturn erschallenden Flöte erhoben sich in die Lüfte und man hörte zu gleicher Zeit die Stimme eines Oberpriesters, der die Menge aufforderte, ihm freien Durchgang zu gewähren. Der Priester verließ den Tempel, nachdem er ein Sühnopfer vollbracht hatte, und Misitius begleitete ihn, indem er auf dem wohlklingenden Instrumente spielte, das bei den Ceremonien der Brandopfer gebräuchlich war.

Der Haufen that sich wirklich auseinander, der Priester und Misitius schritten durch die so entstandene Lücke und befanden sich bald vor dem Tribunal des Sclavenprätors.

Marcus Regulus eilte, wie der Unglückliche, der im Begriff ist, von dem Abgrund verschlungen zu werden und der sich an die gebrechlichste Stütze anklammert, dem Priester entgegen und nahm mit flehender Stimme seinen Beistand in Anspruch.

„Saturnales!“ rief Palästrion, um die Bewegung aufzuhalten, welche der Priester, sehr erstaunt, Regulus in dieser Verlegenheit zu sehen, schon zu seinen Gunsten versuchte . . . „Saturnales! Dieser Mensch gehört mir bis nach der Vollziehung der Sentenz, die ich jetzt aussprechen werde!“

„Saturnales! Saturnales!“ brüllte die Menge, welche fürchtete, der Priester möchte ihr ihr Opfer entreißen.

„Allerdings“, sagte dieser, „es sind jetzt die Saturnalien, und ihr seid Herren!... Regulus, die Götter mögen Dich beschützen, ich kann nichts für Dich thun . . .“

Und der Priester setzte seinen Gang fort, indem er den Regulus im Stich ließ, der vor Wuth zitterte und sich in Verwünschungen ergoß. Misitius schickte sich an, dem zu folgen, den er bis dahin begleitet hatte.

„Flötenspieler!“ rief Palästrion, indem er dem Musikus ein gebieterisches Zeichen machte . . . „Deine Gegenwart ist hier nothwendig . . . Dein Instrument soll

den Takt der Leibesübung regeln, die ich dem Regulus als gerechte Strafe auferlegen werde . . . Ich gebiete Dir zu bleiben!“

Der unglückliche Misitius hätte lieber hundert Meilen weit entfernt von Rom sein mögen, als sich in der Anwesenheit des Schuftes zu befinden, den zu fürchten er so viel Gründe hatte; aber es war dem Misitius ebenso unmöglich dem Palästrion den Gehorsam zu versagen, als dem Regulus, sich der Büßung zu entziehen, die lange angedroht, sich endlich verwirklichen sollte. Misitius fügte sich und erwartete, daß man ihm neue Befehle ertheilte.

Marcus Regulus schleuderte einen giftigen Blick auf ihn.

Palästrion verkündigte von der Höhe seines kurulischen Stuhls, Schweigen gebietend, daß er den Spruch fällen werde.

Die Versammlung blieb unbeweglich.

„Es ist ersichtlich“, sagte der Sclavenprätor mit feierlicher Stimme und indem er sich der offiziellen Formel bediente, „daß Marcus Regulus, Denunziant, hier gegenwärtig, durch seine Verführung der Urheber des Todes eines jungen Mädchens Namens Doris, Sclavin im Hause der göttlichen Aurelia ist. In Folge dessen, gebiete ich, daß er geprellt werde, und daß dieser Flötenbläser mit seinem Instrument die Ausführung meines Urtheils begleite!“

Das ganze Forum bebte von dem Freudenschrei, der diese Worte des Spruchs Palästrions aufnahm.

Es hätte keine bessere Verurtheilung erdacht werden können, um das Fest der Saturnalien durch einen amüsanten Spaß zu krönen und zu gleicher Zeit, um den furchtbaren und verabscheuten Menschen zu treffen, der sie erleiden sollte.

Ein weiter Kreis bildete sich um den niedergeschmetterten Denunzianten; zwölf Sclaven, von athletischen Formen, traten hervor um das Urtheil zu vollziehen und umschlangen ihn mit ihren kräftigen Armen.

Vergebens wehrte sich Marcus Regulus wüthend und stieß klägliche Schreie aus; er mußte der Gewalt weichen.

Man legte ihn der Länge nach auf den großen und festen Teppich, den ungeduldige Hände schon bewegten und Misitius begann sein Stückchen unter den rasenden Beifallsbezeugungen der Menge, unter den hundertmal wiederholten Rufen:

„Saturnales! Jo! Saturnales! Jo! Palaestrion“*).

Dank der regelmäßigen Modulationen der Flöte des Misitius wurde die im Takt geschehende Schwingung mit einer Vollkommenheit ausgeführt, die ihre Kraft verdoppelte. Der Denunziant berührte kaum die Decke, so wurde er sogleich wieder in die Luft hinaufgeschleudert bis zur Höhe des Karnießes der benachbarten Tempel. Es war ein Schauspiel, das man von allen Ecken des Forums aus genießen konnte; alle Blicke folgten aufmerksam den Luftsprüngen des stämmigen und untersetzten Körpers. Regulus flog auf und nieder, wie eine gymnastische Wurfscheibe, die von der starken Hand eines Athleten zurückprallt.

Der grausamste Feind des Denunzianten konnte mit ihm Mitleid haben! . . .

Endlich, nicht aus Mitleid, sondern weil jede Züchtigung ihr Ende haben muß, befahl Palästrion den Vollstreckern seines Urtheilsspruchs aufzuhören.

Marcus Regulus fiel zum letzten Mal auf die Decke zurück und von der Decke auf die Steinplatten des Forums, auf welche die gehorsamen Sclaven ihn niederlegten.

In einem Augenblicke stand er aufrecht: Seine Bläße

---

*) Man könnte vielleicht glauben, wir schrieben ohne Grund den Alten die Kenntniß dieser spaßhaften Strafe zu. Hören wir jedoch den Sueton, der (Otho c. 2.) erzählt, daß Otho sich ein Vergnügen daraus gemacht habe, Leute zu prellen, d. h. vermittelst einer straff ausgespannten Decke in die Höhe zu schleudern (impositum distento sago in sublime jactare).

war entsetzlich; seine Augen schleuderten Blitze; die Stimme versagte ihm, er konnte kein einziges Wort deutlich aussprechen.

Palästrion war seinerseits von seinem kurulischen Stuhle herabgestiegen. Aber zuvor hatte er der Menge befohlen Platz zu machen, damit Regulus gehen könnte, wohin er wollte.

Der Denunziant, ganz betäubt von seiner Luftreise und umtönt von unbarmherzigem Hohngelächter, stürzte sich in diesen engen Durchgang mit dem Ungestüm, der denjenigen eigen ist, die vor einer noch gegenwärtigen Gefahr schaudern.

„Regulus!“ schrie Palästrion dem Elenden nach, der schon fern von ihm war . . . „Du hast es gesehen . . . ich bin nicht mehr Dein Richter . . . Aber ich habe einen Schwur gethan . . . er muß in Erfüllung gehn!“

Hierauf zeigte der Sclave mit einer einzigen Geberde dem Cerberus den Menschen, der entfloh. Der Molossus flog wie ein Pfeil davon. Mit einigen Sprüngen hatte er den Denunzianten erreicht, der einen schrecklichen Schrei ausstieß.

„Cerberus! Cerberus! genug! zurück zu Deinem Herrn!“ rief aufs Neue Palästrion mit einer zufriedenen und triumphirenden Stimme.

Er hatte seinen Schwur gehalten und seine Rache vollbracht.

Auf den Ruf seines Herrn, hatte der Hund das Bein losgelassen, in welches er die scharfen Spitzen seiner furchtbaren Reihe Zähne eingegraben hatte, und er kam zurück, indem er in seinem Maule einen Fetzen von der Tunika des Regulus trug.

Palästrion wurde im Triumph zum Gelage der letzten Nacht der Saturnalien getragen.

Am andern Morgen hatte er in seinem Verschlag die Ketten wieder angenommen, welche erst das folgende Jahr wieder fallen sollten, wenigstens dachte er so, denn der Unglückliche konnte nicht vorhersehen, was sich ereignen würde und daß er in wenigen Stunden seiner-

seits in der Gewalt des Mannes sein würde, den er verurtheilt hatte.

Regulus hatte in der That, ungeachtet seines grausamen Mißgeschicks, seine Absicht nicht aufgegeben, den Kaiser von der Verhaftung des Metellus Celer zu benachrichtigen. Er fand sich daher im Palatinischen Hause ein, noch zitternd vor Wuth und Schreck, nach Rache schnaubend, aber sich verstellend, um sie sich desto besser zu sichern.

Domitian wurde beim Anblick des Denunzianten von der Verstörtheit seiner Züge und der Unordnung in seiner Kleidung frappirt.

„Was hast Du, Regulus, fragte er ihn, und was ist Dir widerfahren?“

„Es ist nichts, gnädigster Herr, . . . Als ich über das Forum ging, haben elende Sclaven mich insultirt . . . Aber ich habe nicht geglaubt, die Ueberbringung einer wichtigen Nachricht verzögern zu dürfen . . . Metellus Celer wird morgen in Rom sein . . . Sichere Leute führen ihn! . . .“

„Hast Du Zeugen, welche es verstatten, ihn zu verurtheilen?“ fragte der Kaiser mit einer Lebhaftigkeit, welche bewies, daß die Nachricht ihm nicht gleichgültig war.

„Ja, gnädigster Herr, es gibt deren drei, deren Geständnisse keinen Zweifel lassen würden über die innigen Beziehungen des Metellus Celer mit der Großvestalin . . . Diese drei Zeugen sind: Misitius, der Opferflötist, er, der mit Lucius Antonius correspondirte und zu gleicher Zeit beauftragt war, der Cornelia den Brief des Metellus Celer zu übergeben, den Ihr in Euren Händen gehalten habt; Gellia, die Gattin des Misitius, und endlich Paläſtrion, der Thürhüter Eurer Nichte.“

„Haben diese Leute gesagt, was sie wissen?“

„Nein, gnädigster Herr“, antwortete der Denunziant, indem er den Kaiser mit einem grauenvollen Lächeln ansah . . . „Aber Ravinus ist da . . . und er ist ein großer Meister in der Kunst, die, welche zur Unzeit schwiegen, zum Reden zu bringen.“

„Ganz schön! Regulus . . . Noch diese Nacht werde ich das Collegium der Oberpriester zusammenrufen . . . und morgen . . .“

„Gnädigster Herr“, unterbrach ihn der Denunziant . . . „diese Nacht ist die letzte der Saturnalien, während welcher keine Verurtheilung publicirt werden darf. Es wäre vielleicht angemessen, es auf die folgende Nacht zu verschieben. Ich habe außerdem diesen Aufschub nöthig, damit Ihr in Besitz eines vollständigen Beweises seid.“

„Nun gut“, sagte der Kaiser . . . „Ich werde morgen Abend in meinem Hause zu Alba sein . . . Trage Sorge, daß die Zeugnisse zur rechten Zeit in die Hände der Priester gelangen, damit es nicht die geringste Zögerung gebe . . . Lebe wohl, ich verlasse mich auf Deinen Eifer . . .“

Regulus verneigte sich vor dem Kaiser und ging.

Anstatt den Weg nach seiner Wohnung einzuschlagen, wählte er den kürzesten Weg, um in kurzer Zeit zu Ravinus zu gelangen, der sich seitwärts von der Suburra, außerhalb Roms und fern von jeder Wohnung in einer in die schroffsten Seiten des Berges Esquilinus eingegrabenen Höhle verborgen hielt.

Es war tiefe Nacht, als Marcus Regulus am Ziele seines Ganges anlangte.

Ravinus schlief ruhig.

„Stehe auf, Ravinus, ich habe mit Dir zu reden!“ rief der Denunziant, indem er ihn tüchtig schüttelte.

Ravinus stieß ein Brummen hervor, ähnlich dem eines Bären, den man in seinem Bau beunruhigt, und richtete sich in der ganzen Länge seiner kolossalen Figur auf dem Fell eines wilden Thieres in die Höhe, welches ihm zum Lager diente.

„Ich bin es! Regulus ist es!“ schrie klugerweise der Denunziant, um jedes unliebsame Mißverständniß zu vermeiden.

Nun entfernte Ravinus die Asche von seinem Heerde und zündete eine Harzfackel an, die er an der Wand der Höhle befestigte.

Hierauf setzte er sich auf einen Schemel und fragte den Regulus:

„Ich stehe zu Deinen Diensten. Was willst Du? Sprich . . .“

Achtzehntes Kapitel.

Die Schmerzenshöhle.

Die Harzfackel erhellte zwei Dinge, die Höhle des Ravinus und diesen selbst.

Beide gräßlich anzuschauen.

Man stelle sich zunächst ein Gewölbe von mittelmäßiger Breite vor, dessen Tiefe aber, nach Art der unterirdischen Gänge, die ganz mit Dunkelheit erfüllt sind, nicht errathen werden konnte. Ein plumpes Mauerwerk aus Steinen, grünlich von Feuchtigkeit oder durch die Zeit geschwärzt, stützt das Erdreich und hindert das Einstürzen.

Wohin auch der Blick in diesem unheimlichen Orte schweifen mag, er nimmt kein Hausgeräth wahr, sondern nur Gegenstände von seltsamer und schrecklicher Gestalt. Die Einen hängen von der Decke herab oder an Nägeln in den Mauerwänden; die Andern liegen auf dem Boden oder sind an einen ungeheuern Block von Holz oder Stein befestigt. Da finden wir zunächst eine vollständige Sammlung von Peitschen und Geißeln, weil dies die am meisten gespendete Züchtigung ist; von der mit einfachen Knoten versehenen Geißel bis zu der, die an ihren Enden Bleikugeln, runde Scheibchen von gehacktem Eisen, mit scharfen Spitzen zeigt, um das Fleisch zu verwunden und zu zerreißen. Nicht weit von den Geißeln sind die Ruthen und die Riemen, unter welchen eine erfinderische Grausamkeit dieselben Unterschiede gemacht hat. Das Alles bildet, wenn man sich dieses Ausdrucks bedienen darf, das leichte Mobiliar des Ravinus.

Der andere Theil bietet weit massivere und ansehnlichere Formen dar. So die Gabeln, die Halseisen, die Eisen zum Brandmarken, die Ketten, die Hundertpfundgewichte, die man an den Füßen des Leidenden aufhängt, um ihn zu hindern sich bei der Folter zu bewegen, die sogenannten glühenden Stühle, die mit Zähnen bewaffneten Räder, die Folterbänke zum Ausspannen der Glieder, nehmen alle Räume dieser Höhle der Schmerzen in Beschlag.

Ravinus ist, wir haben es geahnt, der öffentliche Henker, der allein lebt, fern von den Menschen, aus Rom verwiesen, wo der Aufenthalt ihm untersagt war*).

Er war der getreueste Typus, der die furchtbare Idee der antiken Barbarei verwirklichte.

Auf einem behaarten Rumpf, an den sich athletische Arme schlossen, stand ein ungeheurer Kopf, bekränzt mit brandrothen, struppigen, harten Haaren, wie die Haare des Ebers von Calydon. Alles Mitleid war verschwunden aus diesem wilden Gesicht, in welchem zwei runde unter rothen, dichten Augenbrauen verborgene Augen rollten.

Ravinus ist die personificirte Dummheit; aber es ist die Grausamkeit und nicht der Blödsinn, was seinen Verstand zerrüttet hat. Wenn das Opfer um Gnade bittet, so antwortet er mit einem gräßlichen Lächeln; wenn die zerbrochenen Knochen durch das Fleisch hervortreten, geräth er in Extase und der Rausch seines Blutdurstes erfüllt sein ganzes Wesen mit unsäglicher Wonne.

Dieser Elende hat stets nur mitten unter Thränen gelebt, täglich sieht er Ohnmachten und Todeskämpfe. Oft wird er von Matronen nach Rom gerufen, um ihre Sclaven zu züchtigen; das sind so seine kleinen Freuden. Er haut dann mit solcher Wuth, daß, wenn man ihn nicht aufhält, der Tod unvermeidlich ist. So

*) Cicero, pro Rabirio 5.

geschah es mit jener unglücklichen Doris, deren Körper noch unter den wiederholten Schlägen seiner Riemen zitterte, als er nur noch ein Leichnam war.

Manchmal, aber weit seltener, schickt man dem Ravinus Unglückliche zum Foltern in seine Höhle; das sind die Tage, die er mit einem weißen Stein bezeichnet und deren er sich sogar in seinen Träumen erinnert.

Das ist nun der Mensch, dessen Regulus bedurfte.

„Ravinus", sagte er zu ihm, „morgen, gegen Abend . . . wird man drei Personen hierher führen . . . zwei Männer, von welchen einer Sclave ist, und eine Frau . . . Es gibt Geständnisse zu entlocken . . . Verstehst Du?"

Ravinus antwortete nur durch ein fürchterliches Gelächter.

„Ravinus", fuhr der Denunziant fort, „auf den Befehl des Kaisers werden diese drei Personen Dir überliefert werden. Es wird daher erforderlich sein, daß ihre Antworten prompt erfolgen . . ."

Der Henker beobachtete das nämliche Schweigen, aber er erhob sich, ging nach einem Winkel seiner Höhle und kam bald wieder mit drei eisernen Stühlen, die er vor den Regulus hinstellte. Diese Ausstellung bildete eine hinlänglich beredte und genaue Demonstration. Ravinus bannte seine Opfer fest, indem er sie auf diesen am Feuer gerötheten Stühlen sitzen ließ.

„Ganz gut! Ravinus", sagte der Denunziant mit entsetzlicher Gefühllosigkeit . . . „Jedoch jedem nach seinen Verdiensten . . . Du wirst diesen Stuhl für einen Sclaven aufheben, Namens Palästrion, der heute in den Saturnalien den Prätor gespielt hat, und dem der kurulische Sitz gebührt . . . Was die beiden andern anbetrifft . . . so könnte man, glaube ich, in Hinsicht auf den Gatten sich mit dem hier begnügen — und zu gleicher Zeit deutete er auf eine Folterbank und für die Frau diese Spannriemen versuchen . . ." Es waren Holzkeile zum Zerbrechen der Beine.

„Ravinus", fuhr der Denunziant fort, während der Henker sich damit beschäftigte, seine Folterinstrumente zurecht zu legen . . . „das ist noch nicht Alles! . . .

Ich habe Dir einen großen Triumph bereitet! eine Hinrichtung, so selten, daß sie seit länger als einem Jahrhundert in Rom nicht stattgefunden hat!"

Das Ungeheuer mit den rothen Haaren drehte sich um und richtete auf den, der diese Worte zu ihm sprach, seine Augen, in welchen schon ein höllisches Feuer funkelte . . .

„Du kennst", fuhr Regulus fort, „den Keller der porta Collina und Du hast ohne Zweifel von der Hinrichtung der Vestalinnen reden hören? . . ."

Die abscheuliche Freude des Ravinus war so lebhaft, daß er, sein Stillschweigen zum ersten Male brechend, ausrief:

„Regulus, sollte es wahr sein? Eine Vestalin soll verurtheilt werden?"

„Die vornehmste, Ravinus . . . Cornelia, die Großvestalin! . . . Aber das hängt von Dir ab . . . Der Kaiser erwartet nur noch die Geständnisse derjenigen, die man Dir morgen schicken wird."

„O!" brummte das Ungeheuer, indem er wie ein wildes Thier brüllte.

„Es handelt sich darum, Ravinus, das Gewölbe vorzubereiten. Du wirst den Stein losbrechen, der seine Decke schließt . . . Du wirst die Gebeine der letzten in diesen Abgrund begrabenen Vestalin sammeln, um sie in die Lüfte zu schleudern . . . Es ist ein Bett nöthig, eine Lampe, einige Nahrungsmittel, Wasser, Brod und Milch auf einen Tag . . . Der Kaiser will, daß man genau die alten Gebräuche befolge . . . Du wirst das Alles machen, Ravinus . . . und ich werde Dich morgen um die zehnte Stunde hier wieder treffen . . . Die, welche Du zu erwarten hast, werden nicht zögern . . . geschlossene Sänften werden sie herführen . . . Du hast mich verstanden . . . Lebe wohl!"

Mit diesen Worten erhob sich Regulus und verschwand.

Am andern Tage um die zehnte Stunde ist die Höhle des Ravinus von einem ungeheuern Kohlenfeuer

erhellt. Zwei Gehülfen des Henkers machten schon die Folterinstrumente zuerst. Mitten unter den eisernen Krallen, den Kneipzangen und scharfen Spitzen unterscheidet man den eisernen Stuhl, den das Feuer weißglühend gemacht hat und der Funken sprüht.

Draußen herrscht völlige Finsterniß. Der eisige Wind des Monats Dezember stürmt und Schneegestöber, wirbelnd und vom Sturm getrieben, verfängt sich in der Höhle und fällt zischend auf die glühenden Kohlen.

Plötzlich hält ein Wagen still. Das Gebrüll des Unwetters hat das Geräusch der Räder übertönt. Einige Menschen steigen herab und dringen sogleich in die unheimliche Wohnung des Ravinus. Es sind die Oberpriester, begleitet von ihrem Schreiber, um die Geständnisse aufzuzeichnen. Marcus Regulus ist bei ihnen. Bald kann trotz des Sturms ein aufmerksames Ohr in der Ferne ein dumpfes Gemurmel und zu gleicher Zeit schneidende Wehklagen unterscheiden.

Es sind die Opfer, welche herannahen. Kräftige Sclaven tragen im Laufschritt drei Sänften, welchen auf ein Zeichen des Regulus Ravinus und seine Gehülfen entgegen gehen. Sie erscheinen wieder, jeder die ihnen überlieferte Beute schleppend.

Es ist zuerst Gellia, halb ohnmächtig vor Schreck, deren sich Ravinus bemächtigt hat, und die er in seinen Armen trägt, indem er mit seiner breiten Hand ihr Angstgeschrei erstickt. Gellia, die reizende, lebhafte, kleine Frau, die in sich selbst zusammensinkt, sobald sie auf den feuchten und schmutzigen Boden der Höhle niedergesetzt ist.

Misitius, kräftig mit dem Elenden ringend, der sich seiner bemächtigt hat, sinkt neben ihr nieder. Er stößt einen entsetzlichen Verzweiflungsschrei aus, als er seine junge Gattin sterbend zu seinen Füßen erblickt. Ein Streich, dem einer Keule ähnlich, streckt ihn besinnungslos zur Erde.

Der Gehülfe des Ravinus befördert ihn auf die Folterbank und schnallt ihn mit Armen und Beinen fest daran.

Endlich erscheint Paläſtrion. Der Unglückliche iſt von ſtumpfem Staunen ergriffen. Er geht ſchwankenden Schritts, wie ein Trunkener, ohne zu begreifen, warum man ihn an dieſen Ort führt, faſt ohne zu ſehen, was um ihn vorgeht.

Unterdeſſen wenden ſich ſeine umherſchweifenden Blicke auf Regulus, welchen er in dem Scheine des Heerdes, wo der eiſerne Stuhl geröthet wurde, wiedererkennt. Bei dieſem Anblick befällt ihm ein ſo krampfhaftes Zittern, daß der Schrei, der ſeinem Munde entfliegen wollte, zwiſchen ſeinen aneinander klappernden Zähnen erſtirbt.

Paläſtrion weiß jetzt, wo er iſt, und wer ihn in dieſe Hölle gebracht hat . . . er iſt beim öffentlichen Henker! . . . denn mit einem andern Blicke hat er auch Ravinus erkannt, dies ſcheußliche Geſpenſt der Träume der Sclaven . . . jetzt eine drohende und unvermeidliche Wirklichkeit! . . .

In einem Augenblick, wo er ſich deſſen am wenigſten verſah, waren Männer in ſeinen Thürverſchlag gedrungen, hatten ſeine Ketten zerbrochen, ihn mit andern Feſſeln gebunden und wollten ihn fortſchleppen. Paläſtrion beruft ſich auf den Namen ſeiner Gebieterin, der göttlichen Aurelia, deren Wohnung man verletzt; aber man antwortet, daß es auf Befehl des Kaiſers geſchehe, und jeder Widerſtand iſt vergeblich.

Ebenfalls im Namen des Kaiſers hat man Miſitius und Gellia in getrennte Sänften ſteigen laſſen, welche ſich nach demſelben Orte hin in Bewegung ſetzen.

Miſitius, zuerſt ſehr unruhig, wird während des Transports etwas gefaßter. Ohne Zweifel ſoll er wegen der Verſchwörung des Lucius Antonius unterſucht werden, deſſen Hauptagent er in Rom geweſen iſt; aber er iſt ſo klug geweſen, ſich durch Regulus beſcheinigen zu laſſen, daß er, Miſitius, freiwillig die Exiſtenz dieſes Complotts enthüllt hat. Dieſe Erklärung trägt er bei ſich; ſie wird hinreichen, um jede Anklage verſchwinden zu machen.

Gellia iſt nicht ſo zuverſichtlich, ſie fühlt, daß Mi-

fitius verloren ist und daß sie mit ihm umkommen wird. Das entpreßt ihr das Wehklagen, dessen schmerzliche und schallende Töne die dichten Behänge der Sänfte nicht dämpfen konnten.

Jetzt sind also die drei Opfer in Gegenwart ihrer Verfolger und ihrer Henker. Ravinus hat mit einer eisernen Kneipzange den glühenden Stuhl ergriffen, um Palästrion darauf zu setzen. Der arme Sclave fällt dem Marcus Regulus zu Füßen, indem er mit herzbrechendem Flehen schreit:

„Gnade! Gnade! gnädigster Herr!“

Der Elende lächelt und antwortet:

„Palästrion, gestern auf dem Forum, hast Du auf mich gehört, als ich Dich auch um Gnade bat? Uebrigens bin ich es nicht, der hier Dein Herr ist; es sind diese Oberpriester, welche selbst dem Willen des Kaisers gehorchen.“

Und während dieser Worte hatte er dem Ravinus ein Zeichen gegeben. Ravinus umschlang den Unglücklichen mit seinen mächtigen Armen, hob ihn wie ein Kind in die Höhe, und setzte ihn auf den Feuerstuhl, auf welchem ein eiserner Ring das Opfer unbeweglich fest hielt . . .

Palästrion stieß einen Schrei aus; der Felsen zerbrechen konnte . . . Ravinus antwortete darauf durch ein gräßliches Hohngelächter, schürte das Feuer und fuhr fort zu lachen, während Palästrion unter namenlosen Qualen heulte. Unter der schnellen und verzehrenden Wirksamkeit der Flamme ging Palästrion's Geheul in ein leises Wimmern über und Ravinus schwieg.

Dieser vorhergesehene Moment war der des Verhörs, das bisher unmöglich gewesen war.

Palästrion, Thürhüter im Hause der göttlichen Aurelia, nothwendigerweise Zeuge der häufigen Besuche, welche Metellus Celer der Großvestalin abgestattet hatte, während diese ihre Zuflucht zur Nichte des Kaisers genommen, mußte einige Beweise von Vertraulichkeit erlauscht haben, deren Constatirung zur Begründung der Anklage nützlich war oder doch wenigstens sie

aus der Unterhaltung der andern Sclaven erfahren haben.

Diese Details mußten dem Delinquenten um jeden Preis entrissen werden. Einer der Priester und der Schreiber traten heran.

Aber wozu alle die an einen Unglücklichen gerichteten Fragen wiederholen, dessen durch einen grausamen Schmerz überwundene Willenskraft nothwendig unterliegen mußte und dessen Leben außerdem mit jedem Augenblick hinschwand?

In kurzer Zeit erhielten die Priester alle Geständnisse, welche sie bedurften. Palästrion begnügte sich auf alle Fragen mit ja zu antworten. Als man den armen Sclaven vom Eisenstuhl losmachte, war er dem Tode nahe. Er war nur noch eine Masse verkohlten Fleisches. Man warf ihn in einen Winkel, wo er nach einigem Röcheln verschied.

Nun ging Ravinus zur Folterbank, auf welcher Misitius immer ohnmächtig ausgestreckt lag. Ein Schlag mit einer Eisenstange weckte ihn aus seiner Betäubung auf.

Gellia war von Ravinus einem seiner Gehülfen anvertraut worden, Sie lag auf der Erde, gleich ihrem Gatten ganz besinnungslos. Ein Ziehen an dem Spannriemen rief sie zum Bewußtsein zurück.

Die Qualen der beiden Gatten begannen zu gleicher Zeit.

Nicht ohne Grund hatte Regulus beide vereinigt. Im Falle ihrer Standhaftigkeit in der Tortur hoffte er über Misitius durch Gellia, und über Gellia durch Misitius zu triumphiren.

Man setzte voraus, daß alle Beide Kenntniß gehabt hätten von der Correspondenz zwischen der Großvestalin und dem Metellus Celer. Auf diesen wichtigen Punkt sollte sich ihr Verhör erstrecken. Der Kaiser war nur in Besitz eines einzigen Briefes gesetzt worden; aber dieser Brief verstattete zu denken, daß man deren auch andere gewechselt habe. Wenn Metellus an die Großvestalin geschrieben hatte, so hatte diese sicherlich geantwortet; Misitius, ihre Mittelsperson, mußte wissen was

diese Correspondenz enthielt; Gellia mußte es von Misitius erfahren haben. So waren denn ihre Geständnisse werthvoller als die des Paläſtrion. Außerdem, hatte nicht Misitius während man Regulus prellte die Flöte gespielt?

Die Folterbank, auf welcher später so viele Märtyrer ausgestreckt worden sind, war ein gräßliches Folter-Instrument. Es bestand aus Stücken Holz, die unter einander so zusammengefugt waren, daß sie den Bewegungen einer Schraube folgten, welche langsam die Glieder ausdehnte und entsetzlich auseinander zerrte, indem sie alle Gelenke zerbrach. Wenn der grausame Schmerz dieser Folter nicht ausreichte, so zerfleischte man den für Ruthenschläge unempfindlichen Leidenden mit eisernen Krallen oder man brannte ihn mit ehernen am Feuer gerötheten Platten.

Die Spannriemen faßten die Füße oberhalb des Knöchels und zermalmten sie, indem sie zusammengezogen wurden.

Die Riemen, die glühenden Stacheln, alle übrigen Mittel zur Vervielfältigung des Schmerzes und zur Verbreitung desselben über jeden Theil des Körpers, wurden gleichfalls angewandt, um die furchtbaren Wirkungen dieser Folter zu verstärken.

Wir erfinden keineswegs diese schauervollen Einzelheiten; wir mildern eher noch das Schreckliche derselben. Zweifelt man daran, so kann man die alten Schriftsteller zu Rathe ziehen, vor Allem die Akten der Märtyrer. Dort wird man sehen, was die antike Barbarei zu bedeuten hatte, von der wir unsern Lesern eine kleine Idee beibringen mußten.

Misitius und Gellia hatten unter den ersten Zuckungen des Schmerzes, wie schon gesagt, ihre Besinnung wieder erlangt.

Der Moment dieses Erwachens, wo die beiden Gatten sich vereint als Beute dieser sie umringenden Leute sahen, war so herzzerreißend, ihre Jugend, ihre Thränen und die Schönheit der Gellia flößten ein so großes Mitleid ein, daß Helvius Agrippa, der schon während

der Folterung des Paläſtrion ſein Mitleid gezeigt hatte, um ihre Begnadigung flehte.

Marcus Regulus warf auf dieſen zu menſchlich geſinnten Prieſter einen feindſeligen Blick. Die übrigen Oberprieſter antworteten, der Befehl des Kaiſers lautete, nichts zu vernachläſſigen, um zu einem völligen Beweiſe zu gelangen.

Miſitius berief ſich auf die Erklärung, die Regulus gegeben hatte, und die, außer durch einen Meineid, nicht verleugnet werden konnte.

„Worüber beklagſt Du Dich?“ antwortete der Denunziant mit einer erſchrecklichen ironiſchen Ruhe, „man inquirirt Dich nicht wegen Lucius Antonius . . . Es handelt ſich nur um die Großveſtalin und um Metellus Celer, deren verbrecheriſche Ränke Du begünſtigt, deren Unzucht Du vorbereitet haſt . . .“

„Das iſt falſch!“ ſchrie der Unglückliche. „Ich weiß nichts! . . .“

„Das wird man in einem Augenblick ſehen,“ erwiederte Regulus.

„Ich bin Bürger! . . . Gellia iſt uxor*) . . . dieſe Namen ſchützen uns . . . Man darf uns nicht der Folter unterwerfen! . . .“

Unter der Republik, zu den Zeiten Ciceros, würde dieſer ächt römiſche Ausruf Miſitius und Gellia gerettet haben; aber das Zeitalter des Tiberius, Nero's und Domitians ließ dieſes Mittel, der Wuth der Tyrannen zu entſchlüpfen, nicht zu.

Ravinus ſetzte jetzt die Schrauben der Folterbank in Bewegung; ſein Gehülfe zog die Spannriemen zuſammen.

„Theurer Miſitius!“

„Arme Gellia!“ waren die beiden vereint erſchallenden Rufe.

---

*) Gattin. Der geſetzliche Titel der in rechtmäßiger Ehe verbundenen Frau. Das Wort vir war der des Ehegatten. (Justin. I. lib. 10. §. 12 de Nuptiis.) Die Frau genoß nicht das Bürgerrecht; aber das Bürgerrecht ihres Gatten erſtreckte auf ſie die weſentlichſten, daraus reſultirenden Vortheile.

„Ich habe Dich ins Verderben gestürzt! Ich habe Dich ins Verderben gestürzt!“ wiederholte der unglückliche Gatte, der nur an den Schmerzen seiner Frau zu leiden schien.

„Misitius! theurer Misitius! verdanke ich nicht Dir mein Leben und mein Glück!“ rief Gellia, die, als sie alle Hoffnung verloren hatte, einen bewundernswerthen Muth zu zeigen begann.

„Bekennet! bekennet was Ihr wißt,“ sagten die Priester und man wird inne halten!“

Diese beiden Folterarten, deren Strenge man vermehren oder vermindern konnte, gestatteten wirklich das Verhör in den Zwischenpausen.

„Ihr seid Ungeheuer,“ antwortete Gellia, schmerzlich wimmernd . . . „Es ist wohl Zeit inne zu halten . . . wenn meine zermalmten Beine niemals wieder werden aufrecht stehen können. Macht jetzt mit mir, was Ihr wollt! . . . Ich weiß nichts! Ihr werdet mir kein einzig Wort der Lüge entpressen!“

Der Gehülfe des Ravinus zog jetzt die Spannriemen mit solcher Gewalt zusammen, daß die unglückliche kleine Frau sich unter entsetzlichem Geschrei hin und her wand!

Aber sie wiederholte mit der nämlichen Energie:

„Ich weiß nichts! . . . Nein, ich weiß nichts! Ich werde nicht lügen! Es soll nicht heißen, daß ich die Mitschuldige Eurer Verbrechen gewesen wäre! . . .“

Misitius, obschon an Armen und Beinen geknebelt, fand noch die Kraft in sich, mitten unter seinen eigenen Schmerzen sich zu erheben, indem er seine Bande zu brechen suchte, um Gellia zu befreien.

„Gnädige Herren,“ schrie der Unglückliche, indem er in seine Stimme einen Ausdruck legte, der ein wildes Thier bewegt hätte, ich rufe die Götter zu Zeugen an! Gellia weiß nichts . . . Laßt ihre Folter aufhören . . . Ich allein empfing die Briefe.“

„Was enthielten sie?“

„Ich habe sie nie gelesen!“

„Wer übergab sie der Großvestalin?“

„Ein Unbekannter.“

„Du weißt noch was? . . .“

„Nein! Gnade, meine Herren, befreiet Gellia. Daß . . .“

Ein neuer Schlag mit der Eisenstange des Ravinus hinderte den Misitius in seinem Flehen fortzufahren.

Der arme Flötenbläser stieß herzzerreißende Schreie aus.

Ravinus, erstaunt über einen Widerstand, an den er nicht gewöhnt war, erschöpfte sich in verzweifelten Anstrengungen.

Helvius Agrippa mischte seine vergeblichen Bitten in die schneidenden Klagen der Opfer. Denn zu derselben Zeit, wo Ravinus die Foltern des Misitius verdoppelte, mußte Gellia den immer wüthenderen Druck der Spannriemen aushalten.

Bald bildeten ihre Glieder nur noch eine blutige Masse, die die Folterbank und die Holzkeile nicht weiter ausdehnen oder zermalmen konnten.

Man wandte nun die ehernen Platten und die eisernen Krallen an.

Helvius Agrippa, der dies Schauspiel nicht länger ertragen konnte, fiel vor Gemüthserschütterung todt nieder.

Die Thatsache ist historisch. Dio Cassius bezeugt sie, er schreibt:

„Man folterte die, welche in jene Anklage in Bezug auf die Großvestalin verwickelt waren, so grausam, daß einer der Oberpriester, Namens Helvius Agrippa, der gegenwärtig war, sofort vor Gemüthsbewegung starb.“

Dieses neue Opfer besänftigte die Wuth des Ravinus und seiner Gefährten nicht. Marcus Regulus und die andern Priester, über das Gesicht der beiden sterbenden Gatten geneigt, erwarteten murrend, daß die Foltern endlich über ihre Standhaftigkeit siege. Aber ihr schon von den Zuckungen des Todes verzogener Mund hauchte nur noch Klagen, die von ihren Henkern kaum verstanden wurden.

Indeß schien Misitius im Augenblicke des Todes sich

wieder zu beleben, um eine letzte Anstrengung zu versuchen . . .

„Man rette Gellia!“ sagte er mit ermattender Stimme. „Ich will reden . . . .“

Gellia hatte die Worte ihres Gatten vernommen . . .

„Misitius, Misitius! . . .“ rief die muthige kleine Frau, indem sie alles sammelte, was ihr noch von erlöschenden Kräften übrig blieb . . . . „mein Körper ist nur noch eine Wunde . . . Du wirst mich nicht retten . . . Gewähre diesen Ungeheuern nicht das Vergnügen uns besiegt zu haben . . . Ich sterbe . . . Lebe wohl! Theurer Mann! Lebe wohl!“

„Sie ist todt!“ sagte ein Priester.

Misitius stieß einen Schrei der Raserei aus und mit einem letzten Fluche gegen seine Henker verschied er selbst.

Ravinus konnte zufrieden sein . . . Es gab jetzt vier Leichen, die zu seinen Füßen in seiner Höhle lagen.

Marcus Regulus und die Oberpriester stiegen eilig wieder in den Wagen, der sie hergebracht hatte.

Bald waren sie bei Domitian, der sie ungeduldig in seinem Albanischen Hause erwartete, wo er das gesammte Priester-Collegium versammelt hatte, um über diese ernste religiöse Anklage zu beschließen.

Was geschah in dieser nächtlichen Berathung?

Hören wir, was Plinius der Jüngere in einem seiner Briefe berichtet:

„Domitian hatte sich, getrieben von der extravaganten Idee sein Jahrhundert durch ein solches Beispiel auszuzeichnen, in den Kopf gesetzt, die Großvestalin Cornelia lebendig zu begraben. In seiner Eigenschaft als pontifex maximus oder vielmehr wie ein wilder Tyrann, dessen Willkür keine Hindernisse kennt, beruft er die andern Oberpriester, nicht in seinen Palast, sondern in sein Albanisches Haus. Dort erklärt er ohne irgend welche Formalität, und durch ein weit größeres Verbrechen, als das ist, was er strafen wollte, die unglückliche Jungfrau in ihrer Abwesenheit und ohne sie zu hören, für unzüchtig . . . Sofort werden die Ober-

priester entsendet, um dieses Todesurtheil zur Ausführung zu bringen." *)

Das ist Alles, was man jemals erfahren hat über die Art und Weise, wie die Beschlüsse jener verhängnißvollen Nacht gefaßt wurden.

Neunzehntes Kapitel.

Clemens sucht den Gurges auf.

„Herr! O Herr! rettet die Großvestalin! . . . Sie ist verurtheilt! Ihre Hinrichtung beginnt!... Sie wird umkommen!"

Diese flehenden Worte richteten an den Bischof Clemens zwei junge, in Thränen aufgelöst'e Damen, die in keuchender Hast in das bescheidene Zimmer traten, wo der ehrwürdige Greis, auf den Knieen vor dem Bilde Christi, sich im Gebete sammelte.

Es waren Aurelia und Cäcilia.

„O Herr! O Herr!" wiederholte die Erstere, indem sie die Füße des Bischofs umfaßte,... „rettet Cornelia, die Mutterstelle an mir vertreten hat! rettet sie, o Herr!"

„Prinzessin," sagte der heilige Priester, „nur Gott fleht man an, indem man sich in den Staub beugt... Erhebet Euch also! Wie?" setzte er hinzu, „sollte es wahr sein? Man hätte diese barbarische Sentenz gefällt?"

Clemens wachte seit seiner Unterredung mit der Großvestalin aus der Ferne mit väterlicher Bekümmerniß über sie. Er ahnte, daß der Tag nicht fern wäre, wo er die Nachricht von ihrer Verurtheilung empfinge. Er wurde daher nicht überrascht, als sie ihm gebracht wurde. Dennoch hatte er, da die Ereignisse einen unerwartet schnellen Gang genommen hatten, nicht ahnen können, daß der Augenblick gekommen wäre, wo er es unter-

*) Plinius d. J. IV. ep. 2.

nehmen mußte, das Versprechen zu erfüllen, das er der Jungfrau gethan.

„O Herr! Sie ist in den Händen der Oberpriester . . . Sie sind gekommen und haben sie aus meinen Armen gerissen," schrie die göttliche Aurelia. „Die Grausamen! sie haben nicht auf meine Bitten gehört . . . Und als ich als Nichte des Kaisers redete, sagten sie, ich müßte mich seinen Befehlen unterwerfen. Ach, Herr, nur Ihr könnt Cornelia helfen . . . Ich habe Domitian selbst angefleht . . . und ich bin hart zurückgewiesen worden!"

Und bei diesen Worten vergoß die völlig Entmuthigte einen Thränenstrom.

„Hochwürdiger Herr," fuhr Cäcilia, nicht minder bewegt, fort . . . „es ist grauenvoll, was wir gesehen haben!"

„Was ist denn geschehen, meine Tochter?" fragte Clemens . . . „Es ist wichtig, daß ich vollständig unterrichtet werde . . . Verheimliche mir also nichts!"

„Mein Vater," sagte die junge Frau, . . . „seit mehreren Tagen verließen wir, meine edle Gebieterin und ich, die Großvestalin nicht mehr, welche von unheilvollen Vorgefühlen fortwährend aufgeregt wurde . . . Gestern wiederholten sie sich so oft und so furchtbar, daß wir bei ihr eine Nacht zubrachten, während welcher sich ihre Schrecken verdoppelten . . . Sie waren leider nur zu gegründet! . . .

„Ich redete zu ihr von Euch, mein Vater, und von der Gewalt, mit der unser Gott Euch bekleidet habe; aber sie sagte, Eure Hoffnungen wären eitel, und wenn sie in den Abgrund versänke, so würde Eure Hand nicht vermögen sie herauszuziehen.

„Ich entfernte, so gut ich es konnte, diese Gedanken bitterer Verzweiflung. Ich las ihr die Stellen unserer heiligen Bücher vor, mit welchen die christlichen Seelen sich trösten, indem sie so viel Ergebung daraus schöpfen . . . Meine edle Gebieterin vereinigte ihre Bemühungen mit den meinigen . . . Sie redete von ihrem Einfluß bei dem Kaiser, dessen zärtlich geliebte Nichte sie wäre."

„Ich glaubte es! . . . O ja, ich glaubte es . . . Aber das ist nicht mehr der Fall!“ fiel Aurelia jetzt ein, mit einer Stimme, die vor Aufregung und verletztem Stolze zitterte.

„. . . Aber,“ fuhr Cäcilia fort, „es war unmöglich, den inneren Schauder zu stillen, der diese Unglückliche von Zeit zu Zeit und wie unwillkürlich ergriff! In andern Augenblicken faßte sie wieder Muth und lächelte mit uns über ihre Furcht . . .

„Dennoch kam eine Stunde, wo ein seltsamer Wahnsinn sich ihrer plötzlich bemächtigte . . . War es eine Vision oder die bloße Wirkung ihrer tödtlich getroffenen Phantasie? . . . Man hätte sagen mögen, daß Schattenbilder um sie her flatterten und daß blutige Gespenster sich in der Finsterniß vor ihr gezeigt hätten. Sie bewegte ihre Hände, wie um sie zurückzustoßen und schrie dazu voll Angst: Ich sehe sie!... Sie sterben!... Man tödtet sie! Ja, ich bin unschuldig! . . . Es ist gräßlich!... Ach, die Ungeheuer! Sie haben gesiegt!... Die Folter macht sie zu Herren meines Lebens!... Und dann sank sie zurück, erschöpft durch die fieberhafte Erschütterung, welche die letzte dieser leidensvollen Nacht war! . . .

„Am Morgen war sie ruhig, es schien, als wären alle ihre Besorgnisse verschwunden . . . Sie unterhielt sich ruhig mit uns, indem sie uns um Verzeihung bat, wegen ihrer Unruhe und unserer Anstrengungen . . . Da hörte man einen großen Tumult sich um die noch geschlossenen Pforten des atrium regium erheben.

„Da sind sie! sagte sie zitternd . . . Ich hatte mich nicht getäuscht! Sie kommen um mich zur Hinrichtung zu führen! Man hat mich während dieser Nacht verurtheilt.

„Aber seltsamerweise war in ihrer Stimme nicht mehr jenes Irresein zu spüren, das uns Beide so entsetzt hatte . . .

„Wirklich drangen die Priester in das Zimmer ein, in welchem wir versammelt waren und theilten ihr ohne

Schonung mit, daß der Kaiser sie für schuldig erklärt hätte und daß sie ihnen folgen müßte.

„Nun wurden die Rollen gewechselt . . . Man hätte sagen mögen, nicht sie wäre das Opfer, sondern wir wären von diesem ungerechten Urtheilsspruch getroffen.

„Einige Augenblicke lang blieben wir ohne Bewegung . . . und wie vom Blitz getroffen . . .

„Ich hörte nur daß Cornelia ihre Hände zum Himmel erhob und leider! bald Vesta, bald die übrigen Götter anrief und vor Allem diesen Ausruf wiederholte: Wie? der Kaiser erklärt mich für unzüchtig, mich, deren Opfer ihn haben siegen, ihn triumphiren gemacht! *)

„O, mein Vater, als Christin habe ich viel gelitten, als ich sah, daß sie sich noch auf die Götter verließ, die sie ins Verderben gestürzt hatten . . . Aber ich bewunderte ihren Muth und erstaunte über ihre stolze Haltung . . .

„Ich bin nur ein Weib aus dem Volke und ich hatte nur meine Thränen, um die zu rühren, welche sich dieser unschuldigen Jungfrau bereits bemächtigt hatten . . .

„Meine edle Gebieterin, die Tochter der Cäsaren, erniedrigte sich so weit, diese Menschen anzuflehen, doch sie haben sie nicht einmal gehört! . . ."

„Herr," versetzte nun Aurelia, „als die Theure, die ich seit meiner Kindheit als eine Mutter verehrt habe, verschwunden war . . . lief ich wie eine Unsinnige in den Palast, um sie vom Kaiser zurück zu erbitten . . . Auch er war in aller Eile nach Rom zurückgekommen, ohne Zweifel, um als pontifex maximus bei dieser barbarischen Exekution die erste Rolle zu spielen.

„Ich warf mich in den Staub nieder . . . Ich flehte Domitian mit den theuersten Namen an . . . Aber er blieb unbeweglich . . . mitleidslos! Ich habe ihn sehen müssen, daß er mich, seine Nichte, mit erbitterten Ge-

*) Plinius, IV. ep. 2.

berden zurückstieß, indem er zornige Worte murmelte, worunter euer Name, der meiner Verwandten, der meinige, oft ausgesprochen wurde ... Er sprach mit schrecklichen Drohungen von den Christen ... Bald würde er sie mit seiner Rache erreichen! ... Kurz, der Kaiser, der wie man sagt, unversöhnlich ist, aber von dem ich stets nur seine Güte empfunden hatte, that sich keinen Zwang mehr vor mir an, und schien sogar mich als Mitschuldige ich weiß nicht welcher geheimen Anschläge zu bezeichnen, deren verbrecherische Unternehmungen er auf eklatante Weise bestrafen werde.

„Nach einer Stunde vergeblichen Bittens verließ ich den Palast, weniger erschrocken über den Zorn Domitians, als in Verzweiflung, weil ich nicht das Leben der Theuren erhalten konnte, die eines schauerlichen Todes sterben wird ... Da, o Herr, erinnerte ich mich dessen, was Cornelia mitten in ihrem Irsinn diese Nacht vor mir gesagt hat, daß nämlich der Bischof der Christen ihr versprochen habe, sie zu retten, aber daß sie nicht darauf rechnete, weil das etwas Unmögliches wäre ...

„Und so bin ich denn zu Euch geeilt mit Cäcilia, welche meinen Muth wieder belebt hat, indem sie mir sagte, daß man Eurem Worte vertrauen müsse, und daß, wenn Ihr dieses Versprechen gethan hättet, es sich auch erfüllen werde ... O Herr, Herr, vielleicht hat die Großvestalin selbst, ungeachtet ihrer Zweifel, noch nicht alle Hoffnung verloren! Es wäre fürchterlich, wenn sie im letzten Augenblick denken könnte, daß Ihr sie getäuscht hättet! Ach, ich beschwöre Euch darum, wenn Ihr es wirklich vermöget, rettet sie aus dem Grabgewölbe der porta Collina! ...“

„Edle Dame,“ sagte der Bischof, „Ihr seht es, ein armer Priester wie ich ist schwächer als alle übrigen Menschen und aus mir selbst vermag ich nichts! ... Aber der Gott, dem ich diene, ist der Herr des Lebens und des Todes, und in seinem Namen habe ich ein Versprechen gegeben, das nicht aus meinem Gedächtniß geschwunden ist! Tröstet Euch daher, Prinzessin, und

hoffet in der That auf seine Allmacht! Ich werde ihn jetzt bitten, meine Schritte zu leiten und mir beizustehen, in dem was ich unternehmen soll! Ich habe das feste Vertrauen, daß Eure Gebete und die meinigen erhört werden."

Hierauf warf sich der Priester nieder und streckte seine flehenden Hände gen Himmel aus.

Cäcilia kniete an seiner Seite nieder und begann mit Inbrunst zu beten. Die Tochter der Cäsaren, ihrem Beispiel nachfolgend, beugte zum ersten Mal ihr Haupt vor dem Gott der Christen.

Nach einer kurzen Anrufung erhob sich der Bischof, ergriff seinen Pilgerstab und schickte sich an, fortzugehen.

„Prinzessin," sagte er zu Aurelia, „kehrt in Eure Wohnung zurück und die Hoffnung begleite Euch dahin... Ich werde die barbarische Exekution nicht hindern können, deren Schauspiel Rom gewährt werden wird... Aber ich werde Euch die Jungfrau wieder geben, um deren Leben Ihr mich gebeten habt. Geht, und laßt mich mein Werk beginnen."

„Wie, Herr?" rief die junge Dame, gerührt von solchem Eifer, aber erstaunt uud besorgt füu den Greis. „Wie! Ihr geht allein!... Wohin geht Ihr... Wollet Ihr so die Großvestalin retten? Erlaubt, daß ich meine Bemühungen mit den Eurigen vereinige... Geld... Sclaven... ich lege Euch Alles zu Füßen... Ihr bedürft aller dieser Hülfsmittel um zum Ziele zu gelangen."

„Fürstin," erwiederte Clemens lächelnd... „ich bin der Hirt eines wenig zahlreichen Volkes, das sich aber in seiner Gesammtheit erheben und mich nach Rom begleiten würde, wenn ich ein einzig Wort sagte! Ihr seht also, daß es mir an Armen nicht fehlen würde und daß ich Eurer Sclaven entbehren kann... Ebenso wenig will ich jemand bestechen und folglich würden alle Schätze der Erde mir unnütz sein!... Ich bedarf, Fürstin, nur des Schutzes meines Gottes... Kehret denn nach Rom zurück mit der Hoffnung, daß seine Vorsehung die unschuldige Jungfrau, für welche wir ihn

gemeinschaftlich gebeten haben, aus dem Abgrund erretten werde!“

Aurelia neigte sich auf die Hand des ehrwürdigen Priesters, welche sie küßte, sie mit ihren Thränen benetzend.

Clemens ging sogleich fort. Er konnte, wie er eben gesagt hatte, die Vollziehung jener barbarischen Exekution der Versenkung in das Grabgewölbe der porta Collina nicht hindern, aber — und sollte er auch von Gott ein Wunder erbitten, er wollte nicht eine Unglückliche, wäre sie selbst schuldig, einige Schritte von ihm, in den furchtbaren Qualen des Hungers sterben lassen und in dem entsetzlichen Todeskampf, der von den Priestern des Heidenthums ihren Opfern bereitet war.

Der Bischof wußte recht wohl, daß eine in ihrem Grabgewölbe verschüttete Jungfrau dort zwei Tage, vielleicht auch länger leben konnte.

Dann also, wenn die Menschen den Stein zu diesem Grabe versiegelt hätten, wenn der Aberglauben, im Vertrauen auf das Entsetzen, das die Annäherung verwehrte, sich zurückgezogen hätte, dann sollte das Gebet, das stumme Flehen zu dem Allmächtigen sich über diesem Abgrunde der Verzweiflung niederlassen und Gott würde das Uebrige thun.

Aber Clemens wünschte nicht, daß die Menge diesem Schauspiel beiwohnte, welches der Glaube, diese Macht, welche Berge versetzt, ihm schon in seiner Verwirklichung zeigte. Es handelte sich nicht darum, Rom durch ein Mirakel in Staunen zu setzen, das die Verfolgung über seine Brüder herbeiziehen konnte; er wünschte nur die Jungfrau ihren Henkern zu entreißen, welche in ihrer äußersten Noth vielleicht noch auf sein Versprechen hoffte.

Der Priester wollte also weder Christen bei sich, welche nicht weiter im Glauben gestärkt zu werden brauchten, noch solche, welche eine große Offenbarung der göttlichen Allmacht erbittern konnte, ohne sie zu überzeugen.

Ein treu ergebener Mann konnte ihm genügen, um

den Erfolg des Werkes Gottes zu sichern. Seit dem Tage, wo der Bischof den Gurges zum ersten Mal gesehen hatte, war es ihm klar geworden, daß er der Mann sein würde. Und je länger er ihn geprüft hatte, desto mehr beharrte er in dem Glauben, daß er sich nicht weigern würde, die Großvestalin aus seiner Hand zu empfangen und daß er sie allen Nachforschungen zu entziehen wissen werde, wenn man etwa auf den Verdacht käme, daß die im Innern der Erde vergrabene Jungfrau vom Tode errettet sei. Auch ahnte er schon, daß dieses so edle wie unbefangene Gemüth, durch das vor seinen Augen geschehene Wunder erschüttert und überzeugt, durch seine Bekehrung der Allmacht des Gottes der Christen eine neue Huldigung bereiten würde.

Darum klopfte Clemens, als er durch die porta Capena Rom betrat, sofort an die Thüre der Wohnung des Anbeters der Venus Libitina, der Göttin der Leichenbegängnisse an.

„Der Bischof der Christen!“ rief Gurges, beim Anblick des Greises vor Erstaunen zurückfahrend, ... „Ach, Herr, Herr!“

Und da er in seiner Aufregung kein anderes Wort finden konnte, zerfloß er in Thränen.

Der Unglückliche war seit einigen Stunden in einem Zustande unaussprechlicher Trostlosigkeit. Er hatte nicht allein, wie Jedermann, die große Neuigkeit von der Verurtheilung der Großvestalin erfahren, die sich in ganz Rom verbreitet hatte; sondern — eine ganz besondere Ursache tiefen Schmerzes und Unwillens für den unglücklichen Leichenbesorger — die Oberpriester hatten hergeschickt, um in seinen Magazinen nach der schönsten Leichensänfte zur Hinrichtung zu suchen. Gurges hatte selbst mit Gewalt, so lange er konnte, Widerstand geleistet; aber die Prätorianer, beauftragt mit der Ausführung der Befehle des Priester-Collegiums und des Kaisers hatten mit leichter Mühe über Gurges und alle seine Leichenträger gesiegt.

Die mit Gewalt weggetragene Sänfte war den Oberpriestern überliefert worden und ohne Zweifel bewegte

sie sich jetzt mit dem Opfer nach dem klaffenden Grabgewölbe mitten auf dem „verfluchten Felde.“ Darüber grämte sich der unglückliche Leichen-Ceremonienmeister am meisten. Er konnte wirklich nicht den Gedanken ertragen, diese Unglückliche möchte vielleicht denken, daß er, Gurges — ein Mann, den sie mit ihrer Achtung beehrte! — eingewilligt hätte, eines der Werkzeuge ihrer Hinrichtung zu liefern!

„Ach, Herr, hochwürdiger Herr!“ wiederholte Gurges unter dem Drucke dieser Angst, „wenn ihr wüßtet!...“

„Ich weiß es, mein Sohn,“ unterbrach ihn Clemens, „Ja, die Großvestalin geht zu Grunde!“

Und indem die Betrübniß des Leichenbesorgers ihm eine kostbare Gelegenheit dünkte, um auf den Gegenstand einzugehen, setzte er hinzu:

„Erinnerst Du Dich, Gurges, daß ich Dir gesagt habe: Eines Tages vielleicht werde ich zu Dir kommen, wie Du zu mir gekommen bist, und daß Du mir antwortetest: An jedem Ort, zu jeder Stunde, für jeden Zweck, widme ich mich dem Bischof der Christen! . . . Ich habe diese Worte behalten und hier bin ich! . . . Mein Sohn, ich komme zu Dir, damit wir gemeinschaftlich die Großvestalin retten!“

Gurges fuhr bei diesem unerwarteten Verlangen abermals zurück. Aber es geschah dies nicht einfach aus Ueberraschung; in seiner plötzlichen Bewegung lag beinahe Entsetzen!

Clemens sah ihn einen angsterfüllten Blick um sich werfen; aber da kein indiscretes Ohr seine Worte auffangen konnte, nahte er dem Bischof und rief mit gedämpfter Stimme, indem er sich seinen Ohren zuneigte:

„Denkt Ihr daran, Herr? Wer, ich soll die Großvestalin retten? Das ist unmöglich!“

„Es geht wohl, Gurges . . . Die in dem Gewölbe der porta Collina begrabenen Opfer sterben dort erst nach einem langsamen Todeskampfe . . . Du siehst es also, es geht! . . .“

Gurges begriff oder glaubte zu begreifen, was der

Greis unternehmen wollte und zitternd murmelte er mit fast unmerklicher Stimme:

„Und die Religion? Herr . . . Und die erzürnten Götter?“

Clemens konnte sich des Lächelns nicht enthalten, als er sah, daß Gurges in seiner Verwirrung nicht mehr daran dachte, daß er zum Bischof der Christen redete.

Aber es gab in diesem Herzen große Bedenklichkeiten zu besiegen, die durch die eiteln Schrecken des alten Aberglaubens eingeflößt waren.

„Mein Sohn,“ sagte er mit sanfter Stimme, „Du scheinst zu fürchten, daß man uns höre . . . Führe mich an einen verborgenen Ort Deiner Wohnung. Vielleicht werde ich Dir beweisen, daß Du selbst eine Religion verdammest, die solche Grausamkeiten gebietet und daß Du nichts von dem Zorn Deiner ohnmächtigen Götter zu fürchten hast.“

Diese geheimnißvolle Conferenz zwischen dem Bischof der Christen und dem Leichen-Ceremonienmeister dauerte ziemlich lange Zeit.

Als Gurges wieder erschien, den Clemens führend, der im Begriff war, den Weg nach der porta Capena einzuschlagen, um zu den Seinigen zurückzukehren, hatte er eingewilligt, seine Anstrengungen mit denen des Greises zu verbinden. Indeß war er ungeachtet seines Entschlusses noch in großer Unruhe und Aufregung.

Der Bischof fuhr fort ihn zu ermuthigen und sagte endlich zu ihm, als sie auf der Schwelle des Hauses standen:

„Lebe wohl, mein Sohn, Dein Versprechen, mir ganz zu Diensten zu stehen, wenn ich es verlangen würde, ist nicht ein leeres Wort gewesen . . . Dank für Deine Bereitwilligkeit! Habe aber jetzt Vertrauen, es wird uns gelingen! Zur verabredeten Stunde werde ich Dich am Grabe der armen Jungfrau erwarten, der ich meinerseits das Versprechen der Rettung gegeben habe . . . Lebe wohl bis zu diesem feierlichen Augenblicke.“

Clemens wurde, als er sich wieder auf der Straße

befand, ergriffen von dem Schweigen und der Einsamkeit, die auf einmal auf diesen noch eben erst so geräuschvollen und belebten Plätzen herrschten. Aller Verkehr hatte an diesem Ende Roms aufgehört; die Thüren der Wohnungen waren geschlossen; kein Bürger erschien in dieser entsetzlichen Oede; es war Alles wie ausgestorben.

Der heilige Greis erkannte, daß diese Verödung, von der uns einige alte Schriftsteller ein Gemälde hinterlassen haben, die Folge der großen Sühnung war, die ohne Zweifel in diesem Augenblick im Gewölbe des campus sceleratus vor sich ging. Er blieb nun eine Weile stehen, und indem er seine Blicke nach dem Punkte des Horizontes wandte wo sich die porta Collina erhob, flüsterte er:

„O Rom, Stadt abscheulicher Unzucht! . . . du bist in Trauer, weil du glaubst, daß eine deiner Jungfrauen ihr Versprechen der Keuschheit gebrochen hat! Allmächtiger Gott, nimm an die dieser schönen Tugend unseres Glaubens gebrachte Huldigung . . . aber gestatte nicht, daß dieses schaudervolle Opfer vollbracht werde . . . halte die Arme gegen die Verzweiflung aufrecht . . . bis ich komme, um sie in Deinem Namen zu befreien!“

Bald versenkte sich der Bischof, zu seinen Brüdern zurückgekehrt, in die Einsamkeit und das Gebet, indem er den Moment erwartete, wo er mit Gurges wieder zusammentreffen sollte.

Unterdessen war der Vorsteher der Leichenträger in tiefes Nachdenken versunken, zu Hause geblieben. Nicht, daß er noch bedenklich gewesen wäre. Er lächelte sogar bei der Idee, daß er der Befreier der Großvestalin werden und so die fatale Meinung vernichten würde, welche sie bezüglich der Sänfte haben könnte, die er den Priestern gezwungen überlassen hatte. Clemens hatte in dieser edlen Natur leicht die Ueberzeugung von der Verwerflichkeit einer so fürchterlichen Büßung geweckt und seine eitle Furcht vor dem Zorn der Götter zerstreut.

Von der andern Seite wurde der ehemalige Leichenträger, der verwegene Entweiher der Gräber, weder

durch die Ungeheuerlichkeit eines neuen nächtlichen Attentats, noch durch die Bedenken zurückgehalten, welche zaghafte Seelen bestürmt haben würden. Hundertmal hatte er, wenn er die Gräber durchwühlen mußte, um sich dort die Zähne und Haare zu verschaffen, welche er dem Eutrapelus verkaufte, des Nachtpolizeiwachtmeisters und seiner Agenten gespottet; den Oberpriestern und selbst dem Kaiser zum Trotz würde kein Vorurtheil stark genug sein, um ihn zu hindern, von der Erde ein weit kostbareres Pfand zurückzufordern.

Aber war das möglich?

Im ersten Augenblick hatte er es geglaubt; jedoch vergrößerte sich die Schwierigkeit in seinem Geiste desto mehr, je länger er darüber nachdachte. Und Gurges hielt, den Kopf in die Hände gestützt, nach seiner Gewohnheit folgendes Selbstgespräch:

„Das ist möglich! hat mir der Bischof der Christen gesagt . . . Ja, das geht wohl mit einer gewissen Anzahl von Leichenträgern! . . . Aber wir sollen ja allein sein, der Greis und ich! Es wäre in der That nicht gerathen, sich einige Personen zu diesem Projekt zuzugesellen! . . . Wie sollen wir es aber machen? Es handelt sich um ein gemauertes Grab, das bis zu seiner Oeffnung mit Erde bedeckt ist. Werden meine Anstrengungen hinreichen, um die ganze Arbeit des Ravinus zu vernichten? Und zugegeben, die Großvestalin ist aus diesem Abgrund heraus! Was fangen wir dann mit ihr an? Ein Büschel Haar läßt sich unter dem Rock verstecken. Aber mit einer Frau geht das nicht so leicht. Der Vorsteher der Christen hat an diese ernsten Einwürfe nicht gedacht! Wir müssen aber aus dieser Verlegenheit heraus.“

Darüber versank Gurges auf's Neue in Nachdenken und spannte alle seine Verstandeskräfte an. Ein Lächeln, das sich unbestimmt auf seinen Lippen abzeichnete, verkündigte bald, daß die Mittel der Lösung sich seinem Geiste darzubieten begannen.

Gurges dachte an das kleine einsame Haus, welches Cäcilia mit ihrem Vater bewohnt hatte, und das spä-

ter der Leichenceremonienmeister beständig zu vermiethen sich geweigert hatte, ohne Zweifel, damit dieses Heiligthum seiner ersten Liebe nicht entweihet würde. Sicherlich konnte die Großvestalin in dieses Asyl aufgenommen werden und dort in Sicherheit, wenigstens einige Zeit hindurch leben.

Freilich handelte es sich darum, sie dorthin zu schaffen. Nun war es aber eine weite Strecke von der porta Collina bis zum circus maximus, in dessen Nähe bekanntlich dieses Haus lag. Man mußte fast das ganze Rom durchkreuzen. Wer konnte vorhersehen, was auf diesem langen Transport sich ereignen würde?

Aber wir wissen, daß die Schwierigkeiten der Triumph des Gurges waren; vorzüglich wenn er im Besitz der ersten Idee war, zögerten die andern Ideen nicht, sich einzustellen. In einem Augenblick war sein Plan fertig.

Der Leichenbesorger entfernte aus seinem Gesicht jede Miene der Besorgniß, die zu Vermuthungen hätte Veranlassung bieten können, und rief vier der Kräftigsten von seinen Leuten herbei. Hier sind in wenig Worten die Befehle, die ihnen ertheilt wurden:

Sie sollten seine am Besten geschlossene Sänfte zurecht machen, dergestalt, daß ihr äußerlich das Aussehn einer Leichensänfte blieb, aber daß sie im Innern mit dem weißesten und feinsten Wollenzeuge ausgeschlagen, und dieses jungfräuliche Behänge mit Blumenguirlanden geschmückt würde.

Am nächsten Abend, um die zwölfte Stunde, sollten sie ihren Herrn mit dieser Sänfte unter den Säulengängen des Tempels des Heils links an dem Thore gleichen Namens erwarten, und sich die Augen verbinden, sobald sie bei diesem Gebäude angelangt wären, in dessen Schatten sie sich unbeweglich halten sollten.

„Ich werde ohne Zögern erscheinen", fuhr Gurges fort, „indem ich einer Person vorangehe, welche in diese Sänfte steigen wird und welche nicht gesehen werden darf! — Wehe dem Verwegenen, der diesen Befehl bricht! Er würde todt zu meinen Füßen niedersinken!...

Dann sollt ihr im Laufschritt bis zu meinem kleinen Hause am Cirkus Flaminius gehen, an dessen Schwelle ihr die Sänfte sanft niedersetzen sollt; damit ist Alles für euch gethan! Das Uebrige ist meine Sache! . . ."

Mit einer leidlich stolzen und triumphirenden Geberde verabschiedete der Leichenbesorger seine Leute, die sich mit dem Gedanken entfernten: daß wahrscheinlich Gurges für den folgenden Tag ein Rendezvous mit einer Dame vom höchsten Range hätte, deren Unbesonnenheit in ein undurchdringliches Geheimniß gehüllt werden sollte.

Von diesem Moment bis zu dem, wo wir ihn verstohlen aus seinem Hause gehen sehen werden, um mit dem Bischof der Christen zusammenzutreffen, blieb Gurges unsichtbar im verborgensten Theile seiner Wohnung, indem er heimlich mit Vorbereitungen beschäftigt war, die Niemand von den Seinigen ahnen durfte.

Aber während so viele Personen auf einmal und in so verschiedener Weise sich mit der Rettung der Großvestalin beschäftigen, was war an dem nämlichen Tage in Rom vorgegangen und was war aus Cornelia geworden, seit dem die Oberpriester sich ihrer bemächtigt hatten?

Zwanzigstes Kapitel.

Die Hinrichtung.

Die Nachricht von der Verurtheilung der Großvestalin hatte sich am Morgen in Rom mit der Schnelligkeit verbreitet, welche gewissen die Menge ergreifenden und mit Entsetzen erfüllenden Ereignissen eigenthümlich ist.

In einem Augenblick hat die unermeßliche Stadt, gänzlich umgewandelt, die Physiognomie der größten

Unglückstage angenommen und sich in tiefe Trauer gehüllt. Die Gerichtssitzungen sind suspendirt; die Beamten unterbrechen ihre Functionen; alle Bürger verlassen ihre Geschäfte; die Häuser werden geschlossen; überall erscheint an der Stelle der Bewegung, der Freude und des Lebens die Verödung und der Tod.

Das Forum ist stumm. Dort vornehmlich, in diesem gewöhnlich so geräuschvollen und belebten Mittelpunkte des römischen Lebens zeigt sich uns ein feierliches, erhabenes und unheimliches Bild der öffentlichen Niedergeschlagenheit. Die Menge ist auf diesem weiten Raume zahlreich versammelt, weil dort sich ein Theil der Scenen dieses Trauerspiels entrollen wird, dem selbst hundertjährige Greise niemals beigewohnt haben; aber diese unruhige, aufgeregte, zitternde Menge wagt kaum die Stimme zu erheben und verharrt in bestürztem, dumpfem Staunen. Sie läßt ihre Blicke über die benachbarten Bauwerke schweifen, welche auch von der Trauer Roms zu ihr reden; denn wenn die Gebäude an den Festtagen durch Behänge und Kränze in Einklang gebracht wurden mit der allgemeinen Heiterkeit, so hat man sie heute, an einem unglückseligeren Tage, als dem einer Niederlage mit langen schwarzen Decken bekleidet und mit allen äußern Zeichen der Betrübniß ausgestattet. In diesem Zustande treten das comitium, die curia Julia, das öffentliche Schatzhaus, die Tempel, die Gräkostasis, die Verkaufsläden wie eben so viel düstere Massen hervor, welche die Menge in Trauer einhüllen und die Eindrücke noch stärken, von welchen sie unwillkürlich beherrscht wird.

Mitten in dieser unheimlichen Stille möchte indeß eine geheime Ungeduld den Moment beschleunigen, wo die verschiedenen Schmerzen und Qualen der Opfer ihren Anfang nehmen werden, nach welchen der zu jeder Zeit und überall gleich rohe und grausame Pöbel in wilder Freude und blutdürstiger Wollust verlangt.

Es sind in der That drei sehr verschiedene Theile in diesem Schauspiel, welches das zitternde Rom erwartet:

Die Geißelung der als unzüchtig verurtheilten Jungfrau; die Hinrichtung ihres Verführers mitten auf dem Forum; der Leichenzug, der sich durch die Stadt bewegen wird, um die Vestalin zum Grabgewölbe des verfluchten Feldes zu führen.

Die alten Gebräuche, ein letzter Rest von Achtung für das öffentliche Schamgefühl, verbieten es der Menge den ersten Qualen der Unglücklichen beizuwohnen, welche mit einem von den blutigen Ruthen der Priester zerschlagenen und zerfleischten Körper ins Grab hinabsteigen soll.

Cornelia hat so eben diese schmerzliche Prüfung ausgestanden.

Nachdem die zur Vollziehung des während der Nacht gefällten Urtheils Ausgesandten sich der Großvestalin bemächtigt hatten, indem sie dieselbe den Armen der Aurelia und Cäcilia entrissen, war sie in einen dunkeln Ort des atrium regium geführt, ihrer priesterlichen Gewänder und ihrer heiligen Binden entkleidet und von diesen unbarmherzigen Menschen grausam geschlagen worden.

Sie hörten nicht eher damit auf, als bis das Ohnmächtigwerden des Opfers ihnen die Besorgniß einflößte, sie möchte nicht die Kraft haben, sich bis zur Vollendung der Hinrichtung aufrecht zu erhalten.

Nun schmücken sie sie für's Grab. Todtenschmuck tritt an die Stelle der Symbole jungfräulicher Reinheit; die Leichenbinden schnüren ihre Glieder eng ein; die Vestalin, fast schon dem Tode nahe, erwartet im Dunkeln, allein, bebend bei dem geringsten Geräusch, den Moment, wo ihre Henker wieder kommen werden, um sie in die Sänfte zu bringen, die sie nur am Grabe verlassen wird.

Unterdessen hat sich eine große Bewegung auf dem Forum bemerklich gemacht. Die Menge hat, immer stillschweigend, ihre Reihen zusammengedrängt, und sich etwas vor einigen Menschen auseinander gethan, die heranschreiten, beladen mit einem Hinrichtungsinstrument.

Diese Menschen sind Ravinus und seine Gehülfen.

Das Instrument ist ein gabelförmiger Galgen, der schnell mitten in dem weiten Umkreis errichtet, seine langen Arme ausstreckt, auf welchen man die Glieder des Unglücklichen gehörig festbinden wird. Ueber dem Galgen ist ein Zettel, auf welchem folgende Worte in schwarzen Buchstaben stehen:

„Metellus Celer, Ritter, Verführer der Großvestalin Cornelia."

Das bedeutet, daß der unglückliche junge Mann von Geißeln mit Bleikugeln versehen, zerhauen werden wird, bis der Tod erfolgt; denn das ist das von alten Zeiten her den Verführern der Vestalinnen beschiedene Loos.

Alsbald kündigt eine neue Bewegung in der Menge an, daß, wenn das Strafwerkzeug bereit, auch das Opfer nicht mehr fern ist.

Eine hermetisch verschlossene Sänfte kommt aus dem comitium; geht langsam über das Forum, indem sie die dichten Reihen der Zuschauer durchbricht, und bleibt stehen am Fuße des drohenden Galgens.

Ein junger Mann steigt heraus, das Gesicht bleich von der Gewißheit des Todes; aber so schön, so edel, so geringschätzig und so stolz, daß das Volk, von Mitleid bewegt beim Anblick so vieler Jugend und gerührt durch so viel Muth einen jener Schreie ausstößt, wie sie die Unschuld trösten und ihre Unterdrücker zittern machen.

Der junge Mann ist Metellus Celer, von den Helfershelfern des Regulus nach Rom geführt; er hat eben erst, nur vor einigen Stunden, erfahren, daß er zum Tode verurtheilt ist. Der Unglückliche wirft Blicke um sich, in welchen sich nicht das Verlangen ausspricht, um eine Gnade zu flehen, die er nicht erlangen wird, sondern eine düstere Entrüstung funkelt.

„Römer", ruft er, indem er den Zettel über dem Galgen erblickt, „bedenket, daß diese Inschrift eine Lüge ist! Die Großvestalin hat niemals ihre Pflichten verletzt! und ich sterbe unschuldig! . . ."

Aber die Menge, die eben erst ihr Mitleid zeigte und gerührt zu werden schien, ist bald zu dieser Unbeweglichkeit der Erwartung zurückgekehrt und zu jenem entsetzlichen Schweigen aufmerksamer und ungeduldiger Grausamkeit, welche von den Henkern verlangt, ihre Genüsse nicht länger aufzuschieben.

Ravinus hat dies stumme Zeichen verstanden. Er legt seine rauhe Hand auf Metellus Celer und beginnt ihn seiner Kleider zu berauben. In einem Augenblick ist der unglückliche junge Mann auf der hölzernen Gabel ausgestreckt, eng geknebelt durch die Fesseln, welche die Leichtigkeit der Exekution sichern.

Nun beginnt Ravinus langsam zu schlagen, denn die Strafe muß sich hinziehen bis zu dem Moment, wo die Großvestalin, in ihrer Sänfte nicht weit vom comitium vorübergetragen, in diesem vorläufigen Grabe den Angstschrei und die letzten Wehklagen dessen vernehmen kann, den man ihr zum Mitschuldigen gibt!

Metellus Celer zeigt jedoch unter den zerfleischenden Hieben der Bleikugeln einen unerschütterlichen Starkmuth. Er gebietet dem Schmerze Schweigen und seine Stimme läßt nur von Zeit zu Zeit eine ersterbende Klage hören, deren Worte nicht ein unnützes Flehen, sondern ein Protest gegen das seiner Jugend zugeschriebene Verbrechen sind.

„Was habe ich gethan?“ rief er mitten in seinen Qualen . . . „Was habe ich gethan? Ich habe nichts gethan!“

Man entriß ihm keinen andern Schrei, erzählt Plinius der Jüngere, dem wir die hauptsächlichsten Details dieser Doppelhinrichtung des Metellus Celer und der Großvestalin entlehnen, die er uns mit dem ganzen Unwillen einer edlen Seele berichtet *).

Plötzlich, während die Menge unter verschiedenen Eindrücken diesem langsamen und schmerzlichen Todeskampfe beiwohnt, geht aus dem atrium regium ein

---

*) Plinius der Jüngere, IV. ep. 2.

langer schweigender Zug, der bald durch den vicus Tuscus auf das Forum ausmündet.

Das ganze Oberpriester-Collegium, in zwei Reihen geordnet, begleitet den als pontifex maximus gekleideten Kaiser und vor ihm bewegt sich eine von acht Sclaven getragene Leichenbahre.

Diese mit Gewalt von Gurges entlehnte Sänfte hat die Gestalt eines Grabes. Sie ist von allen Seiten mit Kissen geschlossen, die mit Riemen festgeschnürt sind, und weder dem Auge verstatten, das Opfer wahrzunehmen, was sie einschließt, noch dem Ohre, das Geschrei ihrer Verzweiflung aufzufangen.

Man hat gefürchtet, das Schauspiel einer jungen, schönen, zu einem schauervollen Tode geführten Jungfrau möchte eine gefährliche Theilnahme einflößen; man hat nicht gewollt, daß ihre Klagen in der Tiefe der gefühllosesten Herzen Mitleid erweckten. Vielleicht fürchten die Henker selbst, gerührt zu werden, und nicht die Kraft zur Ausführung der furchtbaren Sühne bis zu Ende in sich zu fühlen.

In dem Maße, wie dieser Todeszug sich langsam quer über das Forum entfaltet, öffnet ihm die Menge einen breiten Durchgang; dann schließt sie sich wieder und ordnet sich hinter ihm, um ihn zu begleiten bis zur porta Collina, wo sich unter ihren Augen der letzte Akt dieses Trauerspiels vollziehen wird.

Unmöglich kann man sich eine Vorstellung machen von der Bestürzung, von welcher alle die Bürger ergriffen sind, welche sich Schatten ähnlich um diese Priester und diese Leichensänfte bewegen, welche man für plötzlich dem Reiche der Unterwelt entstiegen ansehen könnte. Man hört keinen einzigen Schrei, auch das Murmeln wird gedämpft; es scheint sogar, als hallten die Schritte nicht mehr wieder. Die Luft wird unbeweglich; die Menge, welche wie eine dumpfe Masse zittert, hält ihren Strom auf; sie drückt schwer auf die Erde, wie in den Augenblicken, welche den Stürmen vorangehen.

Nun beschleunigt Ravinus seine Schläge, es ist nothwendig, daß Metellus, dessen Körper nur noch eine einzige Wunde ist, der aber noch röchelt, in dem Moment verscheide, wo sich der Henker dem Zuge anschließen und sich am Rande des Grabgewölbes auf dem campus sceleratus einstellen muß, um dort die wichtige Rolle zu spielen, welche ihm die heiligen Gebräuche des Alterthums zuweisen. Er ist's, der sich nach den letzten vom pontifex maximus an die Götter gerichteten Anrufungen der Großvestalin bemächtigen, sie zum Herunterfteigen in den Abgrund zwingen und den Stein ihres ewigen Begräbnisses versiegeln wird.

Ravinus ist ganz roth vor Ungeduld, seine blutige Geißel durchwühlt das Fleisch, um die letzten Lebensfunken darin auszulöschen.

Metellus Celer lebt unter diesem wie Feuer durchdringenden Schmerze einen Augenblick wieder auf; er wirft einen ersterbenden Blick um sich. Da erblickt er die Sänfte, welche Cornelia einschließt, Cornelia, welche man ebenfalls zum Tode führt und die er nie wieder sehen wird! Bei diesem Anblick erbebt sein Körper. Der Galgen wird durch eine convulsivische Bewegung erschüttert ... Der Unglückliche macht eine verzweifelte Anstrengung, um seine Fesseln zu zerreißen! Aber die Kräfte versagen ihm ... seine Glieder erschlaffen ... er wird starr, der Tod hat seine Beute ergriffen.

Indessen hallt die Luft noch wieder von seinem letzten Angstgeschrei.

Hat Cornelia ihn gehört? Hat sie errathen, daß zwei Schritte von ihr, Metellus Celer eben verschieden ist?

Wer kann es sagen?

Doch zittert die Bahre auf den Schultern der Sclaven. Ein erstickes Klagen ist durch die dicken Kissen gedrungen, und hat sich mit jenem letzten Seufzer der Verzweiflung vermischt!

Wenigstens haben die Götter dem Metellus Celer einen andern grausamen Schmerz erspart.

Wenn nicht die Wolke des Todes seine Augen umschleiert, wenn sein Ohr noch einige Töne hätte aufnehmen können, er hätte in diesem Augenblicke den unversöhnlichen Marcus Regulus wahrnehmen können, der im Zuge nicht weit von der verhängnißvollen Sänfte gehend, lächelnd stillstand und ihm folgende ironische Worte zurief:

„Nun wohl, Metellus, ich habe es Dir gesagt, nimm Dich in Acht, wenn ich Dir das dritte Mal auf meinem Wege begegne!... Wir stehn jetzt nicht mehr an dem Tage, wo Phädria von Deinem Schwert durchbohrt wurde."

Aber diese Worte wurden nur noch an einen Leichnam gerichtet.

Der schreckliche Zug hatte seinen Weg über den Quirinal und längs den Mauern der Stadt immer in düsterem Schweigen fortgesetzt, das von Zeit zu Zeit unterbrochen wurde durch die Wehklagen und das Schluchzen einiger Verwandten der Großvestalin, die in der Mitte der unermeßlichen, mit jedem Schritte anwachsenden Menschenmenge versteckt waren.

Bald war man vor der porta piacularis vorbeigegangen, die nur einige hundert Schritte von der porta Collina entfernt ist.

Man wird sich erinnern, daß das Grabgewölbe in einer Art Winkel lag, gebildet durch die Krümmungen der Ringmauern, rechts von der öffentlichen Straße, gerade im Angesicht des Thors und auf einer Anhöhe, welche den agger des Servius beherrscht, ein völlig kahles Feld von beträchtlicher Ausdehnung, von wo die Menge, indem sie sich hier ausbreitet, bequem das ansehen kann, was vor ihren Augen vergeht.

Ravinus hat pünktlich alle den Abend vorher von Marcus Regulus zur Bereitung des unterirdischen Raumes nach den alten Gebräuchen gegebenen Anordnungen ausgeführt. Der Schlund gähnt mitten im campus sceleratus entgegen. Das Leichenbett ist aufgestellt; Brod, Wasser und Milch, die letzten Nahrungsmittel des Opfers sind neben dem Lager hingestellt;

eine kleine Lampe, schon angezündet, erhellt allein die Tiefen dieses Abgrundes. Draußen, oberhalb des Erdbodens, erscheinen die Enden der Leiter, auf welcher die Großvestalin hinabsteigen, und welche Ravinus zurückziehen wird, um die Oeffnung der Gruft zu vermauern.

Die Sänfte hält still, und die Sclaven, welche sie führen, setzen sie nieder am Rande der Gruft.

Ein Schweigen, wo möglich noch tiefer, als das, welches seit dem Beginn dieser Trauerceremonie geherrscht hat, waltet jetzt, während man die Riemen von den Kissen losschnürt und den Thürvorhang der Sänfte von seinen äußern Umhüllungen losmacht.

In der ganzen unermeßlichen Menge gibt es keinen Menschen, der sich nicht in seiner ganzen Länge aufrichtet, um die unglückliche Priesterin in dem Augenblicke wahrzunehmen, wo sie aus diesem beweglichen Sarge hervorgehen wird, um unter das unbewegliche Gewölbe dieses in Fels gehauenen Grabes zu steigen!

Die Menge konnte sich nicht eines alsbald unterdrückten Schreies erwehren, als sie die Jungfrau erblickte, deren durch die vorhergegangenen Qualen geknickter Körper sich kaum aufrecht erhalten konnte.

Sie ist fast gänzlich eingehüllt in die Falten eines langen schwarzen Schleiers, der nur ihr Gesicht zu sehen verstattet, auf welchem die Todesbläße ihre eisigen Farben verbreitet hat. Aber es ist das nur ein unwillkürlicher Tribut, den das schwache Weib dem unvermeidlichen und nahen Tode zollt; man erkennt das an ihrem entrüsteten Blick, der Blitze schleudert, an dem Beben ihres Körpers, welcher bald wieder die ruhige und würdige Haltung der Unschuld annimmt.

Die Großvestalin, voll Muth, erwartet stolz den Moment, wo Domitian als pontifex maximus auf sie zuschreiten wird, um die Hand auf sie zu legen und sie den Göttern der Unterwelt zu weihen! Dieser scheint zu zögern und wagt nicht, den verächtlichen und zugleich resignirten Blicken der Jungfrau der Vesta zu trotzen, die er verurtheilt hat, ohne sie zu hören.

„Wer kann Dich aufhalten, Cäsar, und warum vollbringst Du nicht Dein Werk?“ rief Cornelia mit weithin schallender Stimme . . . „Wenn ich schuldig und unzüchtig bin, worauf wartest Du, um mich in den Abgrund zu stürzen?“

Da schreitet der Kaiser, bebend vor Erbitterung über diese geringschätzigen Worte, aus den Reihen des Zuges und geht mit ungewissem Schritt auf die Verurtheilte zu, welcher sich auch Ravinus nähert, dessen Rolle bald beginnen wird.

Domitian stellt sich an den Rand des Gewölbes neben die Großvestalin; er hebt die Hände zum Himmel empor und spricht mit leiser Stimme die geheimen Gebete, welche die religiösen Riten für diese furchtbare Sühnung bestimmt haben.

Cornelia hat sie aufmerksam mit angehört. Auch sie flüstert ganz leise einige Worte, die man nicht verstehen kann.

„Cäsar“, sagte sie, als der Kaiser sein Gebet beendigt hatte, „Du bittest die Götter, Rom nicht wegen meines Verbrechens zu strafen! Und ich habe einen mächtigeren Gott, als die, welche Du beschwörst, angerufen, die Ungerechtigkeit meiner Verurtheilung nicht am römischen Volke zu rächen! Könntest Du doch selbst Gewissensbisse und Reue empfinden, meine Hinrichtung befohlen zu haben!“

Und indem sie sich nach dem Volke hinwandte, rief sie mit starker Stimme:

„Römer! ich sterbe unschuldig . . . Niemals ist dieser Körper, der nun zu Grunde gehen soll, in seiner Reinheit befleckt worden! Als Priesterin der Vesta steige ich hernieder in das Grab, mit der Jungfräulichkeit, die ich seit meinen jungen Jahren bewahrt habe! Erinnert euch an meinen letzten Schrei!“

Nun reichte sie selbst dem Kaiser die Hand.

„Cäsar“, sagte sie, „führe mich!“

In der That wollten es die Ritualvorschriften, daß der pontifex maximus selbst die Vestalin auf die ersten Stufen der Leiter stellte, worauf er sich mit dem

ganzen Priestercollegium entfernte, indem er dem Henker die Sorge überließ, das Opfer zum Hinuntersteigen bis auf den Boden des Gewölbes zu nöthigen und sie sozusagen in ihrer ewigen Wohnung zu installiren.

Domitian vollzog eilig und mit sichtbarer Unruhe diesen letzten Akt seiner Functionen als oberster Vorsteher der Religion Roms. Hierauf beeilte er sich, den Kopf wegwendend, zu fliehen, gefolgt von allen Oberpriestern, welche sich wie Schuldige diesem Schauspiel entzogen, das in der That wohl geeignet war, Gewissensbisse zu erzeugen und Scham entstehen zu lassen.

Cornelia blieb, in dem Augenblick, wo sie für immer verschwinden sollte, allein auf der verhängnißvollen Leiter stehen, indem sie zugleich das offene Gewölbe unter ihren Füßen und das Volk betrachtete, dessen Masse, unbeweglich und schweigend, sich vor ihren Augen so weit ausdehnte, wie das Feld selbst, der Schauplatz ihrer Hinrichtung.

Wo ist der Unglückliche, der über einem Abgrunde schwebt, und nicht eine Stütze sucht, woran sich seine ermattende Hand festhalte?

Diese ihr noch bleibende Minute lang, bohrte die Großvestalin, sich des Versprechens der Rettung erinnernd, das ihr der Bischof der Christen gegeben hatte, ihre Blicke in diese unermeßliche Menge, um dort ein Murmeln, ein Winken mit den Augen, ein Zeichen aufzufangen, das ihr Hoffnung verkündigte . . .

Aber sie sah nichts als einen Ausdruck mitleidsloser Neugier auf allen Gesichtern, und es traf ihr Ohr nur jenes dumpfe Geräusch, das aus den unmerklichen Bewegungen einer vor Neugier brennenden Menge sich bildet.

Die Menschen und die Erde versagten ihr zugleich ihren Beistand.

Ihr Blick erhob sich nun mit dem Ausdruck höchster Angst langsam zum Himmel empor.

War es ein Vorwurf, an den Gott gerichtet, den sie angefleht hatte, und der, wie die Andern schwieg?

War es ein letztes Gebet, um ihn zu bitten, noch jetzt seine Macht zu offenbaren?

Als sie ihre Augen, beladen mit Todesmattigkeit, niederschlug, sah sie nur noch Ravinus, der gräßlich lächelte, und ihr die Hand bot, um ihr beim Hinuntersteigen zu helfen.

Sie stieß ihn mit Abscheu zurück, und begann allein über die Stufen zu schreiten, welche sie in ihr Grab führten. Aber bei den ersten Schritten blieb ihr Gewand an den Enden der Leiter hängen: Sie drehte sich rasch herum und machte den Zipfel los, der ihren Gang aufhielt.

Hierauf verschwand sie in dem unterirdischen Gemach! . . .

Ravinus zog die Leiter herauf.

Es blieb nur noch übrig, den einzigen Ausgang dieses Grabgefängnisses zu schließen.

Das war eine Sache, die schnell vor sich ging.

Ravinus und seine Gehülfen füllten mit Erde den Eingang zu dem Gewölbe bis zum Erdboden aus und fuhren mit dem Rechen darüber her, um die Stelle zu ebenen, damit keine Spur mehr vorhanden wäre von der unzüchtigen Priesterin, weder unter den Lebenden noch unter den Todten.

Und nun war Alles vorbei.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Die Befreiung.

Ungefähr dreißig Stunden nach dem Vollzuge dieser furchtbaren Sühnung würde der Bürger, der von einer eigenthümlichen Neugier getrieben, oder aus irgend einer geheimen Absicht sich ungeachtet der Finsterniß in diese einsame Gegend am entlegensten Ende Roms gewagt hätte, mit einer gewissen Verwunderung vier Sclaven haben bemerken können, schweigend und unbeweglich wie Schatten, die, eine Sänfte tragend,

geduldig unter den Säulengängen des Tempels des Heils warteten.

Wenn dann derselbe Bürger, sich rechts biegend, über den agger des Servius bis zur porta Collina gegangen wäre, würde er unfehlbar beim bleichen Schein der Sterne einen Greis wahrgenommen haben, knieend an einer kahlen etwas erhöhten Stelle und mit Inbrunst betend.

Nun war aber gerade um die von uns bezeichnete Stunde in Rom eine Person vorhanden, die diese nächtliche Excursion vornahm, so viel als möglich das Geräusch ihrer Schritte dämpfend, mit den Augen die dunkelsten Winkel durchforschend, von Zeit zu Zeit stillstehend, um das unbestimmteste Gemurmel aufzufangen, mit einem Worte alle die sorgfältigen Vorsichtsmaßregeln anwendend, wie sie eine unruhige und aufmerksame Umsicht eingibt.

Dieses Individuum schreitet vorwärts, beladen mit ziemlich außergewöhnlichen Geräthschaften, die geeignet wären, die Erörterungen des Nachtpolizeimeisters hervorzurufen, wenn zufällig eine Cohorte von Wächtern plötzlich durch eine der zur Rechten oder zur Linken befindlichen Straßen hervortretend, den Mann in dieser verdächtigen Expedition überraschte.

Eine Strickleiter ist um die Hüften dieser mysteriösen Persönlichkeit geschlungen; in der einen Hand trägt sie eine Schaufel, um Erde wegzuschaffen, in der andern eine Eisenstange, augenscheinlich zum Losbrechen der Steine bestimmt; ferner eine Blend-Laterne, deren Licht durch die Fugen ihres Gehäuses hindurchschimmert.

Sicherlich würde der Vorsteher der Nachtpolizei nicht verfehlen, den Gurges (wir haben schon errathen, daß er es ist) zu fragen, was er mit allen diesen mehr oder weniger bedeutsamen Instrumenten zu machen gedenke, und ob er nicht wieder die Absicht habe, nach seiner wohlbekannten Gewohnheit die Nacht zu irgend einer Grabverletzung zu benutzen.

Gurges beeilt sich, so weit es die Klugheit zuläßt, mit dem Greise zusammen zu treffen, der betend war-

tet, und, wie wir wieder errathen, kein anderer ist, als der Bischof Clemens, der Gott über dem Grabgewölbe der Großvestalin anruft.

Gurges ist aus seinem Hause gegangen und hat den Weg durch die via triumphalis eingeschlagen.

Glücklicherweise herrscht völlige Stille auf der Straße und der Leichenbesorger, der anfängt sich zu beruhigen, biegt in die Cyprische Straße ein, an deren Ende die Tempel der Collinischen Salier und der Fortuna liegen, deren düstere Masse, selbst mitten in der Finsterniß sichtbar ist.

An diesem Punkt der Straße angelangt und im Begriff den Quirinal zu besteigen, hält Gurges einige Minuten inne, indem er Sorge trägt, sich im Schatten der Säulengänge des Fortunatempels verborgen zu halten. Von diesem Gebäude bis zu dem Tempel des Heils ist nur eine geringe Strecke und der Leichenbesorger will, bevor er weiter geht, sich die Gewißheit verschaffen, ob seine Untergebenen sich genau nach dem in seinen gestrigen Instructionen bezeichneten Punkte hinbegeben haben.

„Schön!“ ruft Gurges ganz leise, als er sofort die Sänfte und ihre Träger erblickte . . . „Alles geht gut! . . . Diese Leute haben mich verstanden. Bei Venus Libitina! ich kann jetzt des Nachtpolizeimeisters und seiner Diener spotten . . .“

Und doch hatte Gurges noch nicht ausgeredet, als er sich mit einer Bewegung plötzlichen Schrecks platt niederlegt auf den Steinplatten des Tempels der Fortuna, ohne den Angstruf zurückhalten zu können:

„Abscheulicher Polizeimeister! Unglückliche Vestalin!“

Wenn er horchte, konnte er wirklich leicht in der Ferne das regelmäßige Geräusch der Schritte einer Nachtwächtercohorte vernehmen, die auf der Cyprischen Straße ankam, d. h. auf demselben Wege, den der Leichenbesorger so eben durcheilt hatte.

Das hieß so viel, daß wenn Gurges das Glück gehabt hatte, der Cohorte voranzugehen, die Cohorte das Glück haben würde auf Gurges zu stoßen. Oder wenn

er sich versteckte und die Wache ihren Weg in grader Linie fortsetzte, so mußte sie auf die Sänftenträger stoßen. Oder wenn sie sich rechts wandte, mußte sie den Bischof der Christen auf dem campus sceleratus ertappen.

Noch eine Möglichkeit der Rettung blieb übrig.

Etwa hundert Schritte von den Tempeln der Collinischen Salier und der Fortuna lag links ein kleines Gäßchen, das auf das Forum Cäsars führte und mit der porta Casularis zusammen traf.

Wenn die Wächter in dieses Gäßchen einbogen, so war nicht bloß für den Augenblick nichts zu fürchten, sondern es war auch wahrscheinlich, daß man während des übrigen Theils der Nacht nicht würde beunruhigt werden. Denn die Cohorte würde dann nach ganz entlegenen Quartieren kommen.

Aber wird sie diesen Weg einschlagen? Das war die Frage.

Unterdessen rückte sie vor, unter dem Vortritt ihrer Fackeln, deren lebhafter Glanz den Gurges seltsam zu beunruhigen anfing.

Der Unglückliche glaubte, die Schläge seines Herzens würden ihm die Brust zersprengen, als er sah, daß die Wächter vor dem kleinen Gäßchen vorbeigegangen und nur noch einige Schritte von dem Tempel der Collinischen Salier entfernt waren, der fast dicht an den Fortunatempel stieß.

Ein neuer Schrei wäre ihm beinahe entschlüpft, als er die Stimme seines persönlichen Feindes, des Nachtpolizeimeisters hörte, der seinen Leuten befahl, über den Quirinal zu steigen, an dessen Fuß der agger des Servius war, von dem man so leicht alles sehen konnte, was auf dem campus sceleratus vorging.

Zum großen Erstaunen des Gurges blieben die Wächter stehen, indem sie sich weigerten, weiter zu gehen.

Ihr Anführer erneuerte seinen Befehl, selbst sehr verwundert über diesen unvorgesehenen Widerstand gegen seine Anordnungen; aber die Wächter blieben unbeweglich.

„Wißt Ihr nicht, Herr Polizeidirektor", sagten Einige, „daß dieser Ort verwünscht ist . . . und daß, wenn wir weiter gingen, wir den Schatten der Großvestalin um ihr Grab irren sehen würden . . . was den Tod innerhalb eines Jahres herbeiführt!" . . .

„Das ist wahr!" versetzte der Triumvir, der eben so abergläubisch wie seine Soldaten war . . . „Ich dachte nicht mehr an diese Hinrichtung. Entfernen wir uns aus diesem Quartier . . ."

Und zu gleicher Zeit befahl er, umzukehren.

Die Wächter gingen durch das Gäßchen, von dem wir geredet haben, und bald erstarb das Geräusch ihrer Schritte.

Gurges erhob sich wieder.

„Bei Venus Libitina!" rief er, „das sind feige Memmen! Ich frage euch, ob denn die Todten wiederkommen? . . . Ich habe nie welche gesehen, obschon ich so viele Nächte mitten unter Grabmälern zugebracht habe! . . . Ich rede von wirklichen Todten . . . denn von der Großvestalin hoffe ich, daß sie noch lebt . . . und daß ich, Gurges, sie aus ihrem Gewölbe holen werde! . . . Bei alle dem haben mir diese ehrenwerthen Nachtwächter eine heillose Furcht eingejagt! Aber der Bischof der Christen könnte glauben, daß ich mein Wort nicht halte, was ich um Alles in der Welt nicht möchte . . . Ich muß so schnell wie möglich zu ihm eilen! Gut Glück, mein lieber Polizeimeister! wahrscheinlich werden wir für diese Nacht nicht mehr das Vergnügen haben, uns zu begegnen."

Und Gurges begann, alle seine Werkzeuge sammelnd über den Quirinal zu steigen, so schnell wie es seine Geräthschaften zuließen. Einige Augenblicke später entschuldigte er sich bei Clemens, daß er nicht eher angelangt sei, indem er ihm sein Abenteuer mit der Wache erzählte.

„Du siehst es, mein Sohn", sagte der Priester mit einem ruhigen Lächeln . . . „Gott wacht über uns . . . er beweist es, indem er diese ersten Gefahren entfernt . . . Es wird das vielleicht nicht das letzte Zeichen sei-

nes Beistandes sein . . . Aber was machst Du denn, Gurges?“

Wirklich hatte sich der Leichenceremonienmeister, nachdem er mehrere Male mit seiner Eisenstange auf den Erdboden geklopft hatte, der Länge nach hingelegt und horchte, das Ohr an die Erde legend, aufmerksam.

„Was thust Du, Gurges?“ wiederholte der Bischof, als er sah, daß dieser nicht antwortete . . .“

Gurges richtete sich etwas auf und sagte, indem er Clemens mit ängstlicher Miene ansah:

„Es ist seltsam . . . Ich habe dieses Geräusch gemacht, um die Großvestalin zu benachrichtigen, daß wir hier sind . . . und ich höre nichts, absolut nichts! nicht einen Schrei, nicht eine Bewegung! . . . Sollte sie schon unterlegen sein? . . . O! . . .“

Und Gurges ergriff seine Schaufel und begann die Erde aufzuwühlen, indem er einen Eifer zeigte, der an Raserei grenzte.

Clemens ließ ihn gewähren.

Es war gut, daß die Schwäche des Menschen offenbar wurde vor der Allmacht Gottes.

Die Erde, welche drei Männer über dem Opfer aufgehäuft und festgetreten hatten, setzte einen Widerstand entgegen, wider den alle Anstrengungen des Gurges bald vergeblich kämpften. Zuerst war es ihm leicht, die enge Oeffnung aufzugraben; aber als er sich bis zum halben Körper hineingearbeitet hatte, gepreßt von allen Seiten zwischen ihren mit dickem Mauerwerk bekleideten Wänden, sah er wohl, daß er ganz allein damit nicht weiter kommen könnte.

Die über seinem Kopf aufgeworfene Erde sank wieder um ihn herum zurück, indem sie die schon weggeräumten Massen mit herunter riß, die ihn einhüllten und alle verzweifelten Versuche seiner Thätigkeit mehr und mehr vereitelten.

Trotz alledem arbeitete Gurges, der sich nicht für besiegt erklären wollte, fleißig mit seinen Füßen, seinen Händen und seiner Schaufel, indem er immer hoffte, daß er weiter vorrücken werde in diesen Brunnen, auf

dessen Grunde das Weib war, welches zu retten er versprochen hatte; aber bei jeder Bewegung seines Körpers, bei jedem in diesem engen Raume geführten Schlage löste sich der lockere Boden ab und umrang ihn von allen Seiten wie das Wasser, das sich durch alle ihm geöffneten Punkte stürzt, und preßte alle Glieder des unglücklichen Leichenbesorgers zusammen. Ja, die Arbeit des Ravinus war gut gemacht, und die Erde selbst vertheidigte das ihrem Schooße anvertraute Pfand.

Endlich kam ein Moment, wo Gurges, fast selbst verschüttet, einen kläglichen Schrei der Entmuthigung und der sterbenden Hoffnung ausstieß.

Aber in demselben Augenblick antwortete eine andere Stimme auf diesen Angstruf.

Und Gurges, seine Augen nach Clemens erhebend, sah, daß er aufrecht stand, daß seine Hände sich über den Abgrund ausstreckten, und daß er von Licht umgeben war.

Und nun fühlte er, daß das gemauerte und bis zu seiner Oeffnung mit Erde gefüllte Loch sich senkte und indem es sich senkte, bei Seite wich, wie um ihm einen Durchgang zu verschaffen.

Gurges von derselben Kraft herabgeschleudert, die das Wunder vollbracht hatte, rollte bis in das Grabgewölbe hinunter.

Als er sich wieder erhob, war Clemens an seiner Seite.

Aller Lichtglanz war verschwunden; nur die Todtenlampe brannte noch. Beim ersterbenden Scheine dieses mit dem Erlöschen kämpfenden Dochtes nahm Gurges die Großvestalin wahr, die ohne Bewegung auf ihrem Bett ausgestreckt lag. Er berührte sie lebhaft mit zitternder Hand und sank ganz in Thränen zu den Füßen des Bischofs hin.

„O Herr", rief er, „sie ist todt! . . . ihr Körper ist starr! . . ."

Clemens sah lächelnd den armen Mann an, dessen Herz sich nicht dem Vertrauen öffnen konnte und sagte zu ihm mit sanfter Stimme:

„Wie? mein Sohn, zweifelst Du noch immer nach dem, was wir gesehen haben?“

Jetzt sah Gurges, daß der Priester ein Gefäß und Brod in den Händen hatte.

„Mein Sohn“, setzte der Greis hinzu, „das Werk Gottes ist vollbracht! das Werk des Menschen kann beginnen!“

Als Cornelia in ihr Grab hinabgestiegen war, hatte sie sich auf das Bett gelegt, in der Haltung einer Person, die die Besinnung verloren hat.

Sie weinte nicht mehr; aber die erkünstelte Stärke, mit der sie sich während der Hinrichtung aufrecht erhalten hatte, war völlig verschwunden.

In diesem Zustande, die Augen auf den Boden geheftet, verfolgte sie gedankenlos die Bewegung der Erde, welche Ravinus über ihr zusammenhäufte und wovon ein Theil, schräg in ihr Gewölbe fallend, bis auf ihre Füße rollte.

Seltsam! Dieses Erdreich, das sich bewegte . . . das dumpfe Getöse der schallenden Schritte der Volksmenge, waren doch noch Zeichen des Lebens, verglichen mit dem Schweigen und der Unbeweglichkeit, die nun bevorstanden . . . und die Großvestalin klammerte sich daran, wie an eine letzte Hoffnung . . .

Endlich schwieg Alles . . . und jede Bewegung hörte auf.

Das war ein Moment unbeschreiblicher Angst!

Cornelia hob langsam ihre Augen auf, und indem sie dieselben um die kaum erhellten Mauern des engen Gewölbes schweifen ließ . . . erblickte sie das Brod, das Wasser und die Milch, die neben der Lampe hingestellt waren.

Lange Zeit hindurch betrachtete sie diese letzten Nahrungsmittel, bemessen für die geringe Anzahl Stunden, die ihr noch bewilligt waren . . .

Was ging damals in ihrem Geiste vor? Man hat es nie erfahren. Aber da alle Hoffnung ihr gebrach, begriff sie ohne Zweifel, daß es besser wäre einen un-

vermeidlichen und schon begonnenen Todeskampf nicht zu verzögern.

Sie that einen Schritt, nahm das Gefäß mit Milch, befeuchtete ihre Lippen damit und goß den Rest auf die Erde. Hierauf ergriff ihre ermattende Hand das Brod, das sie mit bitterm Lächeln in der Hand wog, es zerbrach und die zerbröckelten Stückchen mit Füßen trat . . .

Das Wasser wurde allein aufgehoben. Geschah dies kraft einer letzten Hoffnung, die sich noch verwirklichen konnte?

Endlich, als Alles vollbracht, das Leben nicht mehr möglich war und der Tod allein sich zeigte, streckte sich die Großvestalin auf ihrem Lager aus . . .

Die Qualen des Hungertodes sind mehr als einmal beschrieben worden. Das Gehirn erfüllt sich zuerst mit seltsamen Phantasiebildern; das Fieber pocht in den Schläfen; das Blut kocht ungestüm in den Adern.

Dann erlischt die innere Gluth; die Visionen verschwinden; der Blutumlauf wird träge; der Körper erstarrt . . .

Ist das der Tod, der gekommen ist?

Nein! Es gibt noch schrecklichere Phasen.

Aber bedecken wir dies Bild äußerster Verzweiflung mit einem Schleier!

Cornelia war dieses Gräßliche nicht beschieden. In dem Augenblicke, wo Gurges nur einen Leichnam zu berühren glaubte, war die Großvestalin nach dreißig Stunden nur vor Erschöpfung in Ohnmacht gesunken!

Unterdessen hatte Clemens ihre Lippen halb geöffnet und tropfenweise eine belebende Flüssigkeit einfließen lassen, welche das Gefäß enthielt, mit welchem er sich vorsorglich versehen hatte.

Einige Bewegungen des von der Wärme des heilsamen Trankes durchdrungenen Körpers bewiesen dem Gurges, daß die Großvestalin noch lebte und daß sie bald ihre völlige Besinnung wieder erlangen würde.

Clemens öffnete auf's Neue ihren Mund und goß langsam, in öftern Unterbrechungen, den ganzen Rest aus der kleinen Flasche hinein, die er in der Hand hielt.

Nach Verlauf einiger Augenblicke nahm der gute Priester das Brod, das vom weißesten Mehl, mit Milch angemacht, bereitet war, legte es in die Hand der Jungfrau, die ihre ganze Besinnung wieder zu erlangen anfing, und näherte die Hand dergestalt ihrem Gesicht, daß der Duft der Nahrung von ihr gerochen wurde. Sofort und instinctmäßig führte die Großvestalin dies leichte Brod zum Munde, und aß es mit merkwürdiger Gier.

Hierauf erfolgte ein ziemlich langer Moment tiefen Schweigens. Das Opfer war durch seine Leiden so erschöpft, daß die Betäubung nicht sogleich schwinden konnte.

Clemens wartete knieend am Fuße des Lagers der Großvestalin. Gurges von Staunen ergriffen, in Folge der Bewunderung und Rührung fast bewußtlos geworden, ließ seine Thränen fließen, die einzige in diesem Augenblick für sein Herz mögliche Sprache.

Plötzlich hörte man einen großen Seufzer.

Cornelia richtete sich halb in die Höhe und indem sie die Hand an ihre Stirn legte, rief sie:

„Wo bin ich?"

Und zu gleicher Zeit sank sie auf ihr Bett zurück, indem sie einen andern Schrei ausstieß . . . einen Schrei des Schreckens und der Verzweiflung!

Der Schimmer der Lampe hatte ihr gezeigt, daß sie noch in diesem Gewölbe war . . . wo sie umkommen sollte!

„Ihr seid gerettet, Jungfrau!" sagte Clemens mit ernster und ruhiger Stimme, indem er Cornelia mit der Hand berührte . . .

„Wer seid Ihr?" fragte die Großvestalin, mit einem verwunderten Blick, denn sie erkannte den, der so zu ihr sprach, nicht wieder . . . „Wie seid Ihr in diese Gruft gedrungen?"

„Jungfrau, habt Ihr nicht mehr das Andenken an einen Mann bewahrt, der Euch versprochen hat, Euch den Eingeweiden der Erde zu entreißen? wenn man Euch jemals da hinein stürzen würde? Ich bin gekommen, um dieses Versprechen zu erfüllen!“

„Der Bischof der Christen!“ rief Cornelia. . . .

„Ach!“ . . .

Sie hatte sich von ihrem Leichenlager erhoben, sank zu den Füßen des heiligen Mannes und hielt sie eng umschlungen, indem sie dieselben schweigend mit ihren Thränen benetzte.

Ihre Dankbarkeit war so groß und ihre Rührung so tief, daß sie kein Wort sprechen konnte, sondern nur schluchzte und erbebte.

„Jungfrau“, sagte Clemens, indem er versuchte, Cornelia aufzurichten, „Ihr seid gerettet! Aber wir müssen aus diesem Schlund hinaus gehn! Ein treuer Mann wird Euch an einen Ort führen, wo Eure Verfolger Euch nicht erreichen werden.“

Und indem er sich an Gurges wandte, sagte er zu ihm:

„Mein Sohn, mache Deine Leiter zurecht! Deine Vorsicht ist gut gewesen! Vollende das Werk Gottes!“

Nachdem sodann die Strickleiter an einen der Steine des Gewölbes befestigt war, legte der Bischof das eine Ende derselben in die Hände der Großvestalin.

„Jungfrau, erhebt Euch“, wiederholte er, indem er sich nochmals bemühte, die Vestalin sanft von seinen Knieen loszumachen . . . „Die Nacht rückt voran! Es ist wichtig, daß der Tag uns nicht überrasche. So beeilt Euch denn!“

Cornelia erhob sich wirklich, aber anstatt die Leiter zu ergreifen, ließ sie dieselbe wieder von ihren Händen abgleiten. Sie ging in den Hintergrund des Gewölbes und kam zurück mit dem Gefäß voll Wasser, das sie aufgehoben hatte. Knieend vor dem Priester flüsterte sie mit erstickter, flehender Stimme:

„Mein Vater, Metellus Celer lebt nicht mehr! . . . Ich habe seinen Todesschrei vernommen! . . . Alle

meine irdischen Neigungen sind todt und von der Vestalin ist nur die durch Euch gerettete Jungfrau geblieben! Euer Gott ist der meinige! . . . Durch das Wasser wird man Christin; ich habe es in dieser Hoffnung aufbewahrt; denn in dem Augenblick, wo ich es ausgießen wollte, erinnerte ich mich, daß Ihr kommen könntet! Bevor Ihr mich der Welt und dem Leben wiedergebt, macht mich denn zur Christin, damit ich nur noch Eure Tochter sei."

Eine Freudenthräne erschien in den Augen des ehrwürdigen Bischofs und glitt langsam über seine beiden Wangen.

„Meine Tochter", sagte er mit gerührter Stimme, „beuge Dich nieder und nimm diesen Schleier weg . . . Gewöhnlich wird die Taufe nur nach einer langen Zeit der Vorbereitungen und Prüfungen gegeben. Aber man hat Dich schon in unserer heiligen Lehre unterrichtet . . . und wer könnte noch etwas zusetzen zu den Unterweisungen dieser Gruft, aus der Dich Gott errettet hat, nicht ich! So beuge Dich denn nieder und bete zu dem, der Dich auf mein Wort zu seinem Kinde machen wird."

Hierauf legte Clemens seine Hände der andächtigen Jungfrau auf's Haupt und bezeichnete ihre Stirn mit dem Zeichen des Kreuzes. Durch diese Auflegung war sie zur Katechumenin gemacht.

Sodann nahm er aus ihren Händen das mit Wasser gefüllte Gefäß und sagte mit bewegter und eindringlicher Stimme:

„Cornelia, ich taufe Dich im Namen Gottes des Vaters . . ."

Und er hielt inne, um das heilige Wasser fließen zu lassen.

„Ich taufe Dich, im Namen Christi, seines Sohnes."

Und er hielt wieder inne, um die Besprengung zu erneuern . . .

„Ich taufe Dich im Namen des heiligen Geistes."

Und er goß das Wasser aus, was noch im Gefäß übrig war.

Endlich, nach einer letzten Anrufung, in welcher er die drei Personen, Gott den Vater, Gott den Sohn, Gott den heiligen Geist zusammenfaßte, breitete er wieder seine Hand über Cornelia aus, segnete sie und sprach:

„Erhebe Dich, meine Tochter, Du bist Christin! Christin in der Zeit! Christin in der Ewigkeit!“

Nach einigen Minuten erschien Cornelia, unterstützt von dem heiligen Bischof, oben am Rande des Abgrundes; der sich wieder schloß, sobald als Gurges, der ihnen folgte, auch herausgestiegen war.

Am folgenden Tage hätte selbst Ravinus, wenn ihn die Lust angewandelt hätte, dorthin zu kommen, glauben können, man habe sein Werk nicht angerührt.

„Meine Tochter“, sagte der Bischof, „ich kehre zu meinen Brüdern zurück . . . Aber nächst Gott sieh hier den Mann der Dich gerettet hat... Ich vertraue Dich ihm an! Folge ihm!“

Cornelia ergriff die Hand des Gurges und drückte sie innig in den ihrigen. Gurges war nahe daran, ohnmächtig zu werden.

„Mein Vater“, rief er, sich vor die Kniee des Clemens niederwerfend, „und ich bin auch Christ!“ . . .

„Ich nehme Dich an, mein Sohn, und es ist nicht die kleinste Freude, die Gott mir gewährt! . . . Aber in diesem Augenblicke müssen wir uns trennen! Lebe wohl, wir werden uns wieder zusammenfinden! In wenigen Tagen wird das heilige Wasser auch auf Deine Stirn fließen.“

Und der heilige Greis ergriff wieder den Stab, auf den er sich gestützt hatte, um herzukommen, und verschwand mitten in der Finsterniß.

Gurges hatte noch eine große Freude, die nämlich, die schwankenden Schritte der Cornelia bis zu der Sänfte zu stützen, welche sein vorsorglicher Eifer unter die Säulengänge des Tempels des Heils geschickt hatte.

Alles geschah übrigens, wie der Leichenceremonienmeister es angeordnet hatte. Die Leichenträger ahnten nicht, wer die Person war, die in diese Sänfte stieg, deren sorgfältigster Transport ihnen noch einmal an-

empfohlen wurde. An dem leichten Gewicht ersahen sie bloß, daß man eine Frau hineingeführt habe und mehr als je beharrten sie in ihrer ersten Meinung.

Gurges begleitete sie mit einer so triumphirenden Miene, daß man sich unmöglich darüber täuschen konnte.

Selbst der Schatten des Nachtpolizeiwachtmeisters war nicht mehr zu fürchten, man erreichte wieder die Cyprische Straße, dann die Triumphstraße, die ohne das geringste Abenteuer durcheilt wurde. Am Ende dieser letzten Straße angelangt, wandten sich die Leichenträger rechts und indem sie die Straße hinaufgingen, welche längs des circus maximus führt, setzten sie die Sänfte leise an der Schwelle des Hauses des Gurges nieder.

Dort entfernten sie sich zufolge der Ordre, die sie gleichfalls erhalten hatten.

Cornelia stieg mit Hülfe des Leichenceremonienmeisters herab, und fast in demselben Augenblick stieß sie einen Freudenschrei aus!

Die göttliche Aurelia und Cäcilia empfingen sie in ihren Armen!

Das war wieder eine Aufmerksamkeit des Gurges, der sich gedacht hatte, die Großvestalin würde ihrer Rettung froher werden, wenn sie beim Austreten aus ihrem Grabe sich plötzlich wieder von denen umgeben fände, welche ihr die Theuersten waren *).

---

*) Die Befreiung der Großvestalin ist eine Thatsache, die, genau untersucht, alle Merkmale historischer Gewißheit an sich trägt. Indeß ist sie, wie sich leicht begreift, in ein gewisses Dunkel gehüllt worden. Die Christen verbargen sie sorgfältig. Es durfte dadurch nicht die Verfolgung über ihrem Haupte losbrechen und vor Allem mußte verhindert werden, daß das dem Tode entrissene Opfer nicht wieder ergriffen und auf's Neue verurtheilt würde. Von der andern Seite war den Oberpriestern wie dem Domitian wenig an der Veröffentlichung einer Unternehmung gelegen, welche dem eiteln Schrecken des alten Aberglaubens einen so harten Streich versetzte und die Ohnmacht oder die Gleichgültigkeit der Götter in der Bestrafung eines so großen Frevels bewies. — Nichts destoweniger

Kurze Zeit nach diesen Begebenheiten trat die gegen Flavia Domitilla ergangene Sentenz, deren Ausführung aufgeschoben worden war, in Kraft.

---

erscheint es ausgemacht, daß diese Befreiung nicht unbekannt blieb, und daß man im ersten Augenblick die größten Anstrengungen machte, um sich der Vestalin zu bemächtigen und zum zweiten Male ihre Hinrichtung anzuordnen. Dio Cassius und Plinius der Jüngere sprechen von Begebenheiten, die sich in Rom nach der doppelten Verurtheilung des Metellus Celer und der Cornelia zutrugen und die ein helles Licht auf den Punkt werfen, den wir untersuchen. Beide berichten, daß man ungeachtet dieser Verurtheilung mit den gerichtlichen Verfolgungen fortfuhr, und daß eine große Anzahl von Menschen, in dieselbe Anklage verwickelt, mit unerhörter Grausamkeit gefoltert wurden. Wozu aber noch einen Mitschuldigen der Unzucht der Cornelia aufsuchen, nachdem Metellus Celer auf öffentlichem Markt unter den Ruthenstreichen des Henkers erlegen war? Geschah es nicht deshalb, weil der Kaiser, der sich anschickte in aller Form zu einer zweiten Begrabung zu schreiten, im Falle daß die Vestalin wieder in seine Gewalt käme, es nur mit dem nöthigen Gepränge eines dem Volke zu zeigenden Mitschuldigen thun wollte? Diese Vermuthung wird besonders gestützt durch das, was Plinius der Jüngere in seinem berühmten Briefe über die Großvestalin Cornelia (Epist. IV, 11) meldet. Er wiederholt zweimal, daß Domitian vor Wuth knirschte über seine Ohnmacht im Verbrechen und über die Vergeblichkeit seiner Anstrengungen: Fremebat enim Domitianus, aestuabatque ingenti invidia destitutus. Während Domitian auf der einen Seite sich alle mögliche Mühe gibt, um einen andern nach der ganzen Strenge der alten Riten hinzurichtenden Verführer in seine Hände zu bekommen, sieht man ihn auf der andern Seite seine Nachforschungen überall hin ausdehnen, um der Cornelia wieder auf die Spur zu kommen: So erfährt er eines Tages, daß eine unbekannte Frau sich auf das Landgut eines Anwalts, Namens Licinianus, zurückgezogen habe. Welch Glück, wenn dasselbe Haus, wo er die Schuldige wiederfände, ihm auch einen Mitschuldigen lieferte! Sofort wurden Beamte hingesandt. Aber es war nicht Cornelia selbst, es war nur eine ihrer Freigelassenen! Nun wurde eine eigenthümliche Komödie gespielt. Das Volk begann unruhig zu werden und offen

Der Kaiser gebot seiner Großnichte, Rom auf der Stelle zu verlassen, um sich nach der Insel Pontia zu begeben, wohin er sie verwies.

In der ihrer Abreise vorhergehenden Nacht erglänzte die Krypta, wo die Christen ihre Mysterien feierten, von den zu einer doppelten und ergreifenden Feierlichkeit angezündeten Fackeln.

Die göttliche Aurelia, die Verlobte des Cäsar Vespasian und Gurges, der obscure Leichenceremonienmeister, empfingen die Taufe, indem sie so Geschwister wurden durch den Glauben an denselben Gott und durch das Wasser, das zu derselben Zeit auf ihre Stirn floß.

Hierauf weihete der Bischof Clemens feierlich dem Herrn durch Auflegung der Hände und durch Ueberreichung des ersten Schleiers, den die Bräute Christi getragen haben, drei Jungfrauen, welche versprachen, ihre Keuschheit bis zum Tode zu bewahren und in der

---

dem Domitian die Ungerechtigkeit und Grausamkeit seiner Torturen vorzuwerfen. Domitian kannte das Geheimniß, das öffentliche Gewissen durch die plötzliche Rückkehr zu einer scheinbaren Mäßigung zu beruhigen. Man schickte daher zu Licinianus heimliche Unterhändler, welche ihm bedeuteten, daß wenn er der Strafe der öffentlichen Auspeitschung entgehen wolle, er seine Schuld bekennen und des Kaisers Gnade anflehen solle. Licinianus folgte diesem Rathe und beauftragte den Hermenius Senecion, dem Kaiser das Geständniß seines angeblichen Frevels zu überbringen. Domitian empfand darüber so viel Freude, daß er sich verrieth und sagte: Licinianus hat uns völlig rein gewaschen. Wir brauchen seine Discretion nicht aufs Aeußerste zu treiben; er begnügte sich in Folge dessen ihn zu verbannen, indem er ihm sogar erlaubte, was er konnte von seiner Habe mit fortzunehmen, bevor sie meistbietend verkauft wurde.

Von nun an ist keine Rede mehr von Cornelia, es müßte denn Domitian ein Mittel gefunden haben, sie, wie wir sehen werden, mit Flavia Domitilla heimlich durch Feuer umbringen zu lassen in einem Hause zu Terracina, wohin er sie gelockt hatte, unter dem Vorwande, das Exil seiner Großnichte zu mildern.

gewissenhaften Uebung der christlichen Strengheiten zu leben.

Diese drei Jungfrauen waren: Flavia Domitilla, die Großnichte des Kaisers Domitian; Euphrosyne, eine der Kammerfrauen dieser frommen Dame; und Theodora.

Man glaubt, daß Cornelia, unter diesem Namen verborgen, den sie angenommen hatte, ebensowohl, um sogar die letzte Erinnerung an die Vestalin zu tilgen, als auch um durch seine Bedeutung die Erinnerung an die große Wohlthat Gottes zu verewigen, welcher sie dem Leben wiedergegeben und zur Christin gemacht, das Exil, die langen freiwilligen Leiden und den Tod der Flavia Domitilla theilte, die den Märtyrertod durch das Feuer zu Terracina erlitt, im Jahre 96 n. Chr.

Unbestreitbar ist, daß diese drei Frauen auf der Insel Pontia das erste christliche Kloster gründeten und daselbst allen Vorschriften der Regel gemäß lebten, welche sie von dem Bischofe Clemens, der den Beinamen Apostel der Jungfräulichkeit führt, erhalten hatten.

Wirklich beschloß drei Jahrhunderte später (397 n. Chr.) die h. Paula, auf der Insel Pontia zu verweilen und dort die Zellen zu besuchen, die von jenen berühmten Büßerinnen bewohnt gewesen und deren Ruinen noch in dieser Zeit vorhanden waren. Eine Stelle in dem Briefe des h. Hieronymus an Eustochia über das Leben, die frommen Wallfahrten und den Tod der h. Paula, ihrer Mutter, läßt nicht den geringsten Zweifel in dieser Beziehung übrig *).

Das waren also, erst 50 Jahre nach der Ankunft des Petrus in Rom (42 n. Chr.) und 25 Jahre nach

---

*) Delata ad insulam Pontiam, quam clarissimae quondam feminarum sub Domitiano principe pro confessione nominis Christiani Flaviae Domitillae nobilitavit exilium: videnque cellulas in quibus illa longum martyrium duxerat, sumptis fidei alis, Hierosolymam et sancta loca videre cupiebat. (S. Hieronym. Ep. l. III, 8.)

seinem und des Paulus Martyrertode (66 nach Chr.) die unermeßlichen Fortschritte des Christenthums in der Hauptstadt der Welt, daß die beiden Cäsaren, d. h. die künftigen Herrn der Welt, dieser verhaßten und verachteten Secte angehörten und daß gerade in der kaiserlichen Familie uns die Jungfrau entgegentritt, welche zuerst das Beispiel jenes bewundernswürdigen Lebens in Opfern und freiwilliger Keuschheit gab, welches später durch so viele ausgezeichnete Persönlichkeiten geführt worden ist.

Die göttliche Ernte war reif, die Verfolgung sollte sie niedermähen.

Vierter Theil.

Der Tyrann.

Erstes Kapitel.

Gurges unterhandelt über das Kaiserreich.

Am achten Tage vor den Iden des Septembers (6. September) des Jahres 847 (96 n. Chr.) zu der Zeit, wo die Dunkelheit die Straßen Roms in Beschlag zu nehmen anfängt, durcheilen zwei Personen in kurzen Schritten auf derselben Seite, aber in entgegengesetzter Richtung die Suburranische Straße.

Der Eine von ihnen hielt die Augen bescheiden zur Erde niedergeschlagen; der Andere ließ seine Blicke von der einen Seite zur andern schweifen, wie jemand, der die Thüre eines Hauses sucht, wo er erwartet wird und das er nicht genau kennt.

Nun geschah das, was fast immer in der voraus angedeuteten Situation stattfindet. Beide Personen, die mit derselben Hast und ohne sich gegenseitig gewahr zu werden, vorwärts schritten, trafen auf einander und stießen heftig zusammen.

„Ah!“ sagte der Eine von ihnen.

„O!“ rief der Andere fast zu gleicher Zeit aus.

Wenn man die Wörterbücher zu Rathe ziehen will, wird man erkennen, daß diese beiden Wörter in allen Sprachen in Gebrauch sind, um Bewunderung oder Staunen auszudrücken.

„Ungeschickter!“ versetzte ungeduldig derjenige, welcher O! gesagt hatte; was andeutete, daß der empfan=

gene Stoß eine ganz andere Empfindung in ihm erweckte, als die der Bewunderung . . .

„Wie soll ich Euch nennen?“ erwiederte sanft und lächelnd derjenige, welcher Ah! gesagt hatte . . . „Wir haben alle Beide nicht Acht gegeben auf unsern Weg . . . Das ist Alles . . .“

„Halt! das ist Gurges,“ rief der erstere, indem er einen Blick auf den Mann warf, der mit solcher Mäßigung zu ihm redete. — „Ach! das ist ein schönes Zusammentreffen! Ich mußte Dich gerade in diesen Tagen sehen, um uns über wichtige Dinge zu besprechen, in welchen Du möglicherweise von Nutzen sein kannst.“

Gurges, denn er ist es wirklich, der sich in dieser vorgerückten Abendstunde auf der Suburranischen Straße befand, war zuerst erstaunt, sich von einer Person nennen zu hören, die er nicht kannte und die dennoch behauptete, mit ihm zu thun zu haben.

Indessen, indem er ihn genauer betrachtete in dem herrschenden Zwielicht, und einige etwas unbestimmte Erinnerungen wieder zu sammeln suchte, kam es ihm vor, als sähe er diesen Unbekannten nicht zum ersten Mal und als wäre er schon früher mit ihm zusammengetroffen. Aber wo und unter welchen Umständen, das entging dem Gurges.

Dennoch stieß er nach Verlauf einiger Augenblicke angestrengten Forschens, jenen Laut aus, der bewies, daß er sich des Mannes wieder zu erinnern anfing:

„Ah!“ —

„Ah! Du erkennst mich wieder,“ versetzte der Unbekannte, der sich darin gefallen hatte, den Gurges in seiner Erinnerungsarbeit zu lassen.

„Ihr seid der Mann,“ betonte Gurges mit sicherm Ausdruck, der mir vor mehr als zwei Jahren mitten in der Nacht einen gewissen Brief in meine Wohnung brachte . . .“

„Ja wohl,“ sagte der Unbekannte . . . „War das ein schlechter Dienst? Und hatte es nicht zur Folge, daß Du die Großvestalin retten konntest?“

„Still!“ flüsterte Gurges.

„Gut," erwiederte der Fremde... Aber wir wollen nun plaudern . . . Willst Du, daß wir hier eintreten?

Und damit wies er auf eine Garküche hin, deren halboffene Thür in Folge eines die enge Oeffnung erhellenden Lichtes leicht wahrzunehmen war.

„Laß uns eintreten," sagte Gurges, der natürlich ziemlich neugierig war zu erfahren, welche die Persönlichkeit war, die sich geheimnißvoll in eins der wichtigsten Ereignisse seines Lebens gemischt hatte . . . „Ich bin mit der Zeit etwas pressirt . . . aber ich werde desto eifriger sein, in dem, was mir zu thun übrig bleibt und dann kommts auf eins hinaus."

Der Unbekannte ging dem von uns lange Zeit Leichen-Ceremonienmeister Genannten voraus, der aber jetzt in Folge seiner Bekehrung zum Christenthum dies Amt aufgegeben hatte, und forderte ein entlegenes Zimmer, wo er Wein und einige Speisen auftragen ließ, den Gurges zum Miteſſen einladend.

„Ich danke," sagte dieser, die Gerichte ohne Ziererei zurückweisend.

„Lieber Gurges," begann nun der Unbekannte, der nicht weiter nöthigte, um Vertrauen zu einander zu fassen, „soll ich Dir sagen, woher Du kommst und wohin Du gehst?"

„Sprecht," sagte Gurges, der den kalt höflichen Ton nicht verließ, obschon der mit ihm Sprechende sich eines ziemlich familiären Tones bediente . . . „Sprecht, ich höre euch zu!"

„Nun denn, lieber Gurges, Du hast den Leichnam jenes Nikodemus*) gewaschen, den man vorgestern beim

---

*) Der h. Nikodemus, einer der Märtyrer der Verfolgung des Domitian, im J. 96 n. Chr., im Monat September. Das Sakramentarium des h. Gregor des Großen, wie die Martyrologien des h. Hieronymus und Beda's des Ehrwürdigen setzen sein Fest auf den 15. Sept., d. h. drei Tage vor dem Tode Domitians, der stattfand am 18. September und bekanntlich der zweiten Verfolgung

Tempel der Minerva todt geprügelt hat, weil er sich geweigert, den Göttern zu opfern . . . Und Du gehst," fuhr der merkwürdige Mensch fort, indem er dem ehemaligen Leichenbesorger ein Zeichen gab, ihn nicht zu unterbrechen . . . „Du gehst zur porta Capena, um den Christen zu melden, daß sie kommen können, um den Leichnam dessen zu empfangen, den sie einen Märtyrer nennen, um ihm das Begräbniß zu gewähren. Ich sehe davon ab, lieber Gurges," fügte der Unbekannte hinzu, indem er aufs Neue winkte, „daß Du nur ein wenig von Deinem Wege ablenken wirst, um ins Haus der göttlichen Aurelia zu gehen, welche Dich erwartet, und bei dem Verschiedenen wachen will, bis zu dem Augenblick, wo seine Brüder" — letztere Worte betonte er mit ironischer Verachtung — „sich diese Nacht noch einfinden werden, um ihn in die Höhle zu tragen, wo Eure Gräber sind . . . Und nun, lieber Gurges, bin ich gut unterrichtet?"

In dieser Zeit, welche die Zeit der zweiten Verfolgung war, hätte jeder Christ beim Hören dieser Enthüllungen, ohne sich gegen seinen Glauben zu verfehlen, zittern und sich beunruhigen können.

Gurges zeigte mitten in seiner Ueberraschung nicht die geringste Beklommenheit.

„Allerdings," sagte er, „habe ich eben das gethan, was jener heilige Priester selbst that, der die Körper unserer Märtyrer forttrug, indem er sie den Henkern entriß . . . Ich mache mich darauf gefaßt, auch unter den Stockschlägen oder auf jede andere Art umzukommen . . . Wenn Ihr sagen wollt, daß man mich ent-

---

ein Ende machte. Dieser Umstand hat uns auf die Idee gebracht, daß der Märtyrertod des h. Nikodemus einige Tage vor dem Datum seines Festes fallen müsse. Nikodemus war ein heiliger Priester Roms. Er wurde wegen seiner Ausdauer bei den Bekennern und seines Eifers für die Märtyrer verhaftet, deren Körper er wegtrug, um sie zu beerdigen. Auf seine Weigerung den Götzen zu opfern, schlug man ihn zu Tode. Man sah ehedem sein Grab auf der via Nomentana.

deckt hat, und daß ich mit dem Tode bedroht bin, wie so viele andere, so überhäuft Ihr mich mit Freuden, anstatt mich zu erschrecken!“

„Bist Du so thöricht, lieber Gurges“, flüsterte der Unbekannte in einem Tone lebhaften Mitleids, „so dein Leben aufs Spiel zu setzen, um Hirngespinnste, die nicht der Mühe werth sind! Ist es nicht schon genug, daß Du diesem Aberglauben Deine Stellung und Dein Vermögen geopfert hast . . . Uebrigens ist das Deine Sache . . . Aber glaube ja nicht, daß ich einer von jenen Denunzianten bin, welche die Christen ihren Feinden verrathen . . . Bei allen Göttern! Dieses Geschäft paßt nicht für den Mann, den Du vor Dir hast, lieber Gurges . . . Verstehst Du wohl?“

„Ich bin fern davon, Euch in Verdacht zu haben,“ beeilte sich der ehemalige Leichenbesorger zu sagen . . . „Ich“ . . .

„Schön . . . schön!“ unterbrach ihn der Unbekannte . . . „Aber wir wollen plaudern, die Momente sind kostbar. Wir sagten also, daß Du Dank dem Briefe, den ich Dir übergab, die Großvestalin rettetest . . .“

„Still!“ wiederholte Gurges . . . „Es sollte Euch dies Unglück nicht unbekannt sein . . .“

„O!“ rief der Unbekannte, indem er ihn wieder unterbrach, „Du willst von den Nachforschungen sprechen, die man angestellt hat und von den Martern, die man angeordnet hat, um einen Mitschuldigen zu entdecken . . . Das ist schon eine alte Sache, lieber Gurges, und Domitian denkt gar nicht mehr daran . . . Uebrigens sind es in dem Augenblicke, wo ich zu Dir spreche, etwa drei Tage her, daß die Großvestalin nicht mehr lebt!“ . . .

„Wie so?“ rief Gurges aus, indem er vor Erstaunen aufsprang . . . „Wie könnt Ihr das wissen?“

„Gestern,“ versetzte die geheimnißvolle Person, „ist ein Courier in Rom angekommen, als Ueberbringer der Botschaft: daß Flavia Domitilla und die beiden Frauen, welche sie in ihrem Exil begleiteten, Euphrosyne und Theodora — lieber Gurges, Theodora ist ja wohl der

Name, den die Großvestalin annahm, um sich zu verbergen, nicht wahr?“ fragte der Unbekannte, der eine Pause machte, wie um die Antwort auf seine Frage zu erwarten . . .

Gurges, der erkannte, daß es unmöglich war, sich vor diesem Menschen zu verstellen, dem nichts von den geheimsten Dingen fremd war, antwortete lebhaft:

„Ohne Zweifel . . . Aber, bitte, fahrt fort . . .“

„Gestern also“, begann auf's Neue der Unbekannte . . . „überbrachte ein Courier die sichere Botschaft, daß Flavia Domitilla, Euphrosyne und Theodora den Tod gefunden haben in Terracina . . .“

„Ach!“ rief schmerzvoll Gurges . . . „Wie? auch Flavia Domitilla! Aber wie sagt Ihr denn zu Terracina? Auf die Insel Pontia waren ja diese drei christlichen Jungfrauen verbannt! Man hat Euch getäuscht!“

„Lieber Gurges“, entgegnete der Unbekannte, „hast Du niemals erzählen hören, daß Domitian, wenn er die verderben will, deren er sich nicht offen entledigen kann, wegen ihres Namens, ihres Ansehns oder aus irgend einem andern Grunde . . . sie nach einem Orte lockt, der für seinen Hinterhalt vorbereitet ist . . . wo dann ihr Tod durch einen einfachen Zufall erfolgt? . . . So ist es hier geschehen . . . Flavia Domitilla und ihre Gefährtinnen sind plötzlich nach Terracina transportirt worden, unter dem Vorwande, ihr Exil zu mildern . . . Aber schon in der Nacht nach ihrer Landung, ist das Haus, worin sie ein Asyl gesucht hatten, von einer heftigen Feuersbrunst verzehrt worden . . . und man hat Sorge getragen, daß sie nicht den Flammen entgingen“ *).

*) Es herrscht unter den Kirchenschriftstellern eine große Ungewißheit bezüglich der genauen Zeitbestimmung des Martyriums der h. Flavia Domitilla. Die Einen, nach den Acten des h. Nereus und des h. Achilleus, wo sie als lebendig in Terracina verbrannt genannt wird, wollen, daß dies unter der Verfolgung Trajans geschehen sei; die Andern bezeichnen das Jahr 96 oder 95, was sich auf

„Wieder ein Schmerz für die göttliche Aurelia und ihre edlen Verwandten! Wieder ein Triumph für die Religion Christi!“ rief Gurges, . . . „Ja, für die Religion Christi! wiederholte er, denn es ist doch das Martyrthum, das diese drei vornehmen Jungfrauen erlitten haben?“

„Ja das Martyrthum, oder wenigstens, was Ihr so nennt“, sagte der Unbekannte, indem er auf diese indirekte Frage antwortete . . . „Man sagt, in der That, daß Flavia Domitilla und ihre Gefährtinnen öffentlich die Götter verachtet und sich geweigert haben, ihnen Weihrauch zu opfern . . . wenigstens haben dieses Nereus und Achilleus gethan, die Kammerdiener der Flavia Domitilla, welche gerade am Todestage ihrer Gebieterin zu Terracina enthauptet worden sind . . .“

„Ehre sei Gott!“ sagte Gurges, indem er sein Haupt ehrfurchtsvoll entblößte und seine Stirn mit dem Zeichen des h. Kreuzes bezeichnete . . . „Ehre sei seinen Märtyrern! Aber wie habt Ihr, fuhr er fort, indem er sich an den Unbekannten wandte, diese Thatsachen erfahren, von welchen das Gerücht sich noch nicht in Rom verbreitet hat? . . . Wer hat Euch in Verbin-

---

die Verfolgung Domitians beziehen würde, denn Trajan, der Adoptivsohn Nervas, bestieg erst am 27. Januar 849 (98 n. Chr.) den Thron. Ferner ist bekannt, daß sein erstes Edikt gegen die Christen erst im J. 100 n. Chr. erlassen wurde. Welche Wahrscheinlichkeit hat es nun aber, daß Trajan seine Verfolgung gewissermaßen durch Verbrennung der Flavia Domitilla soll angefangen haben, welche das Andenken an Titus und Vespasian mindestens ihm ehrwürdig machen mußte? Diese schauervolle im Dunkel der Nacht vollbrachte That paßt besser zu den Gesinnungen Domitians als Trajans. Auch entwickelte die Verfolgung unter Trajan sich in ihrer ganzen Strenge erst nach seinen Kriegen gegen die Dazier und Parther, d. h. um das Jahr 106 und 108 n. Chr. Wir glauben daher, daß der Tod der h. Flavia Domitilla und der h. Nereus und Achilleus eher ins Jahr 96 zu verlegen sei, als in jede andere Zeit.

dung gesetzt mit diesem Courier, der ohne Zweifel heimlich zum Kaiser gesandt ist?“

„Ach, lieber Gurges, das kann ich nicht sagen und Du sollst es auch nicht erfahren . . . Es muß Dir genügen, sicher zu sein, daß ich Dich im gegenwärtigen Falle nicht täusche, so wenig wie ich Dich bei Gelegenheit der Großvestalin getäuscht habe . . . Aber, setzte die geheimnißvolle Person hinzu, hier sind wir an dem wichtigsten Theile unserer Unterhaltung angelangt . . . Laß sehen! Wir wollen etwas recapituliren: Domitian hat um ihres Christenglaubens willen schon Flavius Clemens und Flavia Domitilla zum Tode gebracht, ohne alle die zu rechnen, welche nicht durch die Bande des Bluts ihm angehörten*) . . . Wer bleibt nun noch übrig von den Gliedern der kaiserlichen Familie, den seine Grausamkeit noch nicht erreicht hat?“ . . .

. . . Und als er sah, daß Gurges Stillschweigen beobachtete, fuhr er fort:

„Es blieben die göttliche Aurelia, die beiden jungen Cäsaren Vespasian und Domitian, und endlich Flavia Domitilla, die Gattin des Flavius Clemens, die der Kaiser, nach dem Tode des Consuls, nach der Insel Pandataria verwiesen hat . . . welche alle Christen sind und von einem Augenblick zum andern bedroht werden können . . .“

„Aurelia“, unterbrach ihn Gurges, „ist schon vor dem Stadtpräfekten erschienen**), der sie aufgefordert hat, das Christenthum zu verlassen . . . Alle Tage übt

---

*) Flavius Clemens, derselbe, von dem in dieser Erzählung die Rede gewesen ist, wurde, als er Consul war mit Domitian, wie Dion sagt, des Atheismus angeklagt und am Ende seines Consulats getödtet. Das weist uns auf den Anfang des J. 95 n. Chr. hin, denn das Consulat des Domitian und des Flavius Clemens fällt in das Jahr 95 n. Chr. Vergl. auch Sueton. Domit. c. 15.

**) Der Stadtpräfekt war besonders beauftragt, darüber zu wachen, daß kein fremder Cultus in die Stadt eingeführt wurde. Dio LIV, c. 6.

sie, seit jenem Augenblick, dasselbe aus vor den Augen von ganz Rom, indem sie für die Armen sorgt, den Bekennern des Glaubens beisteht, und die Märtyrer begräbt . . . und ich glaube, daß Domitian niemals wagen wird, sie oder die jungen Cäsaren anzugreifen."

„Ich denke das Gegentheil, lieber Gurges, und ich habe den Auftrag, Dich davon in Kenntniß zu setzen, Dich, der Du Einfluß und Ansehn bei diesen erlauchten Persönlichkeiten genießest . . . Du kannst ihnen versichern, daß Domitian, entschlossen, ihre Verwegenheit zu bestrafen, vor keiner Erwägung mehr zurückweichen wird . . . Es ist auch faktisch, lieber Gurges, daß in Bezug auf Dich ein Beschluß gefaßt ist . . . und in diesem Augenblick möchte ich nicht vier Sesterzien um Dein Leben geben . . ."

„Desto besser", sagte Gurges mit einer Ruhe, welche der Unbekannte nicht umhin konnte zu bewundern . . .
„Ich habe Euch gesagt, daß ich nur nach dem Ruhme meiner Brüder trachte, die für den Namen Christi gestorben sind . . . Aurelia und die beiden Cäsaren haben dieselbe Gesinnung... Es sind drei Herzen, welche die Nachricht, mit welcher Ihr mich beauftragt, mit großer Freude erfüllen wird . . ."

„Nun denn, lieber Gurges, wenn man das Leben so verachtet, verachtet man auch das Kaiserreich?"

„O! das Kaiserreich!" rief der ehemalige Leichenbesorger, mit dem Tone höchster Geringschätzung . . .
„Das Kaiserreich! es ist schon lange her, daß diese hohe Hoffnung aufgegeben worden ist!" . . .

„Es ist also unnütz hinzuzufügen, daß diese Hoffnung wieder aufleben könnte. Ich weiß, was ich sage, Gurges", fuhr der Unbekannte feierlich fort, der inne gehalten hatte, um den Eindruck dieser Worte auf den Mann zu beobachten, dessen Seele er durch und durch hätte erforschen mögen . . . „Ja, so unbedeutend ich erscheinen mag, . . . es liegt vielleicht in meinen Händen, der göttlichen Aurelia und den beiden jungen Cäsaren das wieder zu geben, was sie verloren haben."

„Sollte es ein Verbrechen sein, was Ihr mir vorschlagen wollt?“ rief Gurges, indem er unwillig aufstand, . . . „denn am Ende ist der Kaiser noch jung genug um lange Zeit zu regieren, man müßte ihn denn stürzen wollen!“ *)

„Gurges! Gurges!“ unterbrach ihn lebhaft der Unbekannte, den der heftige Ausruf des selbst, dem sein Leben bedrohenden, Tyrannen treuen Christen sichtbar erschüttert hatte... „lege meinen Worten keine größere Tragweite bei, als sie haben sollen... Setze Dich und höre ruhig an, was ich noch zu sagen habe, Du wirst sehen, daß meine Vorschläge ganz loyal sind.“

Und zu gleicher Zeit zog er den Gurges so heftig zu sich, indem er ihn beim Rocke festhielt, daß dieser nachgab und sich wieder in seinen Sessel fallen ließ.

„Weißt Du wohl, Gurges“, hob nun der Unbekannte an, „daß seit etwa acht Monaten, seit dem Tode des Consul Flavius Clemens, ganz Rom und Domitian selbst in fortwährender Unruhe erhalten werden durch die seltsamsten Vorzeichen, die alle dahin zu zielen scheinen, daß der Kaiser bald verschwinden wird... sei es durch den Tod . . . sei es auf irgend eine andere Weise **). Weißt Du nicht, daß kürzlich erst eine Krähe, ein Vogel von übler Vorbedeutung, sich auf den Tarpejischen Fels niedergelassen und dort mit einem so hellen und deutlichen Schrei, wie der einer menschlichen Stimme, folgende weissagende Worte in griechischer Sprache hat hören lassen: Alles wird gut gehen?! Was soll das anders heißen, als daß der Kaiser bald von der Höhe seiner Macht wird herabgestürzt werden, ohne Zweifel durch die Hand der Götter?... Denn kann man überhaupt glauben, daß mit Domitian, der mit so vielen Verbrechen beladen ist, Rom in einen bessern Zustand gelangen werde? Zum Ueberfluß hat ein Traum für den Tyrannen die Deutung des Vor-

---

*) Domitian war damals erst 44 Jahre und etliche Monat alt.
**) Sueton. Dom. c. 14, 15, 16.

zeichens vervollständigt und er selbst zweifelt in diesem Augenblicke nicht daran, daß sein Ende nahe ist!

„Wohlan denn, Gurges! Wenn es in der That so der Wille Gottes ist, warum sollte es nicht erlaubt sein zu versuchen, das Reich zu sichern für die Großneffen des Vespasian, für die Neffen des Titus, für sie, welche das Volk ihrer Abstammung wegen liebt . . . welche ihm persönlich lieb sind? Nun aber, ich wiederhole es, bin ich vielleicht der Mann, der am Besten die Hindernisse hinwegräumen . . . die Wahl der Prätorianer bestimmen, die Stimmen von ganz Rom erwerben kann . . . aber dazu . . .“

„Müßte das Christenthum verlassen werden?“ unterbrach ihn Gurges.

„Ohne Zweifel . . . das ist nothwendig. Rom wird nicht dulden, daß man ihm Fürsten gebe, die von diesem Aberglauben erfüllt sind.“

„Brechen wir davon ab!“ rief Gurges, indem er sich aufs Neue erhob. „Ich hätte nie daran gedacht, daß in meiner niedrigen Stellung die Freundschaft, mit der mich die beiden Cäsaren beehren . . . die Idee eingeben könnte, daß ich, der frühere Leichenträger, eine nützliche Mittelsperson bei ihnen sein und gewissermaßen über das Kaiserreich unterhandeln könne . . . aber diese nämliche Freundschaft treibt mich dazu, laut und im Namen der beiden Cäsaren Vespasian und Domitian zu erklären, daß sie dem Kaiserreich so leicht entsagt haben, als ich meinerseits der Verehrung der Venus Libitina und dem Titel des Leichenceremonienmeisters . . .“

„Aber was seid ihr denn für Leute“, rief nun der Unbekannte, indem er den ehemaligen Leichenbesorger wieder zurückzuhalten suchte: „was für Leute seid ihr denn, daß weder der Tod, noch die Gewißheit der unvergleichlichsten Größe, des höchsten Ranges, etwas anderes von euch erlangen, als Verachtung und Geringschätzung?“

„O“, sagte Gurges, „wir sind Menschen, welche die Hoffnung auf eine ewige Glückseligkeit aufrecht erhält

und belebt, die uns der Tod verschafft. Das macht, daß wir mitleidig herabsehen auf das gegenwärtige Leben und auf alle Freuden, selbst die höchsten, welche es geben kann."

„Und wie, lieber Gurges, hast Du die Hoffnungen in Dich aufgenommen, von welchen Du sprichst? Was hat Dich zum Christen gemacht, Dich den wohlhabenden Leichenbesorger, Dich den obersten Vorsteher der Agenten der Venus Libitina?"

„Ein Wunder!" versetzte Gurges, „ein Wunder hat meine Vernunft beschämt! Ihr sagtet so eben, ich sei es, der die Großvestalin gerettet habe . . . Nein; der Gott der Christen ist's gewesen!" . . .

„Ein Wunder! Gurges! Wie, Du bist Christ, weil Du das gesehen hast, was Du ein Wunder nennst! . . . Aber es existirt in Rom ein Mensch, der solche Wunder seit langer Zeit verrichtet!" . . .

„Apollonius von Thyana, nicht wahr?" sagte Gurges.

„Ja, ohne Zweifel. Hat er nicht unter Nero jenes junge Mädchen in's Leben zurückgerufen, das man zu Grabe trug? Und ganz kürzlich, ist er nicht in Gegenwart Domitians, der ihn verhörte, plötzlich aus der Versammlung verschwunden, um sich nach Puteoli zu versetzen, wo Damis, sein Schüler, ihn gerade in dem Augenblick gesehen zu haben versichert, wo er noch in Rom sein sollte?"

„Nun wohl", fragte Gurges, „wenn Apollonius von Thyana diese zwei Wunder verrichtet hat, warum glaubt Ihr nicht an ihn, obschon er sich Gott nennen läßt? Warum spottet man in Rom offen über ihn?" *)

---

*) Vielleicht wundern sich Einige, daß wir in dieser Erzählung der Persönlichkeit des Apollonius von Thyana keinen größeren Raum gewährt haben. Wir haben es nicht gethan, weil uns, wie allen Kritikern, das Leben dieses angeblichen Wunderthäters mit so offenbaren Lügen angefüllt erscheint, daß es in Wahrheit nicht ernsthaft in Betracht gezogen zu werden verdient. Es ist ja bekannt, daß dieses Leben, worin man bei jedem Schritt den unglaublichsten Wundern begegnet, das Werk eines obscu-

„Und von welcher Art sind denn die Wunder, von welchen die Christen so viel Lärm machen, damit man ihnen ein größeres Vertrauen schenke?“

„Aber“, entgegnete Gurges, „Ihr habt ja eins davon gesehen . . . Ihr könnt darüber urtheilen.“

„Was meinst Du?“ sagte der Unbekannte.

„Ei!“ erwiederte Gurges, „erinnert Ihr Euch nicht mehr dessen, was voriges Jahr an der porta Latina geschehen ist und jenes ehrwürdigen Greises, den Domitian lebendig in siedendes Oel hat tauchen lassen... Habt Ihr nicht gesehen, wie der Apostel Christi mitten in dieser verzehrenden Qual fröhlich war, und frisch und gesund daraus hervorging? Ist diese Begebenheit, von der das gesammte Volk Zeuge gewesen ist, nicht eine ziemlich wunderbare Thatsache? . . . Was denkt Ihr davon?“

„Magie! mein Lieber, reine Zauberei!“

„Nun wohl“, sagte Gurges, „euer Apollonius von Thyana, der, wie man sagt, ein großer Magiker ist,

---

ren Schriftstellers Philostratus ist, der es selbst wieder nach den Memoiren des Damis, eines schwachköpfigen Schülers des Apollonius zusammengestellt hat. Nun wundert man sich aber mit Recht, daß Philostratus der einzige ist, der davon spricht, wenn die Thatsachen wahr sein sollen. Wie ist es zu erklären, daß alle alten Schriftsteller ein absolutes Stillschweigen beobachtet haben, über Wunder, die mitten in Rom sich ereignet haben sollen, und die erstaunlich genug sind, um von Niemand vergessen zu werden? Aber dies ist dessen ungeachtet geschehen. Tacitus hat die Geschichte Nero's geschrieben, unter dessen Regierung Apollonius von Thyana das junge Mädchen wieder erweckt haben soll, auf das wir in unserer Erzählung anspielen; — aber Tacitus sagt kein Wort davon. Und Sueton, dieser unerschöpfliche Anecdotensammler, Plinius der Jüngere, Juvenal, die beide auf die unbedeutendsten Begebenheiten Jagd machen, Martial, der oft historische Epigramme machte, nennen den Apollonius nicht einmal. Nur im Dio Cassius (H. R. L. 57) diesem Liebhaber des Wunderbaren, und in Ammianus Marcellinus (L. 31, c. 14) ist von ihm die Rede, aber ohne daß eins einer angeblichen Wunder erwähnt wird.

kann es versuchen . . . und wenn es ihm gelingt . . . Aber, setzte er hinzu, nun genug damit . . . es ist Zeit, daß ich zu meinen Brüdern zurückkehre, um so mehr, da ich ihnen die ernsten Nachrichten zu überbringen habe, von welchen Ihr zu mir geredet habt . . . Erwartet jedoch nicht, daß die Cäsaren Vespasian und Domitian ihren Entschluß ändern. Selbst dann, wenn Ihr die Macht hättet, Eure Versprechungen zu verwirklichen . . . wenn Gott will, das Kaiserreich! aber das Kaiserreich mit seiner Religion . . . oder eher den Tod!"

Gurges verbeugte sich vor dem Unbekannten, der ihn nicht mehr zurückzuhalten suchte, verließ das geheime Zimmer und begab sich eiligen Schritts auf die Suburranische Straße.

Der Unbekannte blieb einige Augenblicke hindurch in tiefem Nachdenken allein zurück.

„Was machen wir nun", sagte er, endlich aufstehend . . . „wenn die beiden jungen Herrn sich uns versagen? An wen soll man sich wenden? Niemand will der Gefahr trotzen! Allerdings ist Nerva bereit... aber er ist nur ein Greis! Soll ich mich zu jener Versammlung begeben, von der ich im Laufe des Tages geheimnißvoll benachrichtigt worden bin? Ja!"

Und der Unbekannte eilte, den Gurges nachahmend, auch seinerseits auf die Suburranische Straße, welche er durchlief, indem er eine der des Leichenbesorgers entgegengesetzte Richtung verfolgte.

Der Unbekannte schritt in völliger Dunkelheit voran, indem er jede Thür beobachtete, als forschte er hier nach irgend einem Zeichen.

Plötzlich hielt er inne, indem er ganz leise murmelte:

„Hier ist's!"

Hierauf sagte er ein wenig lauter, nachdem er aufmerksam untersucht hatte, ob er sich nicht in dem Zeichen geirrt hätte, was er zu erkennen geglaubt:

„Brutus und Senat! . . . ."

Das war ohne Zweifel die Loosung für die Zusammenkunft.

. . . Sofort öffnete sich die Thür ohne das geringste Geräusch.

„Man erwartet mich, nicht wahr?“ sagte der Unbekannte, indem er eilig hineinging . . .

„Ja, gnädiger Herr“, antwortete eine Stimme.

Und die Thür wurde wieder verschlossen.

Nachdem der Unbekannte in demselben hastigen Schritte durch ein ganz dunkeles Atrium gegangen war, öffnete er selbst eine andere Thür, die im Hintergrunde dieser Wohnung lag, und erschien plötzlich in einem schwach erleuchteten Gemach, wo sich einige Personen befanden, welche bei seinem Anblick ausriefen:

„Ach, da ist endlich Parthenius!“

„Parthenius! die Nachrichten sind wichtig . . . wir müssen uns entscheiden. Seht hier diese Täfelchen, welche ich in der letzten Nacht unter dem Kopfkissen Domitians weggenommen habe . . .“

Diese Worte wurden von einem mißgestalteten Wesen gesprochen, das dem Parthenius bei seinem Eintritt in dieses geheimnißvolle Zimmer entgegen gestürzt war.

Dieses mißgestaltete Wesen war kein anderes als Hirsutus, der Zwerg des Domitian und sein unversöhnlichster Feind.

„Meine Herren“, sagte Parthenius, „ich habe euch auch interessante Details mitzutheilen. Ihr habt Recht, diese Täfelchen müssen allem Schwanken ein Ende setzen . . . So laßt uns denn, ohne länger zu zögern, berathen.

Zweites Kapitel.

Schrecken und Grausamkeiten.

Der wunderbaren Befreiung der Großvestalin waren, wie wir gesehen haben, zwei Bekehrungen zum Christenthum gefolgt, die des Gurges und der Aurelia.

Gurges konnte als Christ nicht länger Leichenceremonienmeister bleiben, noch fortfahren die Leichenzüge anzuführen, bei welchen Venus Libitina angerufen wurde. Er hatte sein Amt niedergelegt, seine Leute freigelassen, all sein Vermögen verkauft und den Erlös unter die Armen vertheilt. Bald kam er an Tugend den Eifrigsten unter seinen neuen Brüdern gleich.

Olinth und Cäcilia, froh in ihm von nun an einen der Ihrigen zu sehen, verdoppelten ihre frühere Freundschaft; oft bewunderten sie den Eifer und die Aufopferung, womit er sich der Uebung der schwierigen und in dieser Epoche so gefahrvollen Pflichten der Religion widmete.

Die großen Dienste, welche Gurges in verschiedenen Umständen erwiesen, namentlich der Antheil, den er an der Befreiung der Großvestalin gehabt, hatten ihm die Freundschaft noch höherer Personen erworben. Während der ganzen Zeit, wo Cornelia in seinem Hause am circus maximus verborgen geblieben war, hatten Aurelia und die beiden jungen Cäsaren Vespasian und Domitian alle hervorragenden Eigenschaften des früheren Leichenbesorgers würdigen können, und er war in ihrem Vertrauen und ihrer Achtung bald so hoch gestiegen, daß sie ihn zu ihrem Vermittler bei allen den Werken der Barmherzigkeit gewählt hatten, wo die Klugheit ihnen selbst zu erscheinen verbot, um nicht den Kaiser gegen die Christen noch mehr aufzureizen.

Aurelia hatte, seitdem der ihre Seele durchdringende Lebenshauch die in ihr schlummernden Tugendkeime geweckt hatte, alsbald gezeigt, was der Glaube und die Gnade vermögen, wenn sie von einem Herzen Besitz genommen haben.

Gleich anfangs hatte sie begriffen, daß sie der Kaiserwürde entsagen müsse, von der ihre neue Ueberzeugung sie unvermeidlich fern hielt, und dieses Opfer, das ihr sonst unmöglich erschienen wäre, hatte sie mit einer beharrlichen Freude erfüllt.

Sie hatte nichtsdestoweniger ihre Liebe zu Vespasian, ihrem herrlichen Bräutigam, bewahrt; aber sie hatte

diese berechtigte Neigung geheiligt, indem sie sich bereit zeigte, sie Gott zu opfern, wenn seine Ehre diesen letzten Beweis des Eifers für seine Religion verlangte. Ihrerseits hätte sie nicht bloß um ihren Glauben zu retten die Stimme ihres Herzens zum Schweigen gebracht, sondern sie würde auch die Kraft gehabt haben, ihren Vetter aufzufordern, nicht schwach zu werden.

Sie sah jetzt ein, daß die Religion alle menschlichen Dinge, selbst die kostbarsten und theuersten beherrschen müsse, und oft unterhielt sie sich darüber mit Cäcilia, die sie ihre Schwester nannte und die ihr, weil sie es wünschte und gebot, auch diesen süßen Namen gab.

Nach der Abreise der Flavia Domitilla hatte sie alle die frommen Werke wieder aufgenommen und fortgesetzt, worin jene heilige Frau das erste Beispiel in Rom gegeben. Wie jene, sah man sie jeden Tag den Kranken beistehen, die verlassenen Sclaven aufnehmen, alles Elend und alle Schmerzen der Armuth lindern. Sie hätte auch gern ihr großes Vermögen verlassen und in die Hände des Bischofs Clemens legen mögen; aber dieser hatte sich dem widersetzt und sie gezwungen, die Verwalterin desselben zu bleiben, indem er es ihr sogar zur Pflicht machte, sich dessen zu bedienen, um mit angemessener Würde die Größe ihres Ranges aufrecht zu erhalten. Diese, von der göttlichen Aurelia ehedem so werthgehaltenen, gegenwärtig gering geschätzten hohen Auszeichnungen, drückten sie eigenthümlich schwer und in der Einsamkeit ihrer Wohnung bemühte sie sich durch freiwillige Entbehrungen und Demüthigungen die Genüsse und die Eitelkeiten wieder gut zu machen, denen sie sich in der Oeffentlichkeit nun einmal nicht entziehen konnte.

Sie unterrichtete selbst ihre zahlreichen Sclaven, welche sie zum großen Theil freigelassen hatte, die aber bei ihr geblieben waren; sie pflegte sie mit ihren eigenen Händen, wenn sie krank wurden; sie wachte mit bewundernswürdiger Sorgfalt für alle ihre Bedürfnisse. Sie hatte aus ihnen die Gehülfen ihrer liebreichen Thaten gemacht; indeß wurde sie hauptsächlich im Innern

ihres Hauses von Cäcilia, außer dem Hause von Gurges unterstützt, dessen sie sich bediente, um alle Gelegenheiten aufzusuchen, welche ihrem glühenden Eifer für die christliche Wohlthätigkeit vielleicht entgingen.

So lebte die göttliche Aurelia, als plötzlich die Verfolgung ausbrach, welche Domitian endlich gegen die Juden zu erregen beschloß, die seit so langer Zeit seiner Rache bezeichnet waren.

Es ist wichtig zu untersuchen, welches die hauptsächlichsten Ursachen dieser blutigen Prüfung gewesen sind, die zum zweiten Male über die Jünger Christi verhängt wurde, und so häufig sich noch zwei Jahrhunderte hindurch erneuern sollte.

Die erste Verfolgung war der Nothwendigkeit zu verdanken, in welche Nero sich versetzt sah, sich über den Brand Roms zu rechtfertigen, indem er das Odium dieser furchtbaren Katastrophe auf die Christen wälzte.

Die zweite Verfolgung muß weniger leicht bestimmbaren Beweggründen zugeschrieben werden, die nach unserer Ansicht nicht hinreichend erforscht und erkannt sind.

Wir wollen daher versuchen, sie uns klar zu machen.

Domitian befand sich, wie man anerkennen muß, nach den von uns mitgetheilten Ereignissen in einer seltsamen Lage.

Ganz bedeckt mit dem Blute der vornehmsten Bürger, das zur Rache und Wiedervergeltung für die Empörung des Lucius Antonius vergossen worden war, war Domitian für alle Welt ein Gegenstand des Schreckens geworden und er selbst fühlte, wie verhaßt er sein mußte.

Die Schreckbilder, welchen er seit seiner Jugend Preis gegeben war, stellten sich seiner Phantasie noch lebhafter als ehedem vor, und die geringste Begebenheit versetzte ihn in unaussprechliche Angst.

Auch traf er die außerordentlichsten Vorsichtsmaßregeln, um dem verhängnißvollen Schicksale zu entge-

hen, das er vorhersah und das ihm durch Chaldäische Sterndeuter vorhergesagt worden war*).

Eines Tages geriethen die zerstreuten Blätter eines Büchleins in seine Hände und er las darin mit Schaudern zwei griechische Verse folgenden Inhalts: „Selbst wenn du mich bis auf die Wurzel zernagtest, würde ich nicht unterlassen, Früchte zu tragen, so viel als deren nothwendig sein werden zu den Libationen für den geopferten Kaiser."

Sofort erließ er ein Dekret, alle Weinstöcke zu vernichten, ohne gewahr zu werden, daß er auf diese Weise selbst den ersten Theil des von ihm gefürchteten Orakels verwirklichte.

An einem andern Tage ließ er den Epaphrodit, den Freigelassenen des Nero hinrichten, einzig weil er seinem Herrn im Selbstmord geholfen hatte. Damit wollte er seine Hausleute einschüchtern, vor denen er sich fortwährend fürchtete, indem er ihnen zeigte, daß es nicht gut wäre, sich an dem Leben eines Patrons zu vergreifen, der später Rächer finden könnte**).

Und wirklich lebte Domitian nicht ohne Grund in beständiger Unruhe.

Man kann sagen, daß unter seiner Regierung die Verschwörungen in Permanenz waren und daß er jeden Augenblick durch Complotte bedroht wurde, welche ungeachtet der Entdeckung und Bestrafung nie aufhörten. Die Hoffnung, den Tyrannen niederzuwerfen, lebte in allen Herzen und einige Personen scheuten sich nicht, sie laut auszudrücken.

Plinius der Jüngere erzählt, daß, als er einen seiner Freunde Namens Cornelius besuchte, der altersschwach und gebrechlich war, vorzüglich aber von der Gicht grausam gequält wurde, dieser zu ihm sagte:

„Aus welchem Grunde denkst du wohl, daß ich die Kraft habe, so gräßliche Schmerzen auszuhalten. Es

---

*) Sueton. Domit. c. 14.
**) Sueton. Domit. c. 14.

geschieht, um, wäre es auch nur einen Tag, diesen niederträchtigen Räuber zu überleben.“ Und Plinius der Jüngere setzt hinzu: „Gebt dem Corellius Kraft, die seinem Muthe gleichkommt, und er würde das gethan haben, was er wünschte“ *).

Nun fehlte es aber in Rom nicht an Leuten, welche sich in derselben Gemüthsstimmung befanden wie Corellius und die außerdem das verwirklichen konnten, was zu unternehmen diesem das Alter und die Krankheiten verboten.

Eine große Conspiration hatte sich seit langer Zeit gebildet, wie wir bei Gelegenheit der Verschwörung des Lucius Antonius erwähnt haben, deren Zweck ganz der nämliche war, der Sturz des Domitian, aber nicht mit bewaffneter Hand.

Diese Verschwörung, welche in ihren Reihen die einflußreichsten Mitglieder des Senats, des Priesterthums und verschiedener Richtercollegien zählte, hatte zu erklärten Häuptern den Stephanus, den Haushofmeister der Kaiserin Domitia Longina, den Parthenius, den Kammerherrn des Kaisers, Saturius; den Oberkammerdiener, Maximus, den Freigelassenen des Parthenius und endlich Hirsutus, dessen eifriger Haß Alles mit einer Thätigkeit ohne Gleichen überwachte.

Indeß waren alle diese mehr oder weniger unbedeutenden Menschen nur die Agenten der Domitia Longina, die, mit Recht bei ihrem Gemahl dem Kaiser in Ungnade gefallen, danach brannte, sich zu rächen.

Apollonius von Thyana war ebenfalls in diese Verschwörung verwickelt. Er war es, der den Gedanken eingegeben hatte, Nerva zum Nachfolger Domitians zu wählen.

Die Verschworenen handelten bei alle dem nur mit äußerster Vorsicht, indem sie es vorzogen, die Ausführung ihrer Pläne auf unbestimmte Zeit zu verschieben, als sich durch zu große Ueberstürzung in Gefahr zu bringen.

---

*) Plin. I, ep. 12.

Auch waren sie nicht einig über die Persönlichkeit, welche man nach dem Sturze des Tyrannen zur Kaiserwürde erheben sollte. Nerva zählte unter ihnen nur eine kleine Anzahl von Anhängern. Einige hatten sich an die Bedeutendsten unter den Senatoren gewandt, deren Ehrgeiz durch diese Eröffnungen geweckt wurde, die aber dessenungeachtet wegen der Gefahren der Unternehmung sich weigerten.

Aber die Mehrzahl der Verschworenen wollten nur im Interesse des Flavius Clemens und seiner beiden Söhne handeln. Freilich erregte ihnen ihre wohlbekannte Verbindung mit den Juden der porta Capena eigenthümliche Besorgnisse. Man ahnte, daß es nicht leicht sein würde ihre Zustimmung zu Complotten zu erlangen, welche ihr Gewissen verdammen mußte, und auf der andern Seite scheute man sich die angesehnsten Anhänger eines verhaßten Cultus auf den Thron zu erheben.

Wenn solche Absichten gehegt werden, so ist es unmöglich, daß sie nicht mehr oder weniger geargwöhnt werden sollten, so geheim sie auch gehalten werden mögen. Es gibt kein Erdbeben, dem nicht irgend welches dumpfe Geräusch vorhergeht, keinen Gewittersturm, der nicht durch grelle Blitze angekündigt wird.

Rom und der Kaiser hatten zugleich das Vorgefühl von den beide bedrohenden Erschütterungen. Die Stadt, von stummer Betäubung gefesselt, war Attentaten preisgegeben, welche die Gährung der Gemüther offenbaren und die man stets unter der einen oder der andern Form am Vorabend großer Ereignisse sich erneuern sieht.

Der Historiker Dio erzählt, daß Bösewichter die Straßen bewaffnet mit vergifteten Nadeln durchliefen, mit welchen sie eine beträchtliche Anzahl von Bürgern umbrachten.

Aber vor Allem war es Domitian, der durch die Gewißheit der allgemein erwarteten Unglücksfälle angefochten wurde.

Man sah ihn oft in's Blaue hinein mit Händen und Füßen um sich schlagen, als Beute einer Angst,

die der Verdacht gegen einen unsichtbaren Feind verdoppelte, den er zu fassen suchte und der ihm stets entschlüpfte.

Nach welcher Seite sollte er seine Streiche hinwenden, wenn Alles um ihn herum zu schweigen schien? Und dennoch fühlte er, daß man selbst in seinem Hause agitirte, obschon er diejenigen nicht kannte, welche so im Dunkeln darauf ausgingen, ihn zu stürzen.

Er glaubte zuerst, daß, wenn er seine Rachethaten unterbräche, er sich allmählig die Gemüther gewinnen würde. Doch, dem war nicht so. Man fuhr fort Anschläge zu seinem Untergange zu machen.

Da wurde er wieder mitleidslos und wehe allen denen, welche ihm den geringsten Argwohn erregten.

Acilius Glabrio, einer der ehrenwerthesten Männer dieser Zeit, ahmte die List des ersten Brutus nach, indem er sich schwachsinnig stellte*). Er kämpfte in den Cirkusspielen wie ein einfacher Gladiator, in der Hoffnung, so den Glanz seiner Geburt in Vergessenheit zu bringen. Das erschien aber dem Domitian verdächtig. Er zwang ihn, mit einem wüthenden Löwen in die Schranken zu treten, indem er darauf rechnete, daß er in diesem Kampfe unterliegen würde. Aber Acilius Glabrio entwickelte so viel Geschicklichkeit und Kraft, daß er das furchtbare Thier überwältigte.

---

*) Es findet sich im Sueton eine sehr interessante Stelle in Bezug auf Acilius Glabrio und einige andere Personen, deren Namen man in unserer Erzählung wiederfindet. Die Stelle lautet: Complures senatores, in his aliquot consulares interemit (Domitianus); ex quibus Civicam Cerealem in ipso Asiae proconsulatu, Salvidienum Orfitum, Acilium Glabrionem exilio, quasi molitores novarum rerum. (Domit. c. 10.) Diese letzteren Worte muß man so verstehen, daß diese Consularen verurtheilt wurden als Anhänger eines neuen Glaubens, d. h. des Christenthums. Wirklich fügt Dio (Hist. Rom. 57, 14) über Glabrio hinzu, daß er des Verbrechens angeklagt worden ist, dessen so viele andere angeklagt worden waren, und gezwungen, in den Cirkusspielen gegen wilde Thiere zu kämpfen.

Domitian, nun immer mehr erschreckt, schickte ihn in die Verbannung, wo er ihn bald umbringen ließ.

Ein anderer früherer Consul, Salvidienus Orphitus, wurde auf dieselbe Weise behandelt. Nerva wurde nach Tarent verwiesen. Virginius Rufus mußte sich gleichfalls der Verbannung auf eine Insel unterziehn, welche die Geschichtsschreiber nicht angeben.

Diese drei letzten Personen waren für würdig des Kaiserthums gehalten worden. Sie gehörten zu denen, welche die Verschworenen hauptsächlich bearbeitet hatten. Dies beweist, daß Domitian sich in seinem Mißtrauen nicht eben irrte.

Der Rechtsgelehrte Juventius Celsus, zuerst verurtheilt, entging dem Tode nur, indem er dem Kaiser versprach, sich mit der Entdeckung der Complotte zu beschäftigen, welche ihn so grausam quälten, und ihm die Anstifter zu denunziren.

Endlich, da er nicht mehr wußte, wem er die Ursache seiner Angst zuschreiben sollte, die mit jedem Tage größer wurde, hielt er sich an Apollonius von Thyana.

Seit langer Zeit war der Philosoph ihm von Euphratus als einer von denjenigen bezeichnet worden, welche am thätigsten auf Nerva gewirkt hatten, um zu erlangen, daß er in die Verschwörung eintrete*).

Apollonius war, wie wir gesagt haben, nach Rom geeilt, um sich zu rechtfertigen; aber der Kaiser, der

---

*) Euphratus war ein platonischer Philosoph, den Philostratus als einen schlechten Menschen und als Feind des Apollonius von Thyana dargestellt hat, auf den er eifersüchtig gewesen sei. Gewiß ist, daß Apollonius an Euphratus eine große Anzahl sehr beleidigender Briefe geschrieben hat, die noch vorhanden sind und in welchen er ihn der schimpflichsten Handlungen zeiht. Aber diese Anschuldigungen des Apollonius von Thyana und seines Geschichtsschreibers Philostratus stimmen nicht mit der prächtigen Lobrede, die Plinius der Jüngere auf den Euphratus im zehnten Briefe des ersten Buches seiner Werke hält und deren Kern in folgender Stelle enthalten ist: „Vitae sanctitas summa, comitas par. Insectatur vitia, non homines: nec castigat errantes, sed emendat.“

ganz besonders seine magische Gewalt fürchtete, hatte es absolut verweigert, ihn anzuhören.

In diesem Augenblicke hatte sich der Philosoph nach Asien zurückgezogen, wohin Domitian Befehl schickte, ihn zu verhaften und zu ihm zu führen. Sobald er angekommen war, begleitet von seinem Vertrauten und Bewunderer Damis, belud man sie alle beide mit Ketten. Natürlich erzählt Philostratus, daß Apollonius von Thyana sich ihrer sofort entledigte. Domitian ließ ihm ankündigen, daß er binnen fünf Tagen seine Vertheidigung anhören werde.

Apollonius bereitete eine lange Vertheidigungsrede vor, welche Philostratus in sein achtes Buch eingereiht hat und befahl dem Damis, nach Puteoli zu gehen und auf ihn zu warten, wo er, wie er ihm versicherte, bald wieder mit ihm zusammentreffen werde.

Das Verhör, das der Philosoph vor dem Kaiser zu bestehen hatte, ist ziemlich interessant. Man sieht, daß Domitian, der die geheime und übernatürliche Macht des Apollonius fürchtete, ihn ungemein schonte. Nach einigen Fragen über seine Lebensweise, über seine Ansprüche, für einen Gott zu gelten, über die Opferung eines Kindes auf einem entlegenen Felde für das Gelingen seiner Zaubereien, über seine Intriguen mit Nerva, erklärte ihn der Kaiser für entlastet von der gegen ihn vorgebrachten Anklage und lud ihn ein an seinem Hofe zu bleiben.

Aber Apollonius von Thyana schlug es rund ab und soll dann, nach der mährchenhaften Erzählung des Philostratus, um dem Domitian zu beweisen, daß er nicht Herr über sein Leben und daß seine Seele unverwundbar wäre, zum großen Erstaunen des Fürsten und seiner Hofleute sofort aus der Versammlung verschwunden sein.

Auch diese Zusammenkunft mit dem Schwärmer und Betrüger gab dem Domitian die fortan verlorene Ruhe nicht zurück.

Im Gegentheil, mehr als jemals erlitt er Beängstigungen, welche ohne Unterlaß erneuert wurden sowohl

durch die unheilvollen Vorzeichen, deren geheimnißvolle Warnungen nicht aufhörten, als durch die im Finstern schleichenden Projecte, von welchen er sich überall umringt fühlte, ohne sie durchdringen zu können.

Die Geschichtschreiber seiner Regierung stellen ihn uns dar, wie er sich keinem Menschen mehr anzuvertrauen wagt, eingeschlossen in seinem Palaste, wie ein wildes Thier in seiner Höhle, brüllend vor Zorn und Machtlosigkeit, in Gegenwart jenes unsichtbaren Feindes, der stets vor seinen Anfällen gesichert ist. In solchen Momenten werden böse Entschlüsse gefaßt und alle Bedenklichkeiten schwinden.

Allerdings redete der seiner Achtung verlustig gewordene Marcus Regulus dem Kaiser nichts mehr von den Christen vor, aber Domitian hatte seine vertraulichen Mittheilungen in Bezug auf seine Familie nicht vergessen. Er erinnerte sich gleichfalls der Orakel, welche versicherten, daß die Juden die Herren der Welt werden würden, und indem er in seinem Geiste alle Consequenzen zusammenfaßte, die man aus diesen verschiedenen Thatsachen ziehen konnte, gelangte er dazu, sich zu überreden, daß von Seiten der Seinigen die einzige Gefahr drohe, gegen welche er sich schützen müsse.

Er beschloß daher, ungeachtet seiner alten Furcht vor der Macht des Gottes der Christen, mit seinen Verwandten anzubinden, in welchen sich auch seltsamer Weise in der That alle seine Befürchtungen zusammendrängten denn wenn von der einen Seite die sibyllinischen Bücher die Herrschaft der Welt den aus Judäa hervorgegangenen Leuten verhießen, d. h. den Jüngern Christi; so wurde auf der andern Seite Flavius Clemens durch die Wünsche des römischen Volks und durch die heimlichen Anstrengungen der Verschworenen in den Vordergrund gestellt.

Das war, nach unserer Ansicht die Ursache der zweiten Verfolgung. Sie war, wie es ersichtlich ist, ganz politisch und muß dem lebhaften Schrecken des Domitian zugeschrieben werden, als er, bedroht von seiner

Macht herabgestürzt zu werden, mit Entsetzen erkannte, daß bei ihm und in seiner eigenen Familie sich diejenigen fanden, auf welche die Sprache der Orakel und die Beschlüsse des Schicksals paßten.

Mit Ausnahme des Martyriums des h. Johannes und einiger andern Christen, wie des vom aufgereizten Pöbel todtgeschlagenen heiligen Priesters Nikodemus, sieht man nicht, daß diese Verfolgung eine sehr große Anzahl von Gläubigen getroffen hätte. Sie erstreckte sich fast ausschließlich auf die Glieder der kaiserlichen Familie. Sie war keine allgemeine, wie die späteren und es ergibt sich auch nicht, daß die Christen wegen ihrer Lehren verfolgt worden sind, so verhaßt sie auch sein mochten. Auch nahm Domitian nach der Ermordung seiner Verwandten die gegen die Juden erlassenen Befehle zurück, was wieder beweist, daß er keinen andern Zweck hatte, als den Argwohn zu befriedigen, der fortwährend seinen unruhigen und mißtrauischen Geist umlagerte *).

*) Die Thatsache des Wiederrufs der Verfolgungsedicte ist bestritten worden. Doch wird sie von Hegesippus, einem gleichzeitigen Schriftsteller und nach ihm von Tertullian bezeugt. Das Schweigen der Profanschriftsteller scheint uns gerade diese Behauptung zu bestätigen. Wenn wirklich die zweite Verfolgung eine bestimmte Zeit hindurch gedauert, wenn sie namentlich eine große Anzahl anderer Personen, als die Mitglieder der kaiserlichen Familie getroffen hätte, wie sollte dessen in ihren Schriften nicht Erwähnung geschehen? Sueton und Dio berichten den Tod der Verwandten Domitians; Sueton und Tacitus haben nicht unterlassen von der ersten Verfolgung unter Nero zu reden; warum sollten wenigstens Sueton und Dio, deren Geschichte dieser Epoche nicht unterbrochen wird, wie die des Tacitus, über ein zu ihrer Zeit geschehenes Ereigniß von solchem Interesse stillschweigend hinweggegangen sein, wovon Sueton Augenzeuge gewesen wäre? Vielleicht gibt es ein Mittel, beide Ansichten zu vereinigen. Wir glauben in der That daß Domitian, wie es Hegesippus und Tertullian erzählen, durch ein Edict den Lauf der Verfolgung gegen die Christen wegen

Das Martyrthum des Flavius Clemens fand statt zu Anfang des Jahres 847 (96 nach Chr.). Dieser vornehme Patrizier war im vorigen Jahre der College Domitians in seinem siebzehnten Consulat gewesen und trat so eben nach der Sitte etliche Tage vorher aus seinem Amt zurück, d. h. gegen das Ende des Dezembers 846 (95 n. Chr.).

Dio Cassius berichtet ausdrücklich, daß er hingerichtet wurde wegen der den Juden eigenthümlichen Gottlosigkeit*). Sueton begnügt sich zu sagen, daß Domitian ihn auf den leichtesten Verdachtsgrund hin hat tödten lassen (ex tenuissima suspicione). Dieses Wort ist werthvoll, insofern es die unbestimmten Befürchtungen des Kaisers bestätigt, von welchen wir oben gesprochen

---

des Schreckens einhielt, den ihm die Anhänger dieser Religion einflößten; aber daß thatsächlich die Verfolgung fortdauerte, sei es durch besondere Volksangriffe bei gewissen Gelegenheiten, wie die z. B., wobei der h. Priester Nicomedes umkam, sei es durch die Mordthaten, die Domitian bis zum Ende seines Lebens ausübte. Diese Hypothese scheint uns ganz mit dem Charakter und den Gewohnheiten dieses Tyrannen zu stimmen, der oft wirklich oder scheinbar nachgab wegen der Folgen, die seine Verbrechen haben konnten, und nichts desto weniger, wenn die Umstände es verstatteten, fortfuhr seine Rache zu stillen.

*) Die Stelle im Dio Cassius lautet: „In demselben Jahre ließ Domitian mit vielen andern den Consul Flavius Clemens umbringen, obschon er sein Vetter war und zur Frau die Flavia Domitilla, gleichfalls seine Verwandte, hatte. Die beiden Gatten wurden einer Art Gottlosigkeit überführt, die den Juden eigenthümlich ist. Diese erlitten in großer Anzahl die Strafe für ihre Gottlosigkeit, indem die einen zum Tode, die andern zum Verluste ihres Vermögens verurtheilt wurden. Domitilla allein wurde nach Pandataria verbannt." *Αὐτὸς ὁ Κλήμης ὑπὲρ χριστοῦ ἀναιρεῖται.* Dieser Clemens hat für Christus den Tod erlitten. Im Anfang des letzten Jahrhunderts hat man zu Rom das Grab dieser Person gefunden, mit einer Grabschrift, die ihn ausdrücklich als Märtyrer bezeichnet.

haben. Derselbe Geschichtschreiber fügt hinzu, daß er ein Mensch von höchst verächtlicher Trägheit war (contemptissimae inertiae), wahrscheinlich weil er allen Enthüllungen widerstand, welche ihm gemacht wurden, um zum Sturze des Kaisers beizutragen und seine Kinder an seine Stelle zu setzen. Was zu beweisen scheint, daß die Verschworenen auf Flavius Clemens zählten, ist die Entrüstung, welche sein Tod unter ihnen erregte. Sueton sagt noch, daß die Hinrichtung des Flavius Clemens die hauptsächlichste Ursache war, die Ausführung der Complotte gegen Domitian zu beschleunigen (quo maxime facto maturavit sibi exitium)*).

*) Juvenal macht in den seine **vierte** Satyre schließenden Reflexionen augenscheinlich, nach dem Urtheil der Kritiker, eine Anspielung auf die Christen und auf die Verfolgung, deren Gegenstand sie waren und die sogar die Ursache seines Todes geworden:

Atque utinam his potius nugis tota illa dedisset
Tempora saevitiae: claras quibus abstulit urbi
Illustresque animas impune, et vindice nullo.
Sed perit, postquam cerdonibus esse timendus
Coeperat: hoc nocuit Lamiarum caede madenti.

So lange Domitian sich nur auf die vornehmsten Bürger stürzte, z. B. auf die Lamia's, deren Haupt wirklich auf seinen Befehl getödtet wurde (Dom. c. 10), war er nicht in Gefahr, denn das Volk, das er nie bedroht hatte, zeigte sich gleichgültig (Sueton. ib. c. 23); aber das wurde anders, sobald seine Wuth diejenigen erreichte, welche man in Rom mit einem verächtlichen Namen bezeichnete (cerdones, Lohnarbeiter, die gemeinsten Handwerksleute). Nun ist gar kein Zweifel, daß diese niedrigsten Handwerker für das Publikum von Rom, wie im Sinne des Dichters **die Christen** bedeuteten, die, wie die Juden, allen Beleidigungen ausgesetzt waren. Diese Stelle im Juvenal würde also besagen, daß die von Domitian gegen die Christen ausgeübte Strenge, die Ursache seines Untergangs gewesen wäre; um so mehr, da Stephanus, sein Meuchelmörder, der Freigelassene der Flavia Domitilla, der Gattin des Flavius Clemens war, deren Familie in der Verfolgung besonders gelitten, und der sich als Rächer seiner edlen Herrschaft hingestellt hätte. Sicher darf man diese nicht für ein Verbrechen

Es war zu fürchten, daß der Kaiser, nachdem er sich des Vaters entledigt hatte, zu den Kindern übergehen würde, auf welche man die kostbarsten Hoffnungen gründete. Aber Domitian begnügte sich, die jungen Cäsaren und die göttliche Aurelia zu beunruhigen, ohne jemals zu wagen, etwas gegen sie zu unternehmen.

Als der Stadtpräfect versucht hatte, zu erlangen, daß sie dem christlichen Cultus entsagten und ihm dies nicht gelungen war, beobachtete der Kaiser Stillschweigen, oder ließ nur noch eitle Drohungen hören.

Indeß verbannte er doch die Mutter der beiden Cäsaren, Flavia Domitilla, auf die Insel Pandataria, und es ist nicht unmöglich, wie es Parthenius dem Gurges gesagt hatte, daß er sich entschlossen, keine Schonung mehr zu bewahren gegen die, welche seiner Macht trotzten, indem sie fortfuhren, offen das Christenthum zu üben.

Aber es gebrach ihm an Zeit zur Ausführung dieser Verbrechen; und vielleicht hätte er auch in seinem Zögern beharrt, in Folge der seltsamen Umstände, welche auf den Tod des Flavius Clemens folgten.

Man sieht das deutlich aus dem, was Sueton berichtet.

Es waren, nach dem Zeugniß dieses Geschichtschreibers, wirklich nicht die Menschen allein, sondern die Götter, welche sich verbunden zu haben schienen, um die Ermordung des heiligen Märtyrers zu rächen und den Domitian für sein eigenes Schicksal zittern zu machen.

Während der acht Monate, die seit der Hinrichtung seines Verwandten verflossen bis zu dem Augenblick, wo er selbst durch den Dolch seiner Diener fiel, wurde

---

verantwortlich machen, das sie empört haben würde; die einzige Folgerung, die man aus diesen Thatsachen ziehen kann, ist die, daß wir in unserer Beurtheilung der Ursachen der zweiten Verfolgung uns nicht irren.

der Kaiser unaufhörlich durch die unheilvollsten Vorzeichen in Schrecken gesetzt.

Der Donner rollte fortwährend über seinem Haupte. Der Blitz schlug ins Capitol ein; ein anderes Mal in den Tempel, den er zu Ehren des Flavischen Geschlechts errichtet hatte, später in das Palatinische Haus und endlich mitten in sein eigenes Schlafzimmer.

Ein anderes Unwetter riß die Triumph-Inschrift, die auf den Sockel seiner Statue geschrieben war, herab und schleuderte sie auf einen benachbarten Tempel.

Der weissagende Baum, mit so viel Sorgfalt in den väterlichen Gefilden zerstört, der dessenungeachtet wieder grün geworden war, vertrocknete und zerfiel in Staub.

Eine Büste der fortuna Prenestina, welche er beim Beginn jedes neuen Jahres um Rath zu fragen pflegte, und die seit dem Anfang seiner Regierung nie aufgehört hatte, ihm glückliche Ereignisse vorherzusagen, verkündigte plötzlich die traurigsten Dinge, worin von vergossenem Blute die Rede war.

Domitian, in äußerste Verzweiflung gestürzt, lebte nur noch nach Art der Wahnsinnigen, indem er jeden Tag erwartete, das Opfer irgend eines Attentats oder des Zornes der Götter zu werden.

Wenn ein Sturm losbrach, hörte man ihn in Irrsinn ausrufen: Treffe doch endlich der Donner den, den er erreichen soll! *)

Indeß entschließt sich ein Tyrann wie Domitian nicht zum Opfer seiner Macht und seines Lebens, ohne zu versuchen, sich bis auf den letzten Moment zu rächen. Nachdem der Kaiser die Christen geopfert, wandte er mit mehr Recht seinen Argwohn auf die Männer, welche wirklich gegen ihn conspirirten.

Dio Cassius erzählt, daß das Kind, welches ihm zum Spielwerk diente, und welches kein anderer als Hirsutus war, unter dem Kopfkissen seines Bettes Tä-

---

*) Sueton. Domit. cap. 15.

selchen entdeckte, welche die Namen der vornehmsten Beamten seines Hauses enthielt, die er zum Tode bebestimmte. Die Kaiserin Domitia Longina war an die Spitze der Opfer gestellt. Es handelte sich also darum, dem Tyrannen zuvorzukommen.

Das war der Zweck der nächtlichen Versammlung, zu welcher sich Parthenius begab, als er dem Gurges auf der Suburranischen Straße begegnete. Der Verschwörer hatte beunruhigende Anzeichen gesammelt, und wollte die Lösung beschleunigen. Aber es war nicht Alles damit gethan, sich des Domitian zu entledigen; es war dringend nothwendig, einen an seiner Stelle bereit zu haben. Ueber diese Wahl hatten sich die Häupter des Complotts noch nicht vereinigen können.

Parthenius gehörte zur Zahl derer, die die beiden jungen Cäsaren zum Kaiserthum erheben wollten, natürlich wenn sie einwilligten, das Christenthum aufzugeben. Es war also wichtig, sie auszuforschen, und Parthenius hatte diese Mission übernommen. Da jedoch die Umstände plötzlich dringend und gebieterisch geworden waren, so hatte er nicht Zeit gehabt, den nothwendigen Schritt zu thun. Daher auch seine Freude, als der Zufall, in dem feierlichen Moment, wo ein Entschluß gefaßt werden sollte, ihm den Gurges in den Weg schickte, dessen Einfluß auf die jungen Cäsaren er kannte. Daher aber auch seine Verlegenheit und seine Unruhe, als die entschiedenen Antworten des ehemaligen Leichen-Ceremonienmeisters ihm zeigten, daß man von Seiten dieser jungen christlichen Prinzen nicht das geringste Opfer in Bezug auf ihre Ueberzeugung hoffen dürfte.

Die Verschwörer, in dem Augenblick seiner Ankunft um ihn gruppirt, hatten sogleich wieder ihre Sitze eingenommen, um die Berathung zu beginnen.

Aber zuvor gab man dem Parthenius das Wort, um seine Nachrichten zu vernehmen, um danach zu entscheiden.

Drittes Kapitel.

Eine Berathung der Verschworenen.

„Meine Herren", sagte Parthenius, indem er der Versammlung die ihm von Hirsutus überbrachten Täfelchen zeigte, „diese Liste, auf welcher ich eure Namen und den Meinigen figuriren sehe, sowie den der Kaiserin, beweist, ich wiederhole es, daß der Moment zum Handeln gekommen ist . . . Uebrigens wußte ich es schon . . ."

„Wie so?" fragten die Verschworenen . . .

„Stephanus", versetzte Parthenius, indem er sich an Einen von ihnen wandte, „du bist der Veruntreuung öffentlicher Gelder angeklagt . . . Ich habe es ganz positiv erfahren . . ."

„Was schadet das?" erwiederte Stephanus, „es scheint mir, daß diese Anklage nichts zu meinen Gefahren hinzusetzt, und daß es sehr gleichgültig ist, wenn man sich damit beschäftigt."

„Du irrst dich, Stephanus", versetzte der Kammerherr des Domitian, ihn unterbrechend, „die Frage erscheint mir viel wichtiger, als du denkst . . . Nicht allerdings wegen dieser Täfelchen, welche schon alt sind, ist es dringend nothwendig, einen Entschluß zu fassen, aber wegen dieser Anklage auf Veruntreuung, über welche du dich lustig machst, und welche nichts desto weniger für uns die wahre Gefahr bildet . . ."

„Erklärt euch, Parthenius", riefen zusammen die Verschworenen.

„Das ist leicht, meine Herren", antwortete dieser . . . Ich bin gewiß, daß diese von Hirsutus entdeckten Täfelchen seit langer Zeit existiren, obschon ich sie nie gesehen habe *) . . . Warum hat aber Domitian bis

---

*) Dio erklärt wirklich, daß eine ziemlich ansehnliche Zeit zwischen dem Moment des Todes Domitians und dem verfloß, wo er diese Proscriptionsliste aufgestellt hatte.

auf diesen Augenblick keinen Gebrauch davon gemacht? Darum, weil er, treu seiner Gewohnheit sich zu verstellen, nach einem Vorwand suchte, um den Tod der Kaiserin und aller derer zu befehlen, deren Einfluß er zu sehr fürchtet, als daß er es wagte, sie ohne Grund zu verurtheilen . . . Nun aber findet er diesen Vorwand in der Anklage, die er so eben gegen Stephanus ersonnen hat . . . Bei dieser Gelegenheit hofft er, den Schleier von den Verbindungen zu heben, welche Domitia Longina unterhält . . . und dann wird Alles, was er gegen uns unternehmen wird, berechtigt und nothwendig scheinen, so streng auch seine Rache sei ... Und nun, meine Herren, begreift ihr, was ich sagte, als ihr mich unterbrachet?"

„Also sind", sagte einer der Verschworenen, „nach deiner Ansicht, Parthenius, die angeblichen Veruntreuungen unsers lieben Stephanus nur ein geheimes Mittel, dessen sich der Kaiser bedient, um uns alle nach und nach hineinzuziehen... Das ist wenig wahrscheinlich! Domitian wird schwerlich an diese Anklage die besonderen Beschwerden anschließen, welche er gegen jeden von uns geltend machen möchte. Er . . ."

„Petronius", antwortete Parthenius, indem er den Präfekten der Leibwache nicht ausreden ließ . . . „was ich euch berichte, ist nicht bloß wahrscheinlich, sondern gewiß . . . Ich weiß den Tag, wo Domitian sein Werk anfangen wird. Ich kenne alle Umwege, auf welchen er bis zu uns gelangen wird . . . Uebrigens, meßt, wenn Ihr wollt, meinen Worten keinen Glauben bei . . . Es macht wenig aus, wenn wir nur, gehörig überzeugt von der ernsten Gefahr, die uns Alle bedroht, entschlossen sind, ihr zuvorzukommen."

„Ohne Zweifel", meinte Petronius. „Aber wenigstens müßten wir uns vereinbaren . . . Wir wollen Nerva nicht! rief die Mehrzahl der Verschworenen . . . Wir werden nur im Interesse der beiden Söhne des Flavius Clemens handeln!"

Petronius Secundus war der erklärte Anhänger des Nerva, und da die eben von ihm verlautbarten

Aeußerungen den Gliedern der Versammlung wie eine neue Offenbarung seiner geheimen Absichten erschienen waren, so hatten sie sich beeilt, ihn durch ihre Betheurungen zu Gunsten der Enkel des Vespasian und der Großneffen des Titus zu unterbrechen.

„Es ist euch nicht unbekannt, daß sie Christen sind", entgegnete sofort Petronius Secundus. „Wollt ihr, daß die Juden die Herren Roms werden?"

„Sie werden diesem unsinnigen Cultus entsagen", antwortete man von allen Seiten.

„Ich zweifele daran", murmelte Petronius . . . „Ich habe nie gesehen, daß ein Christ den verlassen hätte, den sie ihren Gott nennen."

„Aber es handelt sich um das Kaiserreich!" fuhren die Anhänger der beiden Cäsaren fort . . .

„Und wenn es sich um das Leben handelte, das dem Kaiserreich vorzuziehen ist, sie würden in ihrem gottlosen Glauben beharren", erwiderte der Präfekt der Leibwache.

Während der ganzen Zeit dieser ziemlich lebhaften Erörterung hatte Parthenius gänzlich geschwiegen . . .

Als sie etwas nachließ, wandte er sich nach der Seite derjenigen, welche ihre Meinung so lebhaft zu Gunsten der kaiserlichen Neffen geäußert hatten und fragte sie in feierlichem Tone:

„Warum wollt ihr Nerva nicht?"

Bei dieser Frage entstand eine neue Bewegung in der Versammlung und man fuhr den Parthenius fast mit Drohungen an.

„Wie, Parthenius!" sagten die Gemäßigten . . . „Du verläßt uns? Parthenius hat sich durch die Versprechungen und Geschenke des Nerva gewinnen lassen", schrieen die Andern.

Der Kammerherr Domitians war in der That bis auf diesen Augenblick der erklärte Anhänger der Söhne des Flavius Clemens. Vom Beginn der Verschwörung an hatte er erklärt, er würde sich nur insoweit daran betheiligen, als man nach seinen Intentionen handeln würde. Er war es, der es dahin gebracht hatte, den

Einfluß der Gegenpartei zu vernichten; indem er aus der Verschwörung fast alle diejenigen entfernte, welche es mit Nerva hielten, und die ergebensten Freunde der Familie wählte, deren Erhebung er wünschte.

Man begriff daher diesen plötzlichen Umschwung in seinen Plänen nicht, den seine Frage nothwendig vermuthen ließ. Eine große Aufregung herrschte unter den Verschworenen. Parthenius verwunderte sich darüber eben so wenig, als er sich an den beleidigenden Worten stieß, die an ihn gerichtet wurden.

„Ich frage euch", wiederholte er mit noch größerer Feierlichkeit, als das erste Mal, „warum verwerfet ihr Nerva? . . . Was habt ihr für Einwendungen?"

„Er ist zu alt!" rief Hirsutus!

Der Zwerg hatte niemals bemerklich gemacht, daß er Jemand den Vorzug gebe. Da sein ganzes Verlangen darauf gerichtet war, seinen Haß gegen Domitian zu befriedigen, so hatte er sich immer sehr gleichgültig in Bezug auf die Frage nach dem Nachfolger gezeigt, den man ihm geben würde.

Indeß nahm er durch seine, ohne Zweifel absichtlich mitten in die Discussion geschleuderte Bemerkung einen der größten Einwürfe wieder auf, die gegen die Wahl des Nerva erhoben worden waren.

Der Consular war damals in der That mehr als 70 Jahre als. Nun schrak man aber mit Recht vor der geringen Dauer zurück, welche die Regierung eines Greises nothwendig haben mußte.

Nerva genoß persönliche Achtung wegen seiner Mäßigung, seiner Gerechtigkeit und seiner andern hervorragenden Tugenden; aber wenn er durch den Tod hinweggerafft würde, würde man nicht in Gefahr kommen, nach ihm unter das Joch eines neuen Tyrannen zu gerathen?

Rom, müde der verbrecherischen Gräuelthaten eines Tiberius, Nero, Domitian, schmachtete offenbar nach Sicherheit. Unmöglich konnte man die Adoption des Trajan durch Nerva vorhersehen, und damals konnten junge Prinzen, wie die beiden Cäsaren, an welchen

man außerdem die Neigungen und die großen Eigenschaften des Vespasian und Titus wahrgenommen hatte, allein die von der unermeßlichen Mehrheit der Bürger gefaßten Hoffnungen verbürgen.

Diese Erwägungen hatten daher den Parthenius bestimmt, ausschließlich den Söhnen des Flavius Clemens zu dienen, ungeachtet der Aufforderungen der Kaiserin Domitia Longina, welche gerade der Grund, daß Nerva alt war, an seine Partei fesselte. Sie hoffte wirklich, es würde ihr gelingen, leicht einen Greis zu beherrschen, der ihr sein Glück verdankte, oder, wenn sie sich täuschte, mehr Nachgiebigkeit in seinem Nachfolger zu finden, auf den sie ohne Zweifel nicht lange würde zu warten brauchen.

Das Wort des Hirsutus hatte daher das Verdienst, den dem Geiste der Mehrzahl der Verschworenen gegenwärtigen Einwurf wieder aufleben zu lassen.

„Sei es so!“ sagte Parthenius, als er ihn hörte ... „aber dann findet sich nur einer, den wir dem Volke vorstellen können, wenn Domitian nicht mehr ist ... denn wir sind doch alle über den Punkt einig, daß die Zeit drängt ...“

„Und die beiden Cäsaren!“ rief aufs Neue die Gegenpartei.

„Denkt ihr denn“, erwiederte Parthenius, „daß ich ihre Partei verlassen hätte, wenn es möglich wäre, bei dieser Wahl zu beharren?“

„Was willst Du damit sagen?“ fragte man von allen Seiten.

„Meine Herren, seid Ihr nicht der Meinung des Petronius Secundus, daß man nicht zur Kaiserwürde Juden erheben dürfe, die ihren Lehren hartnäckig anhängen? Nun wohl! Das ist unglücklicher Weise der unerschütterliche Entschluß der beiden Cäsaren!“

„Woher weißt Du das?“

„Ich argwöhnte das schon lange ... aber in diesem Augenblick habe ich den Beweis dafür erlangt ... Diesem Umstande ist auch die Verzögerung meiner An-

kunft in Eurer Mitte zuzuschreiben . . . Ihr kennt alle den Gurges, den ehemaligen Leichenbesorger, jetzt einen exaltirten Christen. Es ist Euch nicht unbekannt, daß er bei der göttlichen Aurelia und den beiden Cäsaren aus- und eingeht. Er ist der Mann, der am Besten von ihren Absichten sichere Kunde gewähren kann. Ich bin ihm eben auf der Suburranischen Straße begegnet und ich habe lange Zeit mit ihm gesprochen. Ich habe zugleich durch Furcht und durch Ehrgeiz auf ihn zu wirken gesucht . . . und ich habe erkannt, ich schwöre es bei allen Göttern! daß wir Alle verloren sind, wenn wir noch länger auf unsrer ersten Wahl bestehen . . . Die Cäsaren werden ihrem Aberglauben nicht entsagen . . . Und nun, meine Herren, faßt Euren Entschluß!"

Ein tiefes Stillschweigen folgte dieser Erklärung des Parthenius, welche die Umstände so wichtig machten, und deren Richtigkeit man nicht bestreiten konnte. Petronius Secundus hütete sich wohl dies Schweigen zu brechen; denn er nahm leicht wahr, daß in wenig Augenblicken alle Verschworenen durch die Gewalt der Thatsachen genöthigt, nicht mehr zögern würden, sich der Partei des Nerva anzuschließen.

Allerdings warfen einige der Verschworenen nach dem Vortrag des Parthenius die Frage auf, ob es nicht angemessen wäre es wieder mit gewissen einflußreichen Senatoren zu versuchen, deren Namen sie angaben, und die, von rüstigerm Alter als Nerva, besser die gewünschten Bedingungen erfüllen würden.

„Ich wünschte auch, meine Herren," versetzte Parthenius, „daß dieser Mittelweg möglich wäre. Aber habt Ihr wohl erwogen, daß diejenigen, welche schon einmal zurückgewichen sind, ohne Zweifel nicht an das Gelingen unserer Unternehmung glauben und sich wieder zurückziehen werden? Endlich, wird es uns nicht an Zeit fehlen für diese Verhandlungen, und müssen wir nicht fürchten, daß Domitian durch irgend eine neue Denunziation aufgeweckt, seine Schläge beschleunige?"

„Und wann soll dann," unterbrach ihn Stepha-

nus, „gegen mich die Anklage der Veruntreuung anfangen, von der Du so eben zu uns redetest?“

„Meine Herren,“ sagte Parthenius, „es liegt hier ein außerordentlicher Umstand vor, den wir uns zu Nutze machen müssen. Ihr wißt Alle, daß Domitian das Vorgefühl seines bevorstehenden Endes hat . . . Aber das Eigenthümlichste dabei ist, daß er den Tag und die Stunde davon bestimmt angibt . . . Woher mag diese Ueberzeugung kommen? Ist es eine Offenbarung in Folge eines neuen Vorzeichens? Oder haben wohl die Chaldäischen Sterndeuter, welche er fortwährend zu Rathe zieht, ihm wirklich die Zukunft enthüllt . . . Thatsache ist, daß der Kaiser jeden Augenblick versichert, er werde nichts mehr zu fürchten haben, wenn die fünfte Stunde des vierzehnten Tages vor den Kalenden des Octobers (18. September, 10 Uhr Morgens) ohne Unfall für ihn vorübergehe. Bis zu diesem Moment könnt Ihr sicher sein, daß Domitian, durch die Furcht aufgeregt, nichts gegen uns unternehmen und erst dann sich ermuntern wird, wenn der Tag der Gefahr vorüber ist . . . Dann, meine Herren,“ sagte Parthenius mit fester, helltönender Stimme, indem er die ganze Versammlung mit seinem Blicke umfaßte, „dann muß man sagen können vom Kaiser: Er hat gelebt... Sonst...“

„Tod dem Tyrannen!“ schrieen alle Verschworenen, welche endlich die drohende Nähe der Gefahr begriffen hatten, . . . „Tod dem Tyrannen!“

„Ihr Herren,“ sagte Petronius Secundus, indem er sich erhob . . . „es ist also beschlossen, daß wir Alle im Interesse Nerva's handeln?“

„Gewiß!“ antwortete sofort Parthenius. „Die Verhältnisse sind zu drängend, als daß man länger zögern könnte . . . Veruneinigen wir uns nicht im letzten Augenblick! Ist das Eure Ansicht, Ihr Herren?“ fragte er, indem er sich nach den Seiten hinwandte, wo die Unsichersten saßen.

„Sei es denn, man proklamire den Nerva! Wir stimmen gern bei,“ sagten alle diese Männer, in welchem die Nothwendigkeit dem Domitian zuvorzukommen,

die letzten Erinnerungen zum Schweigen brachte und welche außerdem nicht wollten, daß der neue Fürst sich über ihre Kälte bezüglich seiner zu beklagen hätte.

Es wurde daher entschieden, daß noch in dieser Nacht einer der Verschworenen nach Tarent abreisen sollte, um den Nerva zu benachrichtigen, und daß dieser sogleich nach Rom zurückkehren sollte, wo man ihn heimlich einführen würde.

Es erübrigte nur noch, über den Tag eins zu werden, wo man den Domitian überfallen sollte, über die Verschworenen, welche mit der That beauftragt werden sollten, über die Art und Weise, der man sich bedienen sollte, um den Tyrannen am Besten zu überwältigen. Diese Einzelheiten hielten diese entschlossenen Männer nicht lange auf, bei welchem die Gemeinschaft der Gefahr die Gemeinschaft des Muthes erzeugt hatte.

Einstimmig ward beschlossen, daß man genau den Tag wählen sollte, der durch die Vorahnungen des Domitian bezeichnet war; nur trug man wegen der Stunde Bedenken.

Die Einen wollten, es sollte nach seiner Hauptmahlzeit geschehen, welche er gewöhnlich vor Sonnenuntergang einnahm; die Andern während des Bades, d. h. um die Mittagsstunde. *)

Stephanus, der am meisten bei dem Mord des Kaisers interessirt war, machte der Ungewißheit ein Ende, indem er sich erbot, die ersten Stöße zu geben und bat, daß man ihm die Ausführung überlassen möge. **)

Parthenius, Hirsutus, Clodianus der Adjutant, Saturius, Maximus, der Freigelassene des Parthenius und einige unter der Zahl der Verschworenen befindliche Gladiatoren, versprachen, ihm beizustehen.

Parthenius, Kammerherr des Kaisers, sollte ihm den Zutritt zum Fürsten verschaffen.

Hirsutus nahm es über sich, die Waffen, mit wel-

---

*) Sueton. Domit. c. 21.
**) Sueton. Domit. c. 17.

chen Domitian sich möchte vertheidigen wollen, unbrauchbar zu machen. Alle übrigen sollten sofort in das Zimmer stürzen, in welchem der Tyrann sich befand und ihn überwältigen, wenn der Haushofmeister der Kaiserin ihn nicht auf den ersten Stoß tödtete.

Da dieser Plan augenscheinlich der Beste war, so nahm man ihn einmüthig an.

Hierauf trennten sie sich, indem sie einander aufs Neue Treue, Entschlossenheit, Beharrlichkeit versprachen; ihr Interesse verband sie übrigens besser mit einander als Schwüre. Ihr Absichten waren ernster Natur; sie waren seit langer Zeit gereift; sie hatten Zutrauen zu ihrer gegenseitigen Hingebung, die barbarischen Sitten dieser Zeit waren übrigens so beschaffen, daß die Idee eines Meuchelmordes nur wegen der Folgen in Schrecken setzte, welche er haben konnte, wenn er zufällig nicht gelang.

Bald wurde das entlegene und stille Haus, das die Verschworenen zur Berathung über das Kaiserreich und den Mord des Fürsten versammelt hatte, wieder verlassen und blieb in die völligste Dunkelheit gehüllt.

Viertes Kapitel.

Der Tod des Tyrannen.

Nur einige Tage lagen zwischen der Entwerfung des Complotts und seiner Ausführung.

Die Verschworenen und vor Allem Stephanus, der den Domitian angreifen sollte, benutzten diese Zeit um den vollen Erfolg der verabredeten Anordnungen zu sichern, sei es für den Mord des Fürsten, sei es für die Erhebung des Nerva, sobald der Tyrann nicht mehr lebte. Mehr als jemals hüllten sie sich im Dunkel ein, um sogar den Schein des geringsten Verdachts zu vermeiden, und sie handelten mit einer Harmonie, die die

Hoffnung gestattete, daß man mit der Beherrschung aller Schwierigkeiten zum Ziele kommen werde.

Die Verschworenen waren in der That nicht ohne lebhafte Unruhe. So verabscheut Domitian war, so war doch dieser vom Senat so lebhaft empfundene Haß nicht ins Volk gedrungen. Da es niemals der Gegenstand seiner Gewaltthaten oder seiner Grausamkeiten gewesen war, so mußte ihm sein Tod sehr gleichgültig sein. Vielleicht konnte es sich sogar mit denen vereinigen, welche es unternähmen ihn zu rächen.

An solchen Rächern sollte es aber nicht fehlen. Alle Historiker der Epoche konstatiren, daß Domitian von den Prätorianern ungemein geliebt wurde, rohen Soldaten, die sich immer dem Fürsten widmeten, auf dessen Gunst und Spenden sie rechnen konnten.

Der Kaiser hatte seit dem Anfang seiner Herrschaft sich dieser Mittel kräftiger Verführung mit großer Geschicklichkeit bedient. Es war daher zu fürchten, daß die Verschworenen, überwältigt von den Prätorianern, deren Entrüstung in ihren ersten Ausbrüchen schrecklich sein mußte, selbst das Gelingen ihrer Unternehmung theuer bezahlten. *)

Indessen gab es kein Mittel sie aufzugeben oder selbst sie aufzuschieben, da von der andern Seite der Tod den Verschwörern drohte, wenn sie sich nicht beeilten, dem Tyrannen ein Ende zu machen, der sich vornahm sie zu opfern, sobald seine abergläubischen Beängstigungen vorübergegangen.

---

*) Das ereignete sich auch etwas später. Die Prätorianer, denen es an Führern fehlte, konnten zunächst ihre Rache nicht befriedigen. Aber bald, unterstützt durch Casperius Elianus, einen der Präfecten des Prätoriums, zwangen sie den Nerva ihnen die Mörder des Domitian auszuliefern. Petronius Secundus (Stephanus) wurden sofort mit einem Streiche getödtet. Die abscheulichsten Grausamkeiten wurden an der Person des Parthenius verübt. (Vergl. Aur. Victor, Epitome in Nerva.) Auch Sueton spielt auf diese Begebenheiten an, (Dom. c. 23.) Vergl. auch Plinius in seinem Panegyrikus c. 5. u. 6.

Sie beharrten daher in ihren Plänen.

Stephanus nahm zur List seine Zuflucht, um zur verabredeten Stunde zu Domitian vordringen zu können, ohne seinen Verdacht zu erregen. Mehrere Tage hindurch zeigte er sich öffentlich nur mit dem linken Arm in der Binde, als hätte er an diesem Gliede irgend eine Verwundung erlitten. Aber in den Wollenbinden, in welche er seine leidende Hand eingehüllt, verbarg er einen Dolch, mit dem er den Kaiser treffen wollte, wenn er durch die Vermittlung des Parthenius in sein Schlafzimmer eingeführt wäre. Und um die Aufmerksamkeit des Domitian im verhängnißvollen Moment besser abzulenken, sollte er ihm eine Liste von Verschworenen überreichen, mit dem Anerbieten ihn über alle Einzelheiten dieser neuerdings von ihm entdeckten Conspiration genauer zu unterrichten. *) Es mußte leicht sein, in diesem Augenblicke schnell sein Messer zu entblößen und es in die Eingeweide des von seinen Garden getrennten und waffenlosen Tyrannen zu bohren.

Bald kam der zur Ausführung des Attentats erwählte Tag heran.

Es war, wie man sich erinnern wird, der vierzehnte vor den Kalenden des Octobers d. J. 847 (18. Sept. 96 n. Chr.), der verhängnißvoller Weise durch die Vorahnungen Domitians bezeichnet war.

Am Tage vorher hatte der Kaiser seine innern Besorgnisse sich verdoppeln gefühlt. Mehrere Male hatte er durch unzweideutige Worte das angekündigt, was am nächsten Tage geschehen würde. So bei seinem Abendessen, als er befohlen hatte, ihm für den folgenden Tag eine Schüssel Trüffeln aufzuheben, setzte er hinzu: Vorausgesetzt, daß ich sie essen kann! Und zu den Anwesenden sich wendend, versicherte er, daß den folgenden Tag der Mond bei seinem Durchgang durch den Wassermann blutroth werden würde und daß ein Ereigniß im Anzuge wäre, worüber man sich auf der ganzen Erde unterhalten würde.

---

*) Sueton, Dom. c. 17.

Gegen Mitternacht wurde er durch eine Erscheinung plötzlich so sehr erschreckt, daß er aus seinem Bette stürzte. Am Morgen ließ er einen Haresper kommen, den man ihm aus Germanien geschickt hatte und da dieser über die Bedeutung der Vision befragt, geantwortet hatte, daß eine große Umwälzung sich vorbereite, befahl er ihn zu tödten.

Einige Zeit nachher suchte er eine Warze zu entfernen, die er an seiner Stirn trug. Beim Anblick des Blutes, welches aus dieser leichten Wunde floß, hörte man ihn rufen: Möchte es den Göttern gefallen, daß dies genug sei!

In diesem Augenblicke fragte er, welch' Zeit es sei.

Man antwortete ihm absichtlich, es sei die sechste Stunde.

Da erschien er ganz heiter und als hätte er keine Gefahr mehr zu fürchten, begann er sich den gewöhnlichen Geschäften seiner Toilette zu widmen. In seinen Todesahnungen war wirklich die fünfte Stunde (10 Uhr Morgens), die, welche das Schicksal ihm für die Vollführung der Attentate gegen seine Person zu bezeichnen schien.

Aber gerade in diesem Augenblicke auch kam Partheuius, um ihn zu melden, daß eine Person mit einer wichtigen Nachricht ohne Verzug ihn zu sprechen wünsche.

Domitian ließ alle die sich entfernen, welche ihn umgaben und in sein Schlafzimmer zurücktretend befahl er, man solle den einführen, der mit ihm zu sprechen habe.

Es war Stephanus, der mit seinem Arm immer noch in der Binde erschien. Er war allein, aber er hatte an der Thür den Maximus, den Clodianus, den Seturius und einige Gladiatoren, welche ihm auf den Fuß nachfolgen sollten, sobald die ersten Stöße gegeben wären.

Stephanus verneigte sich beim Eintritt tief vor den Kaiser. Dieser betrachtete ihn mit einem Blick, aus welchem zugleich der lebhafteste Argwohn und eine brennende Neugier strahlte. Der Verschworene begriff, daß

er keinen Augenalick zu verlieren hatte. Mit der nämlichen Unterwürfigkeit machte er einige Schritte nach Domitian hin, indem er ihm ankündigte, er hätte eben ein Complott gegen seine Person entdeckt und er hätte sich beeifert herbeizueilen, um ihm die Urheber desselben anzugeben. Zu gleicher Zeit überreichte er dem Fürsten eine lange Liste hin, deren sich dieser schnell bemächtigte, und die er gierig zu durchlaufen anfing.

Der Augenblick war gekommen.

Stephanus richtete sich hoch auf und durchspähte mit einem einzigen Blick alle Theile des Zimmers, um zu sehen, ob kein Hinderniß für die Vollziehung seines Planes vorhanden wäre.

In diesem weitem Gemach erblickte er nur Hirsutus, der mit der Hand ein Gallisches Hündchen liebkost'e, und mit welchem er ein hastiges Lächeln des Einverständnisses wechselte.

Dann senkte sich sein Blick wieder auf Domitian, auf dem er einige Augenblicke hindurch mit sichtbarer Angst haften blieb. Waren es Gewissensbisse, die den Mörder ergriffen oder studirte er den Platz, wo er sein Messer am Besten einsenken sollte?

Der Kaiser ganz vertieft in die Papiere, die ihm Stephanus übergeben, befand sich wirklich in einer für einen entscheidenden Angriff wenig günstigen Lage. Er hatte sich auf einen Sessel geworfen und blieb daselbst mit vorgebeugtem Körper, die Denkschrift, die er mit seinen zitternden Händen durchblätterte, nicht aus den Augen verlierend. In dieser Position schützte er sich gewissermaßen selbst, indem kein Stoß einen edlen Theil treffen und ihn leblos niederstrecken konnte.

Es war also zu fürchten, daß auf den geringsten Schrei, hervorgerufen durch einen unsichern Stoß, die Prätorianer, die in dem benachbarten Zimmer wachten, dem Fürsten zu Hülfe eilten und seine Meuchelmörder niedermachten.

Durch ein unmerkliches an Hirsutus gerichtetes Zeichen, suchte Stephanus ihm seine Besorgnisse begreiflich zu machen und sich seinen Beistand zu verschaffen. So=

fort sah Stephanus den häßlichen, aber klugen Zwerg sich im ganzen Zimmer herumtummeln, indem er sie mit unhörbarem Geräusch schloß. Sodann kehrte er zu seinem Platz hinter dem Kaiser zurück, warf einen festen Blick auf den Verschworenen und gab ihm ein Zeichen, welches sagen wollte:

Jetzt hast du nichts mehr zu fürchten: Handle also!

Domitian hatte nichts gemerkt, nichts vernommen!

Aber er war noch immer zusammengeduckt, ohne seine Haltung durch irgend eine Bewegung zu verändern.

Mit der rechten, frei gebliebenen Hand umfaßte Stephanus den in den wollenen Binden seines linken Armes verborgenen Dolch, indem er erwartete, daß Domitian, den Kopf erhebend, seine Brust bloß geben werde.

Die Augenblicke verflossen. Endlich hatte Domitian die Lectüre beendigt und schon hatte er sich halb von seinem Sitze aufgerichtet, als Stephanus schnell seinen Dolch ergriff und ihn ganz in seinen Leib bohrte.

Das Ungeheuer stieß ein Gebrüll wie ein wildes Thier aus!

Aber die Wunde war nicht tödtlich! Er verlor weder die Besinnung noch die Kraft . . . Er rief den Hirsutus und befahl ihm das Schwert herbeizubringen, welches unter seinem Kopfkissen lag und seine Offiziere aufzusuchen.

Hirsutus zeigte ihm mit einem ironischen Gelächter die geschlossenen Thüren und als er in die Hände seines Herrn den verlangten Degen legte, fand Domitian nur die Scheide davon.

Jetzt begriff der Kaiser sofort, daß er verrathen worden und daß er verloren sei! . . .

Nun fand zwischen Stephanus, der seine Stöße verdoppelte und Domitian, der sein Leben retten wollte, indem er den Prätorianern Zeit gewährte, herbeizukommen, ein erschreckliches, blutiges, verzweifeltes Ringen statt!

Der Kaiser stürzte sich auf den Mörder, ergriff ihn mit seinen beiden Armen und bald wälzten Beide sich

mit gleicher Wuth umschlingend auf den Marmorplatten des Gemaches herum! . . .

Bald hatte Domitian den Stephanus unter sich gebracht, bold gewann der Meuchelmörder die Oberhand. Mit seinem Dolch suchte er vergebens ihm eine Wunde beizubringen, die ihm den Sieg sicherte; der Tyrann strengte sich mit der einen krampfhaft zusammengezogenen Hand an, diese Waffe ihm zu entreißen, während er die blutigen Finger der andern Hand in seine Augen bohrte, in der Hoffnung sie ihm auszureißen!...

Es war hohe Zeit, daß Maximus, Clodianus, Saturius und die Gladiatoren, welche versprochen hatten, dem Stephanus beizustehen, dazwischen traten um ihn zu befreien und den Mord zu vollenden . . .

Schon eilten wirklich die Prätorianer, zu welchen das klägliche Geheul des Kaisers gedrungen war, von allen Seiten zu seiner Rettung herbei.

Hirsutus öffnete die Thüren nach der Seite hin, wo die Helfershelfer des Stephanus sich aufhielten und gewährte ihnen den Zutritt.

In wenigen Augenblicken war der Kampf zu Ende.

Jeder der Mörder versetzte ihm einen Stoß! Domitian sieben Mal von ihren Schwertern durchbohrt, war nur noch ein Leichnam.

Die Mörder hatten sofort die Flucht ergriffen . . . denn die Prätorianer brachen durch die Thüren und erschienen zu gleicher Zeit in dem Zimmer, wo der schrecklich mit Blut überlaufene Körper ihres Gebieters lag.

Nur Stephanus hatte, erschöpft durch die Anstrengungen, seinen Mitschuldigen in ihrem schnellen Rückzug nicht folgen können.

Die Soldaten des Domitian opferten ihn sogleich ihrer Wuth... Hierauf liefen sie und verbreiteten sich in Rom, in der Hoffnung einen Führer zu finden, der sie unterstützte in ihren Versuchen, den Fürsten zu rächen, den sie tief betrauerten.

Das Volk selbst zeigte sich gleichgültig gegen das

Schicksal des Domitian, obschon es niemals Gegenstand seiner Gewaltthaten und Grausamkeiten gewesen war.

Die Prätorianer waren daher trotz ihres Murrens genöthigt, die Proklamation des Nerva zu dulden, obschon sie es auf eine günstigere Gelegenheit verschoben, Rechenschaft für den Meuchelmord seines Vorgängers zu fordern.

Der Senat trug Sorge, daß nach dem Todestage Domitians der neue Fürst vom Throne Besitz nahm.

Die unwürdigen Schmähungen und jämmmerlichen Schmeicheleien, welche so oft in der römischen Geschichte den Fall und die Erhebung der Kaiser bezeichnen, ermangelten nicht in diesem merkwürdigen Moment wieder hervorzutreten.

Die Senatoren beeilten sich nicht nur auf ihre kurulischen Sessel zu steigen, um den Nerva mit ihrem begeisterten Zurufen zu begrüßen, sie liefen auch nach der Kurie, um ihren Haß gegen das Andenken des gefürchteten Fürsten zu befriedigen, der nicht mehr war.

Während die Prätorianer, gezwungen ihre Rache aufzuschieben, der Sitte nach wenigstens versuchten, Domitian unter die Götter versetzen zu lassen, wollten die Patrizier, daß man seinen Leichnam auf die Richtstätte würfe.

Die Dekrete, welche der Senat bei dieser Gelegenheit erließ, sind noch vorhanden. Sie verordneten auf der Stelle die Büsten, Statuen und Bilder Domitians aus den Tempeln und von den Denkmälern zu entfernen, wo kürzlich erst jeder sein Knie vor diesen Bildnissen des sichtbaren Gottes Roms beugte.

Er befahl ferner seinen Namen aus den öffentlichen Jahrbüchern und Inschriften der Triumphbögen verschwinden zu lassen und sein Andenken auszurotten; als wenn es dem Menschen möglich wäre, das Andenken an diejenigen zu vertilgen, welches die Geschichte feiern oder mit Flüchen beladen soll!

Was wurde unterdessen aus dem Leichnam dessen, den die Einen für den Olymp würdig erachteten und die anderen für den Schindanger bestimmten?

Das Gerücht verkündigte bald den unbedeutendsten Einwohnern Roms die Ermordung des Kaisers.

Bei dieser Nachricht stürzte sich eine arme alte Frau, die in einem kleinen Landhause an der Lateinischen Straße wohnte, voller Thränen aus demselben, und wandte sich eiligen Schrittes nach dem kaiserlichen Palast.

Es war die Amme Domitians, eine gewisse Phyllis, welche ihn und Julia, die Tochter des Titus, aufgezogen hatte.

Sie erhielt von der Freigebigkeit ihres erlauchten Gebieters ihre bescheidene Wohnung.

Im Palaste angelangt, ging sie geradesweges nach dem Gemach, in welchem der lag, den sie mit ihrer Milch genährt und wie eine Mutter geliebt hatte.

Hirsutus, niederhockend auf den Leichnam, und ihn mit wilder Freude mißhandelnd, war das einzige lebende Wesen bei dem durch ihn verrathenen und seiner Rache anheimgefallenen Fürsten. Er war wieder gekommen, um die Freuden dieser Rache zu genießen.

Es genügte der armen Phyllis ihr von Thränen überströmtes Gesicht zu zeigen, um diese abscheuliche Erscheinung des auf sein Opfer erbitterten Zwerges verschwinden zu machen.

Phyllis küßte ehrfurchtsvoll die Wunden Domitians, hob den Leichnam auf, und legte ihn in einen Sarg, den hastig einige Leichenträger fortbrachten, von welchen sie sich hatte begleiten lassen.

In der Nacht verbrannte sie seinen Körper auf einem Scheiterhaufen; und später, als der Haß und Abscheu gegen ihn sich etwas legten, trug sie heimlich seine Asche in den dem Flavischen Geschlechte errichteten Tempel.

Verzeichnen wir hier als zu dieser Erzählung gehörig eine von Philostrat und Dio Cassius berichtete Thatsache, welche die Reihe der Wunder vervollständigt, die diese beiden Geschichtsschreiber dem Apollonius von Thyana zugeschrieben haben.

Der Philosoph befand sich in dem Moment, wo Domitian unter dem Dolche seiner Mörder fiel, zu Ephesus,

in einem Garten mitten unter seinen Schülern einen Vortrag haltend. Plötzlich unterbricht er seinen Unterricht und sieht scharf auf die Erde, als hätte er einen Gegenstand vor sich, geeignet, seine ganze Aufmerksamkeit zu erregen.

Hierauf machte er drei oder vier Schritte und schreit in großer Aufregung in Gegenwart seiner von Staunen ergriffenen Zuhörer:

„Stephanus! Triff, triff den Tyrannen!“

Und indem er sich alsbald an die ihn Umstehenden wandte, sagte er:

„Freuet euch, Domitian ist soeben getödtet worden ... Ja, heute! in diesem Augenblick, hat er die Strafe für seine Verbrechen erlitten.“

Man hielt dieses Reden für Narrheit.

Als sich jedoch einige Tage nachher die Nachricht von dem Tode des Kaisers in Ephesus verbreitete, ergab es sich, daß Apollonius sich nicht getäuscht hatte, weder bezüglich des Tages noch der Stunde. In Folge seiner Verbindung mit den Verschwörern wußte er wahrscheinlich an welchem Tage und zu welcher Stunde das Opfer selbst seinen Tod zum Voraus bezeichnet hatte.

Domitian hatte 15 Jahre regiert. Er war 44 Jahre, zehn Monate und sechs und zwanzig Tage alt.

So endigte eins der verhaßtesten Ungeheuer der Menschheit.

Allerdings kann in den Augen des Christenthums und seiner erhabenen Moral der Mord niemals gerechtfertigt werden; ... indeß ist nicht zu leugnen, daß zu allen Zeiten die Völker in diesen großen Ereignissen ihrer Geschichte die Hand Gottes erkannt haben, die schwer lastet auf dem Verbrechen; um zu zeigen, daß sie dessen Triumphe nicht immer ungestraft verstattet.

Nachwort.

Von allen Persönlichkeiten, welche wir in Scene gesetzt haben, bleiben nur noch die göttliche Aurelia, die beiden jungen Caesaren Vespasian und Domitian, der Bischof Clemens, der h. Apostel Johannes, Olinthus, Cäcilia, Gurges, Marcus Regulus, Plinius der Jüngere, Apollonius von Thyana und endlich Eutrapelus, deren letzte Schicksale unsere Leser nicht kennen.

Wir versuchen jetzt, diese Lücken auszufüllen.

Wir sagen *versuchen*, denn es ist uns nicht gegeben, in Bezug auf alle die eben Genannten ihre sichern Spuren wieder zu finden, und wir werden sogar gestehen müssen, daß die Interessantesten unter ihnen gerade die sind, welche ein undurchdringliches Dunkel einhüllt.

So weiß man nicht, was aus Aurelia und den beiden jungen Cäsaren geworden ist.

Lebten sie in der Verborgenheit, von nun an vom Throne entfernt durch die Erhebung des Nerva, der bald die Adoption des Trajan folgte?

Oder waren sie unter der Zahl der Opfer der dritten Verfolgung, die nach Verlauf weniger Jahre gegen die Christen erregt wurde?

Diese beiden Hypothesen sind gleich annehmbar. Wir möchten uns jedoch der ersten zuneigen.

Es scheint uns wirklich wenig wahrscheinlich, daß Trajan, ungeachtet der Strenge seiner Edikte gewünscht

hätte, daß man sich an Prinzen wagte, von denen er nichts mehr zu fürchten hatte und daß er nicht die letzten Abkömmlinge einer Familie respectirt hätte, die Rom wegen Vespasian und Titus theuer waren.

Der Schutz und die Freundschaft Aurelia's und ihrer Vettern für Olinth, Cäcilia uud Gurges mußten auch diese den furchtbaren Prüfungen der Verfolgung entziehen. Wir glauben, es ist nicht außer aller Wahrscheinlichkeit, daß die beiden Gatten und der ehemalige Leichenbesorger ruhig die Religion zu üben fortfuhren, deren eifrigste Anhänger sie geworden waren, unter dem Schutze der hohen Zuneigung, deren sie sich durch ihre Tugenden und ihre Dienste so würdig gemacht hatten.

Nerva zeigte als Kaiser die größte Mäßigung gegen die Christen.

Seine erste Sorge war, alle Verbannte zurückzurufen und namentlich den h. Apostel Johannes, der von Domitian auf die kleine Insel Pathmos verwiesen war, wo er seine Apokalypse schrieb. Der h. Apostel kehrte nach Ephesus zurück, wo er in den letzten Jahren seines Lebens sein erhabenes Evangelium und seine drei Briefe schrieb, und unter der Regierung Trajans im hundertsten Jahre der christlichen Zeitrechnung, mehr als 97 Jahre alt, starb. —

Die Regierung Nerva's war sehr kurz. Sie dauerte nicht länger als sechszehn Monate und einige Tage.

Die Theonbesteigung Trajans schien zuerst der Kirche Gottes lange Friedenstage zu versprechen. Aber um das zweite oder das dritte Jahr seiner Herrschaft, wurden die Christen auf's Neue verfolgt mit einer Strenge und einer Beharrlichkeit, von der es bis jetzt kein Beispiel gegeben hatte, obschon Nero und Domitian selbst an der Spitze der blutigen Rachethaten gestanden hatten, die gegen die Anhänger des verhaßten und verachteten Cultus verübt wurden.

Es gehört nicht in unseren Plan zu untersuchen, warum Trajan, der beste und größte Fürst, den Rom

gehabt hat, den Ruhm seines Namens durch solche Grausamkeiten befleckte.

Wir müssen noch erwähnen, daß der heilige Bischof Clemens, einer der ausgezeichnetsten unter den Nachfolgern des Apostelfürsten, in dieser Verfolgung um das Jahr 100 n. Chr. seinen Tod fand. Es ist das wenigstens die gewöhnlichste Ansicht; obgleich einige Ungewißheit darüber obwaltet.

Die Zeit Trajans führt uns ganz natürlich zu Apollonius von Thyana, zu Marcus Regulus und endlich zu Plinius dem Jüngeren zurück.

Ungeachtet seiner Ansprüche auf Unsterblichkeit war Apollonius von Thyana zu dem Alter gelangt, wo der Mensch nothgedrungen seinen Tribut der Natur abzahlen muß. Er war nahe an hundert Jahre alt. Während dieses langen Lebens hatte der Philosoph oft den Grundsatz verkündigt, dessen erster Theil von ihm schlecht ausgeübt worden war:

„Richte es so ein, daß dein Leben verborgen bleibe. Wenn dir das nicht gelingen kann, so verbirg wenigstens deinen Tod."

In Folge dessen sorgte er dafür, daß Damis, seit sechszig Jahren sein Schüler, nicht der Zeuge seiner letzten Augenblicke wurde. Er vertraute ihm einen Brief an Nerva an, indem er ihn bat, so schnell als möglich abzureisen. Damis gehorchte und sah seinen Meister nie wieder.

Sicher gibt es nichts weniger Wunderbares, als diese Manier, die Welt zu verlassen. Auch hat Damis in seinen Denkwürdigkeiten den ohne Zweifel kurze Zeit nach seiner Abreise an einem unbekannt gebliebenen Orte erfolgten Tod des Philosophen mit Stillschweigen übergangen. Das hindert nicht den Philostratus, anzudeuten, Apollonius sei nicht gestorben, sondern in den Himmel entrückt worden. —

Marcus Regulus erhielt unter Domitian nicht die Macht, die er gehofft hatte. Seine Denunziationen gegen die Christen endigten nur damit, ihn verhaßt zu

machen und ihn um seinen Ruf der Geschicklichkeit zu bringen, den er bis dahin verdient hatte.

Als Nerva zur Kaiserwürde erhoben war, wurde er wie alle übrigen Denunzianten ein Gegenstand des Abscheus von Seiten des Fürsten, der indeß zu schwach war, um streng gegen sie zu verfahren. Es ist das ein Unrecht, das die Freunde des Kaisers ihm ziemlich lebhaft bei verschiedenen Gelegenheiten vorwarfen, und das zu bereuen er Veranlassung hatte. Wirklich gerieth, wahrscheinlich wegen einer neuen Schändlichkeit, worüber die Geschichte Näheres nicht meldet, Nerva gegen Marcus Regulus in einen so heftigen Zorn, daß er das Fieber davon bekam und fast plötzlich starb, zu Ende des Jahres 849 (98 n. Chr.)

Regulus besaß die Feigheit, die demüthigsten Anstrengungen zu seiner Wiederversöhnung mit Plinius dem Jüngern zu machen. Dieser war so edel oder so schwach, alle seine Uebelthaten zu vergessen. Er gab es sogar auf, ihn im Senat anzuklagen, aus Motiven, welche deutlich den Schrecken zeigen, den die Elenden solches Gelichters einflößten, selbst dann, wenn sie nicht mehr zu fürchten waren.

Sicher haben wenig Menschen so sehr wie Marcus Regulus Züchtigungen der Vorsehung verdient. Und dennoch sehen wir ihn unter Trajan im ruhigen Genusse seiner prächtigen Wohnung und seiner unermeßlichen Reichthümer, und er starb in einem vorgerückten Alter.

Die gewissenhaftesten Schriftsteller gestehen, daß man weder die Zeit noch die besondern Umstände des Todes Plinius des Jüngern kennt. Man vermuthet, daß derselbe ihn nach seiner Rückkehr von Bithynien ereilte, wo er die Christen verfolgt, wie es sein berühmter Brief an Trajan bezeugt, auf den wir bereits angespielt haben.

Es ist merkwürdig, daß der Tod eines durch sein Genie und durch die hohen Aemter, die er bekleidete, so hervorragenden Bürgers wie Plinius, so unbemerkt erfolgen konnte.

Sollten also die Legenden, welche aus ihm einen Märtyrer machen und ihm den Namen des Ehrwürdigen beilegen, Recht haben? Diese sehr alten Sagen sind freilich von sehr bestreitbarer Autorität. Nach ihnen soll Plinius der Jüngere bei seiner Rückkehr aus Bithynien über die Insel Kreta gereist sein, wo er von dem h. Titus, dem Schüler des h. Paulus, und von demselben zum Bischof dieser Insel eingesetzt, bekehrt sein soll. Später soll der Exproconsul in Como, seiner Vaterstadt am 7. August den Märtyrertod erlitten haben.

Alle diese Einzelheiten haben uns zu weit von Eutrapelus, den trefflichen Bartscheerer, entfernt; wir dürfen jedoch den Leser nicht in Ungewißheit lassen über das Schicksal dieser interessanten Persönlichkeit.

Domitian machte ihn nicht zum Senator.

Starb der Barbier aus Verdruß, in dieser Hoffnung gescheitert zu sein, die der Traum seines ganzen Lebens gewesen war?

Die Geschichte sagt es uns nicht.

Sie gefällt sich oft darin, diejenigen in Schatten zu hüllen, welche sie am meisten ins Licht gestellt hat; und rächt sich für den Glanz ihres Lebens durch die Dunkelheit ihres Grabes.

Bayerische Staatsbibliothek München

Landesbibliothek
Oldenburg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Quinton, M. A.

Aurelia, oder Die Juden der Porta Capena Von M. A. Quinton. Aus dem Französischen. Autorisirte Uebersetzung

Bd.: 2

Münster 1867
P.o.gall. 2566 y-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10101501-0